Der

Schulmeister von Sadowa.

Von

Jos. Lukas.

Motto: Vom Extra-Glas, aus frischem Spund
Da mag ich gerne nippen.
Ein Wort, das Jeder führt im Mund,
Erstirbt mir auf den Lippen.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1878.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Es scheint mir zweckmäßig zu sein, diesem Buche drei Bemerkungen vorauszuschicken, von denen die erste den Inhalt, die andere die Form desselben und die dritte meine Person betrifft.

Der Inhalt ist ein Nothsignal für die deutsche Nation. Als ich vor dreizehn Jahren meine erste Schrift gegen den Schulzwang dem Publikum vorlegte („Der Schulzwang ein Stück moderner Tyrannei." Landshut, Jos. Thomann 1865.), da erweckte sie beinahe denselben peinlichen Eindruck, wie ein Attentat zum Sprechen an einem Orte des Schweigens. Aber seitdem sind die verheerenden Wirkungen unseres Schulsystems aus dem Industriepalast zu Philadelphia heraus und von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses herab so laut besprochen worden, daß zu hoffen steht, mein Auditorium werde diesmal etwas williger sein. Es lebt in mir die Ueberzeugung, daß die moderne Schule nicht einer Reme-

dur, sondern eines revival, wie der Engländer sich ausdrückt, bedürftig sei. Vorliegendes Buch enthält den Angstruf: „Wasser auf die Stricke!“ Es ist inspirirt von aufrichtiger Liebe zum deutschen Vaterland. Der conservative Mann in Gesellschaft, Kirche und Staat wird, wie ich glaube, aus jeder Zeile sprechen. Ich habe die Schulfrage nicht als Landes- oder Confessions- oder Parteifrage, sondern als Culturfrage behandelt. Das Buch ist mehr als zeitgemäß: es ist nothwendig, darum erscheint es. Nicht die Lichter soll es auslöschen und Finsterniß schaffen auf Erden, aber es soll helfen, daß die Schule der Gesellschaft zurückgegeben werde, daß „die Natur erwache“, um mit dem Dichter zu reden.

Was die Form anbelangt, so habe ich durchweg eine wissenschaftliche Objectivität angestrebt. Die Erörterungen, welche dieses Buch bietet, sind allgemeiner Natur. Die synthetische Methode, welche eingehalten ist, machte es unvermeidlich, daß bei Streifung einspielender Citate, Anecdoten und Notizen specielle Verhältnisse berührt wurden. Aber immer nur unter einem Tangential-Winkel, niemals wurde direct darauf gezielt. Im Uebrigen sind diese Ausführungen generell, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Staatsgebiet oder auf bestimmte Personen. Auch im Kampfe mit Gallusdinte glaube ich zu wissen, was Ton ist und was nicht.

Die Persönlichkeit des Verfassers dürfte im Contexte wenig bemerkbar sein. Meine Freunde und Nachbaren aber werden sich vielleicht darüber moquiren, daß ich ja selber in amtlicher, wenn auch sehr bescheidener Stellung den Schulzwang prakticiren helfe. Dies ist wahr; und ich glaube, daß ich es loyal und präcis thue. Ein Anderes ist persönliche Ansicht, ein Anderes dienstliche Pflicht. Der Offizier geht in's Gefecht, gleichviel ob er den Plan der Schlacht für gut hält oder für verfehlt. „Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung:" sagt Wrangel in „Wallenstein's Tod" A. 1. Sc. 5. Man kann über die verschiedenen „Wesen" des Staates seiner eigenen Meinung sein, das öffentliche Exequatur ist bloß der Meinung des Ministers beigegeben. Im Uebrigen aber verzichte ich nicht auf die Ehre, der Erste und lange der Einzige gewesen zu sein, der die centnerschwere Tarnkappe zu lüften suchte, die auf unserem Schulwesen lastet. Am 10. Jänner 1873 debattirte die Nationalversammlung in Versailles die Errichtung eines Unterrichtsrathes. Dupanloup sprach: „Ich will die Gründe aufzählen, welche für die Vertretung der höheren Geistlichkeit im Unterrichtsrathe sprechen. Erstens haben wir Bischöfe unseren Platz im Unterrichtsrathe als Vertreter jenes Princips der Lehrfreiheit, welches wir zuerst verlangt und endlich errungen haben. Ich darf als Bischof von Orleans wohl den Ausspruch der Jeanne

d'Arc citiren: Wir waren beim Kampfe, nun wollen wir auch bei der Ehre sein." In Deutschland sind wir noch nicht so weit. „Ich sitze am Ufer und warte auf Wind." Beim Kampfe *sind* wir; bei der Ehre *werden* wir sein.

Die Welt ist rund, ist kugelrund,
Sie dreht sich, weil sie rund ist.
Es lobte einst fast jeder Mund,
Was heute auf dem Hund ist.

Und was ihr heute unten seht,
Ist morgen wieder oben,
Und was man heute viel geschmäht,
Das wird man morgen loben.

Dalking (im bayer. Wald), im Vorfrühling 1878.

Jos. Lukas.

Inhalt.

Zur Einleitung.

	Seite
Erstes Kapitel: Zur Diagnose	3
Zweites Kapitel: Die Societät	11
Drittes Kapitel: Der Staat	20
Viertes Kapitel: Die Kirche	32
Fünftes Kapitel: Societät, Kirche und Staat	42
Sechstes Kapitel: Die Schule	53

Erstes Buch.

Schule und Societät.

Erstes Kapitel: Die Schule als Surrogat der Familie	67
Zweites Kapitel: Schule und Nationalität	86
Drittes Kapitel: Durch die Schule werden die Stände zerstört .	100
Viertes Kapitel: Die Schule degenerirt den Adel	108
Fünftes Kapitel: Die Schule nivellirt das Bürgerthum . . .	117
Sechstes Kapitel: Die Schule verdirbt die Bauern	126
Siebentes Kapitel: Die Schule schwächt die Körperkraft des Volkes	136
Achtes Kapitel: Die Schule verwischt die Originalität der Geister	152
Neuntes Kapitel: Die Schule reducirt auch die Kräfte des Geistes	169
Zehntes Kapitel: Die Schule ruinirt die deutsche Juduſtrie . .	181
Elftes Kapitel: Die Schule erzeugt den Mangel an landwirthschaftlichen Dienstboten . .	204
Zwölftes Kapitel: Die Schule erzeugt das Proletariat	221
Dreizehntes Kapitel: Die Schule ist die Carrikatur der Gesellschaft	236

Zweites Buch.

Schule und Kirche.

Seite
Erstes Kapitel: Die freie Schule ist eine Schöpfung der Kirche . 245
Zweites Kapitel: Die Staatsschule ist ein Kind der Reformation 267
Drittes Kapitel: Die moderne Schule ist zur Gegen-Kirche bestimmt 277
Viertes Kapitel: Was die Schule in der Moral leistet 287
Fünftes Kapitel: Von den wissenschaftlichen Leistungen der Schule 302
Sechstes Kapitel: Autodidacten und Dilettanten 323
Siebentes Kapitel: Auch die Kunst gedeiht nicht in der Schule . 342
Achtes Kapitel: Die Verdienste der Vandalen um die Kunst . . 364
Neuntes Kapitel: Die Schule im Sprüchwort 374

Drittes Buch.

Schule und Staat.

Erstes Kapitel: Das Staatsmonopol des Unterrichts und der Schulzwang 385
Zweites Kapitel: Die Schule entseelt die Gemeinde 407
Drittes Kapitel: Die Schule im Verhältniß zur Naivetät des Volkes 418
Viertes Kapitel: Von den Wirkungen der Schule auf das conservative Element 427
Fünftes Kapitel: In der Schule verdunstet der Patriotismus . 435
Sechstes Kapitel: Der Schulzwang propagirt den Knechtssinn . 448
Siebentes Kapitel: Avers und Revers, oder Schulwuth und Militarismus 465
Achtes Kapitel: Das Complement des Schulzwanges ist der Communismus 482

Zur Einleitung.

Erstes Kapitel.

Zur Diagnose.

„Man sieht oft, wie Herr Wieland spricht,
Den Wald vor lauter Bäumen nicht."
Blumauer.

Daß die Kirche etwas Anderes ist und daß der Staat etwas Anderes ist, darüber sind die Gelehrten im Reinen. Es ist Sprachgebrauch geworden, diese beiden Institutionen die großen Gesellschaftsmächte zu nennen, wodurch offenbar gesagt ist, daß es noch ein Drittes gibt, nämlich die Gesellschaft selber. Allein formell bewußt ist man sich dieses Unterschiedes noch nicht überall geworden, trotz des überall angenommenen Sprachgebrauches. Der Staat sei gar nichts, als eben die geordnete, die organisirte Gesellschaft. Die Gesellschaft gehe unter unseren Verhältnissen im Staate auf, falle mit ihm zusammen.

Es ist merkwürdig, wie diese Täuschung so zähe sich erhalten konnte in einer Zeit, wo nicht bloß unzählbare Nekrologe, sondern beinahe jedes Grabkreuz auf dem Dorffriedhofe so scharf zu unterscheiden pflegen zwischen den Tugenden und Untugenden eines Mannes als Mensch, Christ, Bürger, Familienvater rc. Freilich ist ein und derselbe Mensch zugleich Mitglied der menschlichen Gesellschaft und Bürger eines staatlichen Gemeinwesens; allein je nach einer dieser Stellungen kann er ganz verschiedene Rechte, Pflichten und Eigenschaften haben. Es gibt wirklich Leute, die gute Familienväter sind und ganz schlechte Bürgermeister sein würden. Die Unterscheidung ist aber sehr wichtig. Es geht durch die Welt ein allgemeines Unbehagen: Fliegende Hitzen und

Schüttelfrost durchschauern die Zeit. Wenn nun wirklich ein Unterschied ist zwischen Staat und Societät, so wird es sich vor Allem fragen, ob dem Kranken ein politisches oder ein sociales Kräutlein zu verordnen sei. Der Operateur verkennt gar oft den wahren Sitz des Uebels und schneidet darum an der falschen Stelle. Er verfährt als Doctor wie jener alte Oberst als Patient verfuhr, der das gesunde Bein unter die Douche hielt, weil ihm das kranke dabei zu wehe that. Man heilt den Pauperismus nicht durch eine neue Constitution.

Allmälig kommt aber auch hier die Wahrheit zum Durchbruch, wenigstens in der Theorie. Ja wir sind hierin schon so weit fortgeschritten, daß der vielgelesene Socialpolitiker Riehl die Erkenntniß des Unterschiedes zwischen Societät und Staat für eine auszeichnende Idee unserer Zeit erklären konnte. „Jedes Zeitalter," schreibt er, „findet ein paar große Wahrheiten, ein paar allgemeine Sätze, mit denen es sich seine eigene Welt erobert. Ein solcher Satz ist für unsere Epoche in der folgenschweren Unterscheidung gefunden, daß die „bürgerliche Gesellschaft" durchaus nicht gleichbedeutend sei mit der „politischen Gesellschaft", daß der Begriff der „Gesellschaft" im engern Sinne, so oft er thatsächlich hinüberleiten mag zum Begriffe des Staates, doch theoretisch von demselben zu trennen sei [1])." In der Theorie also wäre die Emancipation der Gesellschaftsidee von dem Despotismus der Staatsidee eine gesicherte Errungenschaft unserer Zeit; nicht also ist es in der Praxis. Hier ringen die beiden Ideen einen Kampf auf Leben und Tod; denn der Liberalismus will die Gesellschaft durch den Staat verschlingen, der Socialismus aber den Staat in die Gesellschaft auflösen. Vielleicht gelingt es der Societät sich zu emancipiren von dem allmächtigen Staat, vielleicht bildet sich ein

---

1) W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttgart, J. G. Cotta 1861, Volksausgabe, S. 4.

gesundes Verhältniß aus der Krisis heraus, vielleicht aber auch geschieht es nicht. Augenblicklich ist die Emancipation der Gesellschaft vom Staat die Quelle von tausenderlei Kampf und Qual, aber auch die Bedingung unserer Zukunft.

Allgemach vollzieht sich eine merkwürdige Wandelung in den streitenden Parteien des Jahrhunderts. Noch vor einem Menschenalter waren es in England die Tories und die Wighs, in Frankreich die Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten und Republikaner, bei uns die Conservativen, Constitutionellen und Radicalen, welche die öffentliche Meinung beschäftigten. Das waren die Parteinamen, welche in den dreißiger Jahren die Spalten der Journale belebten. „Die alten Parteien sind verschwunden," sagte Napoleon III., als man ihm das Resultat der französischen Wahlen vom Sommer 1869 vorlegte. Allerdings, sie sind verschwunden, oder verschwinden eben erst; aber nicht vor seinem Stern. Ganz andere Sterne beschäftigen jetzt die Wetterpropheten Europa's. Die Gegensätze der Proletarier, Bürger, Junker, des Kapitals und der Arbeit gewinnen immer frischere Farben. Die sociale Frage erhebt ihr Haupt. Und so drohend bäumt es sich auf dieses sociale Fragezeichen, daß ernste Diagnosten der Zeit glauben, es werde ausschließlich die Zukunft beschäftigen. Höchstens noch eine politische Krisis, so sagt man, würde das alte Europa durchzumachen haben, dann sei das Zeitalter der politischen Kämpfe vorüber. Unsere Nachkommen würden kaum mehr begreifen können, wie der Rhein und der Main, der Orient und das europäische Gleichgewicht einmal Fragen gewesen seien, über die sich die Völker ihre Köpfe nicht zerbrochen, sondern zerschlagen haben. Dagegen würde dann der Massenschritt der Arbeiterbataillone in Europa erdröhnen und die sociale Frage würde durch die blutgetränkten Straßen schreiten auf eisernen Sandalen mit fliegendem Haar.

So schwer es hielt, den Satz, daß die bürgerliche Gesellschaft zu unterscheiden sei von der politischen, auch nur in der

Theorie festzustellen, so haben doch alle Parteien daran gearbeitet. Von den Männern, deren Staatsideal die geschichtliche Rechtsbeständigkeit ist, bis hinab zum rothen Communisten haben bewußt oder unbewußt alle ihr Scherflein dazu beigetragen. Nur allein die polizeistaatliche Bureaukratie thut nicht mit. Würde sie aufhören, diese Unterscheidung zu ignoriren, so würde sie sich selbst in ihrem innersten Wesen vernichten. Darum auch die augenfällige Erscheinung, daß unsere socialpolitischen Parteien, die sonst in nichts einig sind, einzig und allein Bruderschaft halten in ihrem Haß gegen die Bureaukratie.

Die Geister Europa's wittern bereits die vorgerückte Stunde. Sie reden nicht mehr von Cabinetspolitik, sondern hüllen ihre Staatsactionen, so gut es geht, in die sociale Toga. Als Louis Napoleon sich an die Spitze Frankreichs geschwungen hatte, da proklamirte er sich nicht als den Retter des Staates, sondern als den „Retter der Gesellschaft". Der Chef des Staates wollte Retter der Gesellschaft werden, mit dem Steuerruder wollte er die unter der Bemannung ausgebrochene Schiffskrankheit heilen! Man konnte damals einen Augenblick lang hoffen, daß der Napoleonide begriffen hätte, wo die Zukunft seines Landes liege. Vom „Retter der Gesellschaft" schien man erwarten zu dürfen, daß er die Gesellschaft wieder in ihr Recht einsetze, sie einerseits aus der Knechtschaft des Staates befreie, ihr anderseits aber den unentbehrlichen staatlichen Schutz nicht entziehe. Man glaubte am Morgen des zweiten Kaiserreiches, der Schöpfer einer neuen Socialpolitik habe sich angekündigt, der aus den gesunden Elementen der französischen Gesellschaft eine neue Generation herausbilden werde. Alle diese Hoffnungen wurden getäuscht. Der zweite Dezember wollte mit staatlichen Mitteln sociale Uebel heilen. Mit dem allgemeinen Stimmrecht, einer strammen Centralisation, einer schlagfertigen Armee und einer allgegenwärtigen Polizei kann man wohl einen starken Staat herstellen, aber nicht die Leiden der Gesellschaft heilen. Die gesellschaftlichen Factoren der Stände,

der Körperschaften, der Kirche u. s. w., sie fesselte dieser „Retter der Gesellschaft“ und gab sie den corrussiven Elementen der Zeit schutzlos preis. Dadurch hat er sich entpuppt als ein Bureaukrat im Großen. Denn das ist das Wesen der Bureaukratie, daß sie, die eine politische Einrichtung ist, das sociale Leben beherrschen will. Die Gesellschaft ist ein Organismus, die Bureaukratie ist ein Mechanismus; die Mechanik aber ist bei organischen Leiden nur in seltenen Fällen anwendbar. Man schützt eine gesunde Brust durch einen Stahlpanzer; aber man heilt keine kranke damit.

Auch in anderen Ländern hat wohl die Krankheit der Gesellschaft die Einsicht erzwungen, daß die Societät überhaupt da sei; aber das theoretische Erkennen hat die rechte praktische Behandlung noch nicht zur Folge gehabt. Ueberall haben sie sociale Gesetze gemacht. Kaum hatte sich in Bayern unter König Max II. der Liberalismus dauernd in Besitz der Herrschaft gesetzt, so fing er an, Socialgesetze en gros zu fabriciren. Die Politik verstummte, besonders seit 1866, in den Räumen des bayerischen Ständehauses fast ganz; aber der Socialgesetzgebungsausschuß erklärte sich in Permanenz. Oesterreichs leitende Staatsmänner ließen unter der Beust'schen Aera den Staat in zwei und mehrere Theile zerfallen, um nur schnell die Gesellschaft in Angriff nehmen zu können. Sociale Gesetze, wie die über Ehe, Schule und dergl. erklärten sie, o Schauspiel für Götter! als „Grundrechte“ des Reiches.

Während in solcher Weise die Staatspolitiker ihre Herrschaft über die Societät auszudehnen suchen, streben die Socialpolitiker des Staatsruders sich zu bemächtigen. Schon das System Lassalle's macht ja die Rettung der Gesellschaft abhängig von einer großartigen Staatshilfe. Auf dem „internationalen Congreß der europäischen Demokratie“ in Basel 1869 erklärte gleich bei der Eröffnungsfeier am 5. September Nachmittags der Agitator Hinz aus Brüssel, „auch eine Republik wie die schweizerische sei unnütz,

so lange die Bourgeoisie, die sich an des Adels Stelle gesetzt und nun die Massen ausbeute, nicht vernichtet sei." Der bekannte Socialdemokrat Bürkli in Zürich legte dem Congreß eine Denkschrift vor, die folgende Sätze enthielt: „Der Socialismus bleibt für die regierende Classe ein ungefährlicher Popanz, so lange ihm der politische Stützpunkt zu einem socialen Hebel fehlt, womit er die alte Gesellschaft aus den Angeln heben kann. Die socialen Ideen brauchen zu ihrem Aufkeimen im Leben eine eigentliche Staatsform, d. h. günstige äußere Verhältnisse, und diese sind ja eben die socialdemokratischen Gesetze, welche nur von den arbeitenden Massen gemacht werden können, die eine sociale Umgestaltung herbeiwünschen [1])."

So suchen sich also die Socialisten des Staates zu bemächtigen und die Staatsmänner hinwiederum der Societät. Jene wollen den Staat der Gesellschaft dienstbar machen, diese die Gesellschaft dem Staate. Die Staatsmänner suchen die Uebel des Staates in der schlecht organisirten Gesellschaft, die Socialisten erkennen als den unversiegbaren Quell socialer Leiden die schlechte Organisation des historischen und des modernen Staates. Alle aber wollen die schweren Leiden der Zeit heilen, jeder in seiner Weise. Und gerade dieses Ringen socialer und politischer Kräfte vermehrt die Schrecken und Aengsten der Zeit. Es ist das rechte Verhältniß zwischen Staat und Gesellschaft gestört; so lange es vorhanden war, gab es keine Grenzstreitigkeiten.

Noch existirt eine zweite große Gesellschaftsmacht neben dem Staate, das ist die Kirche. Beide sind Gesellschaftsmächte in dem Sinne, als die menschliche Gesellschaft das Feld ihrer Thätigkeit, der Zweck ihres Daseins ist, und als Beide in der That die menschliche Gesellschaft, jede in ihrer Weise und ihrer Sphäre, beherrschen. Auch Staat und Kirche sind in einen großen Grenzkrieg verwickelt. Der Staat prätendirt die Herrschaft auch über

1) Allg. Ztg. Nr. 275, 2. Okt. 1869.

die Kirche, also die ausschließliche Leitung der Societät und er hat in diesem Ringen gegenwärtig bedeutende Vortheile erobert. Die Kirche ist vielfach verdrängt aus dem socialen Leben durch den modernen Staat, und je mehr die Kirche geschwächt wird, desto unruhiger, desto kränker wird die Gesellschaft.

Gesellschaft, Kirche und Staat heißen also die drei großen Fragezeichen der Zeit. Das rechte Verhältniß zwischen denselben ist zerstört und die ordnenden Rechtsschranken zwischen ihnen sind noch nicht hergestellt. Der Kampf wird mit Zündnadeln und Granaten geführt; denn nicht bloß bei Castelfidardo, sondern auch bei Solferino kämpfte der Staat gegen die Kirche, Preußens Feldzug von 1866 war ja bekanntlich „ein Gustav-Adolphs-Ritt in's katholische Land," und „bei Sedan wurde der Vatikan gestürzt". Das große Schlachtfeld aber, auf dem der Kampf endlich ausgefochten werden wird, ist die Schule. Dieser Satz bedarf keines Beweises, weil er von Niemand angefochten wird. Die Kirche ist die „Mutter der christlichen Schulen", sie hat die Universitäten geboren und die Dorfschulen. Der moderne Staat aber behauptet, die Tochter sei jetzt alt genug, um der mütterlichen Gewalt zu entlaufen, und er wolle sie freien. Leider kennt der moderne Staat das Christenthum nicht und also auch nicht die freie Stellung der Frau; wo es ihm gelang, die Schule an sich zu reißen, entwürdigte er die Freigeborne zur willenlosen Sklavin.

Ueberschauen wir nun mit einem Blicke die Lage! Die menschliche Gesellschaft ist das Object der Weltgeschichte. Zwei große Mächte sind es von jeher gewesen, welche sich die Erziehung, Leitung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zur Aufgabe gemacht haben: die Kirche und der Staat. Von Uneinigkeit und Kampf zwischen Beiden haben wohl die meisten Jahrhunderte zu erzählen; aber so ausgedehnt und so erbittert wie gegenwärtig war der Kampf noch nie. Auch sind die Waffen früher nicht so grausam gewesen. Der Kampf ist zwar auf der ganzen Linie

entbrannt, wo aber ein Schulhaus steht, da tobt er noch heißer; denn die Schule gilt als die entscheidende Position. Nicht um das Ringen physischer Kräfte ist es uns hier zu thun, obschon sie gerade im Schulstreite nicht geringe anzuschlagen sind, da der Staat seine Gründe mit dem Polizeistocke und dem Bajonnete unterstützt und hinter seinen „Rechten" die Kanonen aufgefahren hat; sondern die Kenntniß, Erforschung und Durchdringung der moralischen Motive steht für uns in erster Linie. Wir werden also die Natur und den Zweck der menschlichen Gesellschaft, der Kirche, des Staates und der Schule zu erforschen trachten, daraus ihre natürliche Aufgabe entwickeln, ihre natürlichen Grenzen und Berührungspunkte zu gewinnen suchen und so uns ein Urtheil über die Berechtigung des Kampfes bilden. Alsdann aber auch werden wir die Chancen des künftigen Ausganges erwägen und die unausbleiblichen Folgen. Wir wollen das Drama des modernen Schulstreites schreiben; das erste Kapitel war das „Verzeichniß der Personen".

Zweites Kapitel.

Die Societät.

„Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."
Schiller.

Zunächst besteht die Menschheit eben aus Menschen, d. h. aus einzelnen Individuen. Auch die Wüste besteht aus einzelnen Sandkörnern und sogar das Bauwerk aus einzelnen Ziegeln; aber nicht also ist die Menschheit zusammengefügt. Der Sand der Wüste und die Steine der Mauer sind nur durch Zufall und Berechnung in ein äußeres mechanisches Nebeneinander gebracht; die Menschen aber stehen untereinander in organischen Verbindungen. Die Menschen sind von Natur aus so gebildet, daß sie auf einander angewiesen sind, daß sie sowohl zu ihrer Fortpflanzung als zu ihrer Fortbildung in verschiedene Beziehungen zu einander treten müssen. Die einzelnen Individuen müssen sich naturnothwendig gliedern, zur Erreichung ihrer natürlichen Aufgaben sich besondern und dann in den einzelnen Sondergruppen wieder sich verbinden. Indem sich die Menschheit besondert, bildet sie erst die menschliche Gesellschaft, die Societät. Ein Aggregat von einzelnen gleichartigen Individuen wäre keine Gesellschaft, so wenig als eine Rolle Dukaten eine Gesellschaft ist. Homo est animal sociale. Dadurch, daß der Schöpfer diesen socialen Trieb in die Natur des Menschen legte, ist das organische Naturgebilde der Gesellschaft eine göttliche Ordnung. Die Kirche ist unmittelbar göttlicher

Einsetzung; und daß der Staat, so viel auch allenthalben Menschliches an ihm sein mag, im letzten Grunde dennoch eine gottgewollte Institution sei, darüber sind unzählige Bücher geschrieben worden. Daß aber auch die Gesellschaft ein organisches Gebilde, eine Naturordnung sei, daß sie der Schöpfer gesetzt und gewollt habe, das haben praktisch alle Jahrhunderte, theoretisch aber erst die Neuzeit anerkannt.

Wir haben gesagt: erst dadurch, daß die Menschen sich gliedern und ordnen, sich in ein bestimmtes Neben-, Ueber- und Untereinander bringen, bilde sich die menschliche Gesellschaft. Eine gleichheitliche, allgemein menschliche Universalgesellschaft gab es nur im Paradiese und da nur — so lange Adam allein war. Denn mit der Erschaffung der Eva war die natürliche Ungleichheit und damit die sociale Abhängigkeit und Unterordnung, d. h. die Gliederung der Gesellschaft, als ein Naturgesetz aufgestellt. Nicht durch die Socialisten, sondern durch den jüngsten Tag erst wird die gleichheitliche Universalgesellschaft begründet werden; weil wir dann nicht mehr Mann und Weib, nicht mehr Menschen sein werden, sondern wie die Engel des Himmels.

Die Besonderung des Geschlechtes also, die Theilung der Menschheit in Mann und Weib bildet den Keim der menschlichen Gesellschaft, und die natürliche und ursprünglichste Gliederung der Menschheit ist ohne Zweifel die Familie. Die Familie setzt nur das Individuum voraus, die Gesellschaft aber bereits die Familien. In der Familie stecken keimartig und keimfähig bereits die übrigen großen Gruppen der Gesellschaft. Die ganze Menschheit stammt ja von Einem Paare, und wenn sie wieder ausstürbe bis auf ein einziges Paar, so könnte sie sich gleichwohl aus diesem bis zum jetzigen Umfang entwickeln. Entfaltet sich eine Familie durch eine Reihe von Generationen zu einer Summe von Familien, die durch den Faden der gemeinsamen Abstammung zusammenhängen wie die Beeren an der Traube, so hat sich eine Sippe oder ein Geschlecht gebildet. Bei weiterer Verzweigung

übernehmen es nun die Meere, die Flüsse, die Gebirge, überhaupt die Verschiedenheit von Grund und Boden, neue verschiedene Gruppen von Geschlechtern zu bilden, die gleichwohl durch Blut, Sitte und Sprache zusammenhängen wie die Trauben an der Rebe, und das sind die Stämme. Eine ganze Familie von Volksstämmen aber, welche ihre mitunter sehr bedeutende Nüancirungen und Eigenarten gleichwohl aus dem gemeinsamen Wurzelwerk der Abstammung, Sitte und Zunge getrieben haben, wie hundert Reben wachsen aus einem Weinstocke, das ist die Nation.

Die Familie also ist der natürliche Keim der Volkspersönlichkeit, d. h. der bürgerlichen Gesellschaft. In natürlicher Entfaltung weitet sie sich aus in Sippe, Stamm und Nation; aber durchaus nicht in den Staat. Man hat oft den Staat eine erweiterte Familie geheißen; aber ganz und gar mit Unrecht. Der Staat ist ein Mechanismus, die Gesellschaft ist ein Organismus. Es gibt ja Staaten, die aus ganz verschiedenen Stämmen zusammengesetzt sind, wie z. B. Oesterreich, und anderseits gibt es Stämme und Nationen, die in verschiedene Staaten zerrissen sind, wie das unglückliche Polen. Aber selbst wenn die Nationalitätenpolitik consequent durchgeführt wäre in der ganzen Welt, auch dann noch nicht wäre der Staat eine erweiterte Familie, wie die Nation es ist. Denn der Staat und die bürgerliche Gesellschaft ruhen auf zwei ganz verschiedenen Lebensprincipien. Der Staat gründet sich auf die Idee des Rechtes, die Societät aber auf die Idee der Sitte. Der belebende Nerv der Familie ist nicht das Recht, sondern die gegenseitige Liebe, welche sich an ihren beiden entgegengesetzten Polen äußert als Autorität und Pietät. Weil Vater und Mutter die Auctores, die Urheber der Familie sind, darum besitzen sie von selber auch die Auctoritas, die Macht der Autorität. Der Vater, als das Familienhaupt, ist auch der natürliche Träger und Repräsentant dieser Autorität. Weil aber die Autorität die Gewalt des Urhebers ist, so ist sie eben die Frucht der natürlichen Liebe und

Aufopferung des Vaters für sein Kind. Der väterlichen Autorität entspricht die kindliche Pietät, das ist die natürliche Liebe und vertrauensvolle Hingebung des Kindes an den Vater. Unter dem gleichen Gesetze der Liebe, Aufopferung und Hingebung stehen Vater und Mutter, Mann und Frau. Aus diesem natürlichen Verhältnisse der Familienglieder zu einander entwickelt sich im Fortgange des Familienlebens die Familiensitte, welche für die Familie das ist, was die Bildung und Formirung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist. Eine von irgend einem Familienvater getroffene Einrichtung ist zur Familiensitte geworden; indem die Familie durch eine Reihe von Geschlechtern sich fortsetzte, wurde sie zum Stamm, die fortgeerbte Familiensitte aber zur Stammessitte, zum „Brauche". Wie dann die Nation das Ergebniß einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen unter bestimmten äußeren Verhältnissen ist, so erscheint auch die nationale Sitte als das organische Produkt des gleichen Naturprozesses. Aber der Lebensnerv des ganzen gesellschaftlichen Organismus ist und bleibt die Sitte[1]). In der Entwickelung der fortschreitenden Cultur ist es unvermeidlich, daß die staatlichen Rechtsverhältnisse auch die Familie nahe berühren, daß gewisse Familienverhältnisse auch in die Rechtssphäre des Staates hineingezogen werden. Aber auch dann noch betrachten wir mit Fug und Recht das Familienrecht nicht als einen Theil des öffentlichen Rechtes, sondern des Privatrechtes. Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Philosophie wie der Staats- und Volkswirthschaft, die öffentlichen Rechtsgewohnheiten der Völker mit den Resten der überlieferten Familiensitten zu vergleichen, auf daß man inne werde, welch' geheimnißvoller Austausch zwischen der Sitte des Hauses und der nationalen Gesetzgebung bestehe.

Daran wird Niemand zweifeln, daß die Familie vor der

---

1) W. H. Riehl, Die Familie. Vgl. das ganze Kapitel von der „Idee der Familie".

Sippe existirte und die Sippe wiederum vor dem Stamme; damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß die Societät älter sei, als der Staat. Es ist demnach thatsächlich, daß die menschliche Gesellschaft existirt hat ohne den Staat und mit der Wirklichkeit ist zugleich auch die Möglichkeit erwiesen. In der Kindheit der Völker ist auch das Familienleben schon vollständig entwickelt, das Staatsleben dagegen schlummert noch. Der Gedanke individueller Freiheit und dessen was wir persönliche Menschenrechte nennen, ist noch nicht aufgewacht, während das Recht der Familie bereits in vollster Kraft steht. Dadurch entsteht eine Alleinherrschaft des Hauses und eine Zwingherrschaft der Sitte, die im patriarchalischen Zeitalter jedes öffentliche und private Recht verschlingt. Während bei uns der crasse Individualismus die Familie aufzulösen droht, scheint in patriarchalischen Zuständen die Familie das Individuum zu absorbiren. Das Leben des Kindes ist vielfach in die Gewalt des Vaters gegeben; nicht selten kauft sich der Mann die Frau, und sie ist dann seine Sklavin; bei den Hindus gar steigert sich der Despotismus der Familien-Idee bis zur Wittwenverbrennung.

Das merkwürdigste Beispiel eines Volkes, das ohne alle staatlichen Einrichtungen bloß durch das gesellschaftliche Princip der Sitte sich forterhält, bilden die Zigeuner. Dieses Volk hat kein Land, keine Stadt, kein Haus, kein Gesetz; die Familien- und Stammessitte allein hält es zusammen. Nur innerhalb der Familie und des Stammes gibt es eine Sittlichkeit, gibt es Recht und Gesetz; die ganze übrige Welt ist dem Zigeuner vogelfrei. Den Bruder der großen Stammesfamilie soll er nicht betrügen, nicht bestehlen, er soll ihm kein Geld schuldig bleiben; wenn er andere Leute betrügt oder bestiehlt, so hat das nichts zu sagen. Denn nur innerhalb des Stammes gilt das Sittengesetz. Wenn der Bruder ihn beleidigt, so ist seine Ehre gekränkt; der Fremde dagegen mag ihn treten, das kränkt seine Ehre so wenig, als der Biß eines Hundes, es fordert nur seine geheime Rache heraus.

Der Zigeuner hat Familienüberlieferungen. Er liebt es, dieselben beim Feuer des nächtlichen Lagers im Walde den Seinen zu erzählen und träumend in dem vergangenen Glanze seines Geschlechtes zu schwärmen. Aber er hat keine Volksgeschichte. Er kann uns nicht einmal andeuten, wann sein Volk nach Spanien, nach Europa gekommen ist. Er weiß nicht, woher es kommt und wohin es geht.

Abgesehen von den Zigeunern und einigen patriarchalischen Stämmen in Asien und Afrika steht gegenwärtig kein Volk der Welt außerhalb des Verbandes staatlicher Organisation. Dadurch aber hat die menschliche Gesellschaft nicht aufgehört zu bestehen und ist nicht im Staate aufgegangen. So wenig als die Familie aufhört, weil der Mann Mitglied der Gemeinde und die Frau Mitglied des Lesezirkels und das Kind Mitglied der Schule geworden ist, ebensowenig hört die menschliche Gesellschaft auf, wenn sie sich staatlich organisirt. Denn in erster Linie ist der Mensch immer Mitglied der Societät, dann erst des Staates. Die großen Zwecke der Schöpfung gelten der Menschheit; der Staat ist nur ein Hilfsmittel, sie zu erreichen. Der Staat kann fallen, die Gesellschaft bleibt. Wir haben vor unseren Augen die Staaten Neapel, Hannover, Kurhessen, Nassau fallen und verschwinden sehen; die betreffenden Stämme und Völkerschaften, die menschliche Gesellschaft in jenen Territorien ist geblieben. Die tausend und tausend Blüthen der Cultur sprossen aus dem Boden der Societät, und der Staat vervollkommnet sich nur, wie sich ja alle menschlichen Hilfsmittel und Werkzeuge mit fortschreitender Zeit verbessern. Auch in den entwickeltsten Verhältnissen, die ohne staatliche Gebundenheit gar nicht mehr bestehen könnten, unterliegt der größte Theil aller menschlichen Thätigkeit rein nur der Controle der Sitte und wickelt sich ab innerhalb der Competenz der Gesellschaft. Täglich werden Millionen Käufe und Verkäufe, überhaupt Verträge aller Art geschlossen, ohne jeglichen Rechtsbeistand, rein nur auf Glauben

und Vertrauen hin. Wer bürgt denn dafür, daß der Wirth die bezahlte Zeche nicht nochmal fordere; wer kontrasignirt denn die Contos des Schneiders, des Schmiedes und des Krämers? Alle diese unzähligen Geschäfte vollziehen sich auf der Basis der öffentlichen Ehrlichkeit; die Ehre selber aber ist eine rein sociale Tugend. Es wird wohl Niemand behaupten, daß die modernen Staaten die Begründer und Beschützer der Ehre und der Ehrlichkeit seien. Alle die unübersehbaren Bethätigungen der Mode, der Geselligkeit, des Anstandes, der Sitten und Gebräuche sind Blüthen der socialen Fruchtbarkeit, und Industrie und Gewerbe, die größtentheils dadurch geleitet und bedingt werden, sind es nicht minder. Ebenso wachsen auf dem Boden der Gesellschaft Künste und Wissenschaften, Tugenden und Untugenden und jegliche Erfindung. Sogar die Standes- und Berufswahl sind ein sociales Product, das bisher ausschließlich den inneren Triebkräften der bürgerlichen Gesellschaft überlassen blieb. Ich sage: bisher; denn wer weiß, wie sich die moderne „Freiheit" noch auswächst. Im patriarchalischen Deutschland war die Polizei Sache der Familie, sie ward vom Hausvater über alle zu derselben gehörigen Personen geübt. In unseren meisten modernen Strafgesetzbüchern dagegen kann das allgemeine Büttelamt des Staates selbst bis zu den ungezogenen Kindern am häuslichen Heerde vordringen. Es ist schon ein Zeugniß besonderer Mäßigung und Anerkennung der Familie, daß das bayerische Gesetz vom Jahre 1813 der Polizeibehörde blos das Recht der „Mitwirkung" zusteht, wenn der Vater seinem bösen Buben die Ruthe applicirt, wofern derselbe gegen ein öffentliches Gesetz gesündigt hat.

Wir haben die Berufs- und Standeswahl und die derselben entsprechende Erziehung ausdrücklich der Gesellschaft vindicirt, denn die Stände sind ein sociales und durchaus kein staatliches Element. Es gibt freilich eine Masse Leute, welche nicht mehr von Bauern und Bürgern und Geistlichen und Edelleuten reden wollen, sondern nur noch von Staatsbürgern, höchstens von

armen und reichen, gebildeten und ungebildeten Klassen. Dem modernen Industriemann ist eine organisirte Gesellschaft überhaupt ein Phantasiestück. Er weiß von keinen anderen natürlichen Ständen, als von denen der Producenten und Consumenten, der Reichen und der Armen. Der ökonomische Liberalismus ist jeder corporativen Gebundenheit, jeder socialen Organisation feindlich; er strebt die Gesellschaft zu atomisiren, um in dem Meere schutzloser Individuen das Recht des Stärkeren wüthen zu lassen, oder, wie er es nennt, „das Naturgesetz von Angebot und Nachfrage." Wie die Fanatiker des „nationalen Gedankens" nicht ruhen wollten, bis endlich Ein Gensdarm von den Alpen bis zum Meere patrouilliren konnte, so sind auch die Fanatiker des Geldsackes unzufrieden, so lange nicht Ein Jude durch alle Thüren der Welt ziehen kann, Geld „verdienend".

Das also ist die menschliche Gesellschaft, deren Keim und Stammwurzel die Familie ist, und deren Schaft, Aeste, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte wir in Sippe, Stamm, Nation, Bürger, Bauer, Edelmann, in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe und in aller menschlichen Cultur wieder erkannt haben. Die Natur wirkt Großes mit einfachen Mitteln. Auch die gewaltige Entwickelung der Menschheit und der Cultur ist die Frucht von nur zwei Gesetzen. In den Eingangskapiteln der Genesis steht die Verfassungsurkunde des ganzen Menschengeschlechtes, sie lautet:

1) „Dein Wille soll dem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein."
2) „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen."

In jenem ersten Gebote ist die Ungleichheit der menschlichen Berufe als ein Naturgesetz aufgestellt und die Familie zum Grund und Eckstein der menschlichen Entwickelung gesetzt. Das zweite Gebot aber drückt aus die göttliche Berufung zu mühevoll erobernder Arbeit, d. h. zum Aufbau der Cultur auf dem gelegten Grundsteine durch die Arbeit der Jahrhunderte. Schon vor dem Sün-

denfalle hatte der Mensch die Bestimmung zur fortschreitenden Cultur aus Gottes Mund erhalten. Dieses große Gesetz des geistigen und materiellen Fortschrittes, wie es scheint, wollte Gott aussprechen, wenn er dem Menschengeschlechte in dem Augenblicke, da es aus seinen schöpferischen Händen hervorging, seinen Segen gab: „Wachset und mehret euch, erfüllet die Erde und unterwerfet sie euerer Herrschaft.“ Dieses Gesetz des Wachsthums der Menschheit in allen ihren Kräften und der fortschreitenden Herrschaft über die materielle Welt war also das Gesetz des menschlichen Lebens vor dem Falle. Dank der Erlösung hat der Sündenfall den Fortschritt jeglicher Cultur nicht unmöglich gemacht, er hat nur die Bedingungen seiner Verwirklichung geändert. Vorher ging es ohne Anstrengung von statten; jetzt aber im Schweiße des Angesichtes. Gleichwohl kann Niemand diesem Beruf sich entziehen, ohne seiner ewigen Bestimmung zu entsagen. Den Beruf zur Gesellschaftscultur also hat der Mensch aus der Hand des Schöpfers mitbekommen; den Beruf zur Staatscultur wollen ihm nur die modernen Doctrinäre aufhalsen. 6. 11. 26.

Drittes Kapitel.

Der Staat.

„Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut."
Uhland.

Um das Wesen und die Aufgabe des Staates zu begreifen, muß man seinen Ursprung im Auge behalten. Die Familie ist der natürliche Keim der menschheitlichen Entwickelung. Die Familien vermehrten sich, sie wurden zu Stämmen. In dem Maaße nun, als die Stämme sich besonderten und in ihrer Besonderung sich vermehrten, wurden sie durch die Natur der Dinge gezwungen, sich staatlich zu organisiren. Die Erde bot ihre Ländereien dar, sie waren von ungleicher Lage und Güte. Das Recht der Besitzergreifung herrenloser Dinge war niemals aufrichtiger anerkannt, als bei der Ausbreitung der Stämme über die Erde; aber in der Ausübung eines Rechtes ist auch dessen Bestand und nöthigenfalls dessen Schutz schon eingewickelt. Durch das Nebeneinander der Stämme waren von selbst Grenzen zwischen ihnen gezogen und alle Grenzen sind Rechte und alle Rechte sind zugleich auch Grenzen. Die Stämme waren genöthigt, sich über die gegenseitigen Existenzbedingungen zu vertragen, d. h. Rechte festzustellen durch Vertrag oder durch Gewohnheit, diese Rechte zu achten und unter Umständen zu schützen. Dazu aber ist ein gemeinsames Zusammenwirken unerläßlich. Ubi societas ibi jus. Ein neues Princip war lebendig geworden, ganz anderer Natur als jenes der Autorität und Pietät, auf welchem die Ge=

sellschaft basirt ist, der Rechtsbegriff war stabilirt und dadurch der Staat in die Societät eingeführt. Denn wie die Sitte der Odem der Gesellschaft, so ist das Recht die Seele des Staates. Die ersten Staaten waren noch wenig entwickelt und fielen mit den Stämmen zusammen; die Stämme wurden zu Nationen und die Staaten vergrößerten sich damit gleichzeitig. Deßwegen brauchen die ersten Staaten nicht durchweg als Nationalstaaten gedacht zu werden; denn es ist ja ganz natürlich, daß sich die verschiedensten Stämme im Interesse der Sicherheit miteinander verbanden. Nicht bloß Blut und Sprache sind staatenbildende Elemente; Geographie, Geschichte, materielle und geistige Interessen sind es nicht minder. Einzelne Stämme verbanden sich freiwillig miteinander, andere wurden auch unterjocht und so entstanden die Staaten als ein Product menschlicher Thätigkeit. Und doch wird behauptet, der Staat sei göttlicher Einsetzung, und es scheint auch diese Behauptung begründet zu sein. Denn dadurch, daß der Schöpfer den Menschen als ein animal sociale bildete und ihm Existenzbedingungen einpflanzte, die naturnothwendig den Rechtsbegriff wecken mußten, hat er den Keim der staatlichen Entwickelung in die Menschheit gelegt.

Das Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit, der gemeinsamen Abstammung vom alten Urahn mußte mit der Zeit und dem Raume sich nothwendig verdünnen. Bei der unendlichen Verschlingung aller Fäden, wie die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sie nothwendig mit sich bringt, muß es bald unmöglich sein, zu erkennen, wo die Autorität und wo die Pietät sich wirksam zu erweisen habe. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß die Menschen sich als gleichberechtigte Individuen betrachten, ihre Existenzbedingungen zu einander regeln, wie die Völker es mit den ihrigen machen; kurz, es entwickelt sich im Fortgange der Geschichte naturnothwendig nicht blos das Völkerrecht, sondern auch das Staats-, Criminal- und Civilrecht. Und wo ein Recht sich bildet, da hat der Staat Wurzel gefaßt. Die Menschheit könnte bestehen ohne

den Staat, sie könnte leben allein auf dem Boden der Sitte; allein eine Culturentwickelung, wie sie Naturtrieb und Thatsache der Geschichte ist, wäre ohne das Element des Rechtes und dessen Verkörperung im Staate absolut unmöglich. Die menschliche Gesellschaft ist wie der Weinstock, sie braucht die stützende Mauer, den tragenden Pflock des Staates, aber der Ulmenpflock soll sich nicht einbilden, daß er die Trauben hervorbringe.

Vielleicht ist in diesem Beispiele das Verhältniß zwischen Societät und Staat doch zu äußerlich gefaßt. Beide sind in der That miteinander lebendig verbunden. Der Staat ist wie der schützende Schmelz am Zahne, die Societät ist das Mark und der belebende Nerv darin. Beide sind miteinander verwachsen und garantiren sich gegenseitig Bestand und Gesundheit. Wenn hier die Verbindung als eine zu innige aufgefaßt sein sollte, so liegt vielleicht die Wahrheit zwischen beiden Gleichnissen in der Mitte. Allerdings ist die Gesellschaft ein Organismus, der Staat nur ein Mechanismus; aber er ist mit der Gesellschaft lebendig verbunden dadurch, daß die Staatsbürger und sogar die Staatsorgane zugleich Mitglieder der Societät sind. Der Staat liegt in der Mitte zwischen Societät und Kirche. Die socialen Zustände sind der mütterliche Boden für die staatlichen Gebilde, von der Moral empfangen sie Licht und Wärme.

Es gibt so viele Staatsbegriffe als es politische Parteien gibt, und jede politische Partei macht sich einen Staatsbegriff für ihre Doctrin zurecht. Wir vermeiden es, uns überhaupt mit Doctrinen zu befassen und halten uns an die geschichtliche Entwickelung, beobachten die Naturgeschichte des Staates. Diese zeigt uns, daß der Staat etwas anderes ist als die Societät; daß diese belebt wird von der Idee der Sitte, jener von der Idee des Rechtes. Sociale Mächte sind: Familie, Sippe, Stamm und Nation; politische Mächte sind: Fürstenthum, Diplomatie, Heer und Beamtenthum. Die Gesellschaft gliedert sich in Stände, der Staat in Gemeinden, Bezirke, Provinzen.

Aus der Natur der Menschheit entwickelt sich die Idee des

Rechtes und diese erzeugt den Staat, denn der Staat ist die äußere Erscheinung der realisirten und verkörperten Rechtsidee. Der Zweck der Staaten ist der Schutz der Rechte. Hieraus sieht man schon, was von jener liberalen Doctrin zu halten ist, die kein anderes Recht kennt, als jenes, welches der Staatswille erst macht. Der Staat ist ja zum Schutze der Rechte vorhanden, und gäbe es keine Rechte, die vor ihm und unabhängig von ihm da wären, so wäre der Staat gar nicht entstanden. Das Recht der Religion, der Erziehung, des Eigenthums, des Erwerbes rc. hatte der Mensch schon lange vor dem Staate, der Staat hat diese Rechte nur zu schützen. Es gibt ein Naturrecht und gibt ein positiv göttliches Recht, beide entziehen sich der Jurisdiction des Staates, er selber ist ja nur eine Institution zu deren Schutze.

Obgleich der Rechtsschutz der einzige natürliche Zweck des Staates ist, darf doch nicht geglaubt werden, daß derselbe sich nicht auch andere Zwecke setzen könne. Können sich innerhalb der Grenzen eines Staates für besondere Zwecke besondere Gesellschaften bilden, warum sollte dann der Staat nicht auch zu einem besonderen Zwecke sich bestimmen können? Das haben auch alle Staaten in neuerer Zeit faktisch gethan, und es ist dagegen, den Willen der Staatsbürger vorausgesetzt, nichts zu erinnern. Das hindert aber nicht, daß zwischen dem natürlichen Zwecke und den freiwillig gewählten Zwecken ein großer Unterschied bestehe, den man nicht scharf genug in's Auge fassen kann. Der Staat kann sich von dem, was der natürliche Zweck erfordert, nicht losmachen, er ist dazu verbunden; anders steht er zu den freiwilligen Zwecken. Sein Recht zur Ausübung dessen, was sein natürlicher Zweck erfordert, ist ihm ferner wesentlich, unveräußerlich und leidet keine Concurrenz; in den freiwillig gewählten Zwecken tritt er in der Eigenschaft eines Privaten auf und hat deßhalb darin keinerlei Monopol[1]). Die neueren Staatsrechtslehrer be-

1) Vgl. Dr. Fr. H. Reinerding, „Der Ursprung und die Grenzen des Staates und der Staatsgewalt" im Archiv für kath. Kirchenrecht von Moy und Vering. Jahrg. 1865, S. 378 ff.

greifen diejenigen Gegenstände, welche nicht zu den natürlichen Zwecken des Staates gehören, unter dem Titel der Staatspflege und erörtern dabei, daß diese den Zwang und das Monopol des Staates ausschließe[1]).

Es ist unverrückt festzuhalten, daß die Aufgaben der Cultur der menschlichen Gesellschaft und nicht dem Staate gestellt sind. Der Staat ist nur die große Institution zum Schutze der berechtigten menschlichen Einrichtungen, er ist eine General-Assecuranz-Anstalt für die Rechte und Errungenschaften eines Volkes. Die menschliche Gesellschaft ist in steter Entwickelung begriffen, welche immer neue Bedürfnisse mit sich bringt, immer neue Mittel verlangt, immer neue Formen bedingt. Nicht in der Regierung, sondern in der freien Bewegung des Volkslebens werden diese Bedürfnisse zuerst gefühlt, die neuen Mittel entdeckt, die neuen Formen modellirt. Eine Regierung kann also nichts Besseres thun, als im Großen dem Gefühle des Volkes zu folgen, die von ihm entdeckten Mittel zu adoptiren, die von ihm gegebenen Modelle auszuführen. Unsere Regierungen bauen Eisenbahnen, errichten Telegraphenlinien, concessioniren Banken, verbessern die Schulen, und was sie sonst Nützliches thun mögen; sie haben aber zu nichts von allemdem jemals den ersten Gedanken gehabt, und nicht einmal das Schießpulver, von welchem sie so reichlichen Gebrauch machen, haben sie selbst erfunden.

Daraus folgt aber noch keineswegs, daß die Staatsgewalt nicht sehr oft nöthig sei, die Hindernisse der freien Gesellschaftsentwickelung aus dem Wege zu räumen und dann ihre Resultate zu schützen. Thomas Carlyle hat ganz Recht: das Volk will regiert sein; aber nicht nur auf die rechte Weise und von den rechten Leuten, sondern auch am rechten Platze. Der Staat muß seine Maßregeln treffen, er darf seine Experimente machen in

---

1) Vgl. Dr. J. Pözl, „Lehrbuch des bayer. Staatsverfassungsrechtes," §. 156.

den Nationen, niemals aber mit den Nationen. Die politischen Maßregeln revolutionärer Krisen sind nach Ablauf weniger Jahre zu Hunderten wieder in Nichts zerronnen. Es hat sich als viel leichter erwiesen, zwei, drei neue Verfassungen in einem Athem hintereinander einzuführen, als eine einzige Maßregel socialer Natur, wie beispielsweise die Auflösung der Gewerksinnungen, die unbeschränkte Theilbarkeit der bäuerlichen Güter u. s. w., wieder rückgängig zu machen. Die Räder und Wellen eines Mechanismus können ohne große Gefahr erneuert, geändert und ersetzt werden; einen Organismus aber muß man nach den in ihm selbst ruhenden Gesetzen sich entwickeln lassen.

Der Staatsbegriff überhaupt ist noch nicht sehr alt. Früher kannte man wohl das Reich und auch die Republik, aber den „Staat" hat man erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts entwickelt. In der Zeit, da Land und Volk noch als persönliches Eigenthum der Fürsten galten, bezeichnete der abstrakte Begriff des Staates einen außerordentlichen Fortschritt. Der reine Gedanke einer sittlich-rechtlichen Gemeinschaft erhob sich mächtig und siegreich über das persönliche Interesse und die persönliche Willkür des Herrschers. Dieser selbst mußte seinen Rang und seine Würde in der Stellung als Oberhaupt des Staates erkennen lernen. Fürsten, welche die volle Berechtigung des Staatsgedankens begriffen, nannten sich selbst die ersten Diener des Staates. Der Staatsdienst wurde die Quelle der Ehre im öffentlichen Leben. Auf seine Ausbildung warf sich der politische Geist des Jahrhunderts. Dieser Geist schaffte sich seine Organe, welche in ihrer Verbindung die moderne Bureaukratie darstellten. Die abstrakte Natur dieser ganzen Bildungsphase trat als Doctrin an's Licht, als Hegel den Staat der bürgerlichen Gesellschaft entgegenstellte. Sein politisches System ward das philosophische System der neueren Bureaukratie — jedenfalls der preußischen.

Noch bevor diese Entwickelung an ihrem Ende angelangt war, hatten sich aber auch schon die Anfänge eines neuen Fort-

schrittes geltend gemacht. Die bürgerliche Gesellschaft selbst, bis hinein in das Bewußtsein der einzelnen Menschen, nahm den Staatsgedanken in sich auf. Die Menschen selbst fühlten sich als Leib und Geist des Staates. Der Bureaukratie auf dem Fuße folgte die Demokratie in der constitutionellen Selbstregierung, und Friedrich Wilhelm IV. war nur halb Reactionär, zur andern Hälfte aber Revolutionär und Demokrat, als er von dem „Racker von Staat" sprach, der das wahre Leben der Gesellschaft hemme.

Die Uebergänge aus einem System in das andere gehen allmälig, stückweise, ungleichförmig vor sich. Zuweilen ist die Gesellschaft mit zwei oder drei Systemen zugleich beglückt, von denen jedes seine Vertheidiger und seine Anhänger, seine Theorie und seine Methode hat. Da leben noch die letzten Mohikaner untergehender Staats- und Gesellschaftsformen, während schon ein dem ihrigen folgendes zweites System sich überlebt hat, ein drittes sich zu überleben anfängt, von einem vierten bereits sich die Umrisse in den Nebelwolken der Zukunft darstellen. Ein solches Nebeneinander und Durcheinander verschiedener Systeme besteht jetzt vielleicht überall in Europa. Die Anschauung des bureaukratischen Systems, dessen fixe Idee eben — um nochmals mit Friedrich Wilhelm IV. zu reden — jener „Racker von Staat" ist, besteht offenbar noch in weiter Verbreitung. Der Staat ist die Quelle alles Rechtes, der Staatsdienst ist das Füllhorn aller Ehren, und der einzelne Mensch, ja die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, können, gelten und dürfen nur so viel, als der Staat, d. h. die Bureaukratie zugibt. Neben dem bureaukratischen System hat das der Demokratie großen Einfluß gewonnen und es ist offenbar im Aufsteigen, das andere aber im Niedergange begriffen. Der Constitutionalismus schon hat die Herrschaft der lebendigen Gesellschaft neben das persönliche Regiment gestellt und sie zum Staate zusammengekoppelt, neuestens aber vertreten die Socialdemokraten die Ansicht, daß die bürgerliche Gesellschaft selbst der Staat sei. Jede Bewegung, an ihr äußerstes Ende geführt,

schlägt in ihr Gegentheil um, und so laufen auch das bureaukratische und das demokratische System richtig auf Eins hinaus. Beide vermengen Staat und Gesellschaft; die Einen erklären den Staat für die Gesellschaft und die Andern die Gesellschaft für den Staat. Wir wollen aber nicht untersuchen, ob es schlimmer sei, wenn der Pontius oder wenn der Pilatus sich in den See stürzt. In beiden Fällen geht die freie Gesellschaftscultur unter in der staatlichen Zwangscultur. Beide Systeme sind darin einig, daß der Staat allmächtig ist, daß er Alles lenkt und regiert, und daß außer und neben ihm keine freie Regung geduldet werden kann. Ein unerhörter Staatsdespotismus ist das innerste Wesen beider Systeme; daher geschieht es auch, daß eines so leicht in's andere umschlägt. Die rothen Republiken sah die Geschichte gar oft in schrankenlose Militärdespotieen überspringen, und Louis Napoleon hat vor unseren Augen das bureaukratische und socialdemokratische System in Einer Person vereinigt. Dem sittlichrechtlichen Staat mit dem christlichen Königthum, unter welchem die Gesellschaft frei und das Recht souverän ist, stehen alle diese Staatsbegriffe gleichweit ferne.

Die Wurzeln unserer modernen Staatsidee haften im sechszehnten Jahrhundert. Der Absolutismus der Fürstengewalt war unmöglich, so lange eine starke Kirche sie controlirte. Tyrannen, welche ihre Völker mißhandelten, mußten im Vorhofe zu Canossa Buße thun. Das war ihnen sehr heilsam. Der protestantische Geschichtschreiber Leo sogar sagt über diesen Vorgang: „Es hat in Deutschland nicht an Stimmen gefehlt, die das Ereigniß von Canossa als einen Schandfleck betrachtet haben, den ein übermüthiger Pfaffe der deutschen Nation zugefügt. Es ist diese Betrachtungsweise vielleicht von Allem, was die Geschichte aufzuweisen hat, die roheste Barbarei[1])." Luther nun legte, um der katholischen Kirche Trotz bieten zu können, sein ganzes Werk den Fürsten

1) Heinrich Leo, „Geschichte Italiens". I. 450.

zu Füßen. Die Fürsten wurden Herren über Leib und Seele ihrer Unterthanen: cujus regio ejus et religio. Die bürgerliche Freiheit der Völker machte in Folge der Reformation eine gewaltige Bewegung nach rückwärts [1]). Zuerst bildete sich die absolute Fürstengewalt aus den Umwälzungen der Reformation als das entscheidende Moment heraus; ihr entsprach die neue Lehre vom passiven Gehorsam der Unterthanen. Die politische Entwickelung blieb aber nicht stehen bei der absoluten Fürstensouveränetät. Während der Blüthezeit dieser neuen Herrschergewalt wurden allmälig neue Gedanken über die Rechtsordnung des Staates wissenschaftlich durchgearbeitet. In ganzer Schärfe hat Hegel die völlig entwickelte Idee des „modernen Staates“ definirt. „Der Staat ist die Wirklichkeit des substanziellen Willens, das an und für sich Vernünftige, ... absoluter Selbstzweck. Dieser Endzweck hat das höchste Recht gegen die Einzelnen, deren höchste Pflicht es ist, Mitglied des Staates zu sein. Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee .. der sittliche Geist, der sich denkt und vollführt [2]).“ Diese Ideen gingen dann auch in die öffentliche Meinung, in die Staatspraxis über. An die Stelle des absoluten Fürsten trat der absolute Staat, und man kann sagen, daß der „moderne Staat“ alles, was jemals einzelne Despoten bruchstückweise für sich in Anspruch nahmen, gesammelt, in ein System gebracht und als Rechtstheorie aufgestellt habe. Zwei Zeugen sollen die Wahrheit erhärten. Der erste davon ist Hr. Dr. Julius Jolly; gewiß ein mustergiltiger, weil ein badischer Vertreter des Bureaukratismus. Seine Maximen hat derselbe in Schriften niedergelegt, die eine amtliche Verbreitung und keinen liberalen Widerspruch

1) Dr. J. J. J. v. Döllinger hat das weitläufig nachgewiesen in seinem Buche „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat“. München 1861.

2) Hegel, „Grundlinien der Philosophie des Rechts“. Berlin 1840. §. 257, 258.

gefunden haben. Es ist da alles klar und deutlich. Gleich von vornherein stoßen wir auf den Satz: „Des Gesetzes Autorität ist eine unbedingte. Wer diesen Grundsatz verletzt, ist Rebell." Völkerrechtliche Verträge, alles positive Recht sind dem »car tel est mon bon plaisir« des Gesetzes unterworfen und gelten nach dem neuen Staatsrecht nur so lange, als es den Gesetzesfabrikanten in der Karlsruher Kammer gefällig ist. „Das Gebiet der Kirche ist das innere religiöse Leben der Menschheit (ecclesia invisibilis). Die Ordnung des äußeren Lebens und deren Handhabung ist Sache des Staates, in welchem der Menschengeist sich selbst in schönster Glorie äußert und Raum für die Thätigkeit aller Geistes- und Seelenkräfte schafft. Kein Theil der äußeren Rechtsordnung kann der Hoheit dieses Staates entzogen sein. Auch die Kirche ist dem Staate untergeordnet und — nur nach Maßgabe seiner Gesetze selbstständig[1])."

Es ist aber nicht etwa bloß ein vormals „gehaltloser Professor" von Heidelberg und nachheriger badischer Staatsminister, in dessen verbissenem Kopfe solche monströse Ideen gähren, nein, was er sagt, ist so ziemlich der Kern aller liberalen Staatsdoctrinen. Der württembergische Abgeordnete Rudolph Propst, der lange Zeit als katholischer Führer galt und der auf seine demokratische Ideen stolz ist, äußerte sich im März 1861 über die Competenz der modernen Staatsgewalt, wie folgt: „Der Constitutionalismus, wie er in den Staaten der Gegenwart aufgefaßt wird, beruht darauf, daß die Gesetzgebung über allen Bürgern in allen Corporationen steht, daß die Gesetzgebung gewissermaßen omnipotent ist; es gibt keine Rechte, welche

---

1) Dr. Julius Jolly, „Die badischen Gesetzentwürfe über die kirchlichen Verhältnisse". Heidelberg, Groos 1860. Dann: „Beleuchtung der Denkschrift des Herrn Erzbischofs von Freiburg in Betreff der 1860 vorgelegten Gesetzentwürfe." Karlsruhe, Braun'sche Hofbuchhandlung 1860. Die Zeitungen haben auch diese „Beleuchtung" demselben Verfasser zugelegt.

über der Verfassung stehen, und selbst die durch die Verfassung gegebenen Rechte unterliegen wiederum der Aenderung der gesetzgebenden Gewalt unter gewissen beschränkenden Formen[1])." Wie viel kürzer und bündiger hat den schauderhaften Despotismus des modernen Staates der badische Minister Lamey ausgedrückt! Derselbe stellte den Satz auf: „Das Gesetz ist das öffentliche Gewissen, wer ein anderes haben will, muß zahlen." Oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit wohl „brummen".

Man muß sich erinnern, auf welche Weise diesseits und jenseits des Oceans gewöhnlich die Wahlen vor sich gehen, welche Männer in den gesetzgebenden Körpern sitzen, auf welche Weise sie dort verhandeln und wie ihre Beschlüsse zu Stande zu kommen pflegen, um die ganze Ungeheuerlichkeit solcher Staatstheorieen begreifen zu können. Das ist der Gott-Staat, der allmächtige, der allfürsorgende, ohne dessen Erlaubniß keine Hundshütte gebaut und keine Fibel verkauft werden darf. Derselbe controlirt sogar die Consumtion der Nahrungsmittel bis in den Magen der Menschen hinein und ist auf dem besten Wege, einen gesellschaftlichen Zustand zu schaffen, in welchem die Bürger täglich mit Liebig's Agricultur-Chemie in der Hand polizeilich commandirt werden, je nach den genossenen Nahrungsmitteln am wissenschaftlich geeigneten Orte der Natur ihren Tribut zu entrichten.

Auffallend ist, daß solche, alles Leben garrottirende Staatsideen sich im Gewande der Freiheit bei den Völkern einzuschmuggeln pflegen. Dieser Zug verräth den reformatorischen Ursprung; denn auch die Reformation gründete den Cäsaropapismus im Namen der Freiheit. Eine gewisse Freiheit ist es denn auch in der That, welche der moderne Staat zu gewähren pflegt: er befreit die Natur von der Uebernatur. Alle Gebundenheit des Menschen zur Uebernatur wird gelöst, die Sinnlichkeit wird entfesselt; und dann goutirt der Mensch den modernen Staat.

---

1) Verhandlungen der württembergischen Kammer &c. S. 2886.

Der böhmische Abgeordnete Havlicek hat einmal ausgerufen: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit.“ Das ist wohl die größte Schmach, welche man der deutschen Freiheit anthun kann, daß man sie mit der russischen Knute vergleicht. Es wird Aufgabe aller freiheitsliebenden Männer sein, diesen Vergleich zu einer Blasphemie zu machen; denn jetzt ist er es nicht. Wir müssen den Staat auf seine wahre Bedeutung zurückführen und die menschliche Gesellschaft wieder in ihre Rechte einsetzen. Der Staat ist um der Gesellschaft willen da, er ist nur eine Einrichtung zur Erreichung ihrer ewigen Zwecke. Und so sehr ist der Staat nur eine Einrichtung in der Societät und für dieselbe, daß er sich sogar nach ihren zeitlichen und räumlichen Besonderheiten richten muß. Einer der bedeutendsten Staatsmänner neuerer Zeit, Wilhelm v. Humboldt erklärt: „Der Staat ist ein nothwendiges Uebel; es kommt darauf an, ihn so zu beschränken, daß er der freiesten individuellen Entwickelung des Einzelnen möglichst geringe Hindernisse bereite.“ Immer muß der Staat nach der Gesellschaft construirt werden und niemals die Gesellschaft nach dem Staate. Man hat den Staat zuweilen mit einer Eisenbahn verglichen und der Vergleich ist nicht schlecht gewesen. Die Bahn wird gebaut nach den Bedürfnissen des Landes und Volkes und auch ihr Betrieb wird darnach geregelt. Das Betriebspersonal wird aufgestellt nach Bedürfniß; aber das Betriebspersonal ist nicht einmal die Unternehmungsgesellschaft, geschweige das Publikum. Die Bureaukratie ist nur die politische Betriebsgesellschaft, sie ist nicht der Staat. Sie ist des Volkes wegen da; aber nicht das Volk des Staates wegen. Alles Leben, Handel und Wandel und alle Cultur verbleiben der Societät; das Betriebspersonal versieht seinen Dienst und wird besoldet. Die Gesellschaft ist der Garten, der Staat repräsentirt den schützenden Zaun und die Wege darin. Das wollen unsere großen Staatslenker freilich nicht glauben; aber darum, würde Goethe sagen, pfuschen sie auch so erbärmlich. Freunde, wir haben's erlebt!

Viertes Kapitel.

Die Kirche.

„Die Stichwörter halten nicht Stich, aber das Wort Gottes hält in Ewigkeit Wort."
Goltz.

Was der Staat ist in Betreff der Rechtsidee, das ist die Kirche in Betreff der Gottesidee. Sie ist die äußere und sichtbare Institution zur Ordnung und Erhaltung des religiösen Lebens. Doch trifft die Parallele mit dem Staate insofern nicht zu, als die Kirche eine positiv göttliche Einrichtung ist; während der Staat ein menschliches Gebilde bleibt, wenn auch aus Keimen entwickelt, die der Schöpfer in die Natur der Menschheit gelegt hat. Staaten kann es so viele geben, als es große Gruppen berechtigter Interessen zu schützen gibt; Kirche kann es nur eine geben, weil nur ein Gott ist. Der Himmel hat keine Pyrenäen und keine Alpen und keinen Rhein, und darum muß auch das Reich Gottes auf Erden, die Kirche, katholisch sein. Jede Religion, die sich als eine nationale ankündigt, kann nur Karrikatur sein. Eine Nationalkirche setzt Nationalgötzen voraus.

Die Staaten haben sich aus der Naturanlage der Menschheit unter bestimmenden geographischen und historischen Einflüssen herausgebildet. Naturtrieb und positiv menschlicher Wille bildeten die Staaten, die also ein Gebilde des Naturgesetzes und des positiv menschlichen sind. Auch die Religion wurzelt im Boden der menschlichen Natur: eine gewisse Vorstellung vom Göttlichen und eine derselben gemäße Unterwerfung unter dasselbe; ein hingebendes Verhältniß zu dem so Vorgestellten; eine sich damit verbindende

Gesetzgebung und Sittenlehre; eine entsprechende äußere Gottesverehrung; eine Lehre, ein Glaube, eine Moral, ein Cultus, eine sich dazu vereinigende Gesellschaft von Gläubigen, das sind die Elemente der Religion. Zu den religiösen Naturanlagen der Menschheit tritt nun bei Gründung der Kirche nicht menschliche Thätigkeit hinzu, wie bei Gründung der Staaten dem Naturtrieb das positiv menschliche Recht sich beigesellt; sondern Gott selbst ist es, der auf der Grundlage, die er als Schöpfer gelegt, den Bau seiner Kirche weiterführt und vollendet. Darum kann es verschiedene Staatsverfassungen geben, aber nur Eine Verfassung der Kirche; jene sind das Werk der Menschen, diese ist das Werk Gottes. Wohl sind auch Religionen gegründet worden auf dieselbe Weise wie Staaten gebildet werden, nämlich durch Hinzutritt der menschlichen Satzung zur Naturanlage; das aber ist das Heidenthum. Und selbst hier mußte die göttliche Zuthätigkeit simulirt werden, wie ja alle Fälschungen den Schein des Aechten annehmen müssen.

Es begreift sich leicht, daß der Staat sich erst aus der Gesellschaft heraus entwickeln mußte; da ja die Rechte erst mit der Entwickelung der Menschheit sich bilden. Aber auch die Kirche hat Gott nicht gleich mit großen Quadern auf den Berg gebaut. In der Zeit, da der Staat noch im Schooße der Societät schlummerte, schützte das Laubdach der Autorität und Pietät auch die Kirche. Die Zeit des patriarchalischen Staates ist auch die Zeit der patriarchalischen Kirche gewesen. Damals fielen nicht bloß Familiensitte und Staatsgewalt in Eins zusammen, sondern auch Familiensitte und Religion. Der Hausvater ist zugleich der Familienpriester gewesen und das Stammeshaupt war der Oberpriester des Volkes. Später erst organisirte sich ein selbstständiges Priesterthum, wie sich eben auch die erstarkende Staatsidee eigene Organe schuf.

Eine Gerechtigkeitspflege ohne Tribunale und ein Staatswesen ohne ausübende Gewalt ist nicht denkbar; ebensowenig ist

eine unsichtbare Kirche denkbar, ohne Priester und ohne Kirchengesetze. Diejenigen, welche die Religion auf das bekannte „innerliche Band" reduciren wollen, möchten sie in der That vernichten. Es ist aber die Religion das Eisen im Blute der menschlichen Gesellschaft. Ohne die Religion würde sich die Menschheit nie über den Zustand wilder Horden erhoben haben. Auch ein Staat wäre niemals gebildet worden. Der Staat ist ein sittliches Gemeinwesen. Die sittliche Lebensfähigkeit steht im innigsten Zusammenhang mit der religiösen Lebenskraft, und anderseits beruht die Existenz der Staaten hauptsächlich auf dem Gewissen. Daher möchte auch unser moderner Staat, so sehr er sonst die Kirche und überhaupt alle Religion haßt, doch die Moral nicht fahren lassen. Die Moral ist ihm das einzige Brauchbare an der Religion; darum führt er immer das Wort „sittlich-religiös" im Munde. „Religiös" allein sagt er nie; denn die Religion ist ihm wesentlich nur Moral, alles Dogmenwerk aber Formelkram.

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Es kann aber nichts Gedankenloseres geben, als diesen Gedanken, und ein unterrichteter Mann sollte das Wort „sittlich-religiös" niemals in den Mund nehmen. Das Gewissen bedarf eines objectiven und bestimmten Regulators, weil der selbstgemachte subjective sich nach den Umständen, nach den Schwächen und Bedürfnissen des Einzelnen richtet. Der objective Regulator des Gewissens ist nur in der Dogmatik der Religion gegeben. Das sittliche Individuum und anderseits der Staat als sittliches Gemeinwesen bedarf also der positiven Religion, welche in der Kirche deponirt ist.

Einer der größten und beklagenswerthesten, aber durch unzählige Erbauungsbücher, Romane, Gedichte, Zeitungen 2c. verbreiteten Irrthümer unserer Zeit ist der: daß das Gewissen eine Stimme Gottes in unserm Herzen sei, welche einen Jeden über Das belehre, was er als Recht zu ergreifen und als Unrecht zu

vermeiden habe. Wenn wir einen solchen Prediger in unseren Herzen trügen, dann allerdings möchten St. Paulus und seine Nachfolger auf den Kanzeln entbehrlich werden und die Religion wäre von der Confession getrennt. Aber Geschichte und Psychologie protestiren laut gegen diese Lehre von der „Stimme Gottes im Herzen“. Beide zeigen vielmehr zu allen Zeiten, und heut zu Tage mehr als je, daß es so viele Gewissen gibt, als Religionen und — wenn ich so sagen darf — Vernunften. Billigt nicht das Gewissen des Demokraten, was das Gewissen des Conservativen verwirft? Verwirft nicht das Gewissen des Katholiken, was das Gewissen des Protestanten billigt? Und — gehen wir nun gar weiter: verwirft nicht das Gewissen des Juden, was das Gewissen des Christen gut heißt und umgekehrt, billigt es bei einem Volk nicht die scheußlichsten Verbrechen, z. B. den Kindsmord, den Selbstmord, das Verbrennen der Wittwen rc., welche es bei anderen Völkern verabscheut? Konnte nicht sogar das Gewissen eines Plato Laster empfehlen, vor welchen uns Alle schaudert[1]), und ein Cicero eingestehen, daß diese Verbrechen in den Gymnasien frei und erlaubt seien[2])? Wo bleibt hier die Stimme Gottes in dem menschlichen Herzen? Ja, sehen wir nicht, daß oft in einer Familie in diesem oder jenem gegebenen Falle ganz widersprechende Regungen des Gewissens stattfinden und — noch mehr: daß bei dem Einzel-Menschen sogar das Gewissen heute schon billigt, was es vor kurzer Zeit verworfen hatte, und umgekehrt?

Das Gewissen an sich kann also nicht die Stimme Gottes in unserem Herzen sein[3]), sondern betrachten wir es in seiner

1) De republ. V. vergl. Schleiermacher's Einleitung zum Staate, S. 35.

2) Quaest. tuscul. IV. 35.

3) Dabei soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß Gott auch nicht selten unmittelbar in das Gewissen tritt, wie er unmit-

anthropologischen Allgemeinheit, so werden wir es nur als ein Vermögen der menschlichen Seele definiren können, welches auf den Grund einer religiösen Vorschrift jedwelche freie Selbstbestimmung billigt oder verdammt.

„Auf den Grund einer religiösen Vorschrift;" denn ohne eine solche gibt es kein Gewissen. Darum richten sich auch die Gewissen der Völker nach ihren religiösen Dogmen und je nach der Verschiedenheit haben Juden, Christen, Türken und Heiden ein anderes Gewissen. Und auch das subjective Gewissen des einzelnen Menschen richtet sich nach der Religiosität des einzelnen Individuums, ja sogar nach der religiösen Weihe des Augenblicks. In diesem Sinne sagt der alte Montaigne: „Der Mensch ist sein eigener Gauner. Das Gewissen besitzt unter allen Dingen der Welt die größte Elasticität, heute kann man es nicht über einen Maulwurfshaufen spannen, morgen verbirgt es einen Berg."

Unter den modernen Tiraden und Phrasen, um die Irreligiosität unserer Zeit zu entschuldigen, gibt es keine tollere und der menschlichen Natur widersprechendere, als die: es käme nicht auf den Glauben des Menschen an, sondern allein auf sein sittliches Handeln, Denn wie sein Glaube beschaffen ist, so ist auch sein Gewissen beschaffen und demgemäß seine Moral. Ist sein Dogma an sich schlecht, so übt er auch das an sich Schlechte, z. B. den Kindsmord, ohne Vorwürfe des Gewissens, wie die Berichte unserer Missionäre bezeugen. Aendert aber der Mensch seine religiösen Dogmen, wie die bekehrten Heiden es thun und die reformatorischen Christen es thaten, so wird auch sein Gewissen

---

telbar in den Verstand tritt. Hievon hängt ja das ganze Werk der Wiedergeburt ab, obgleich wir das Wie nicht begreifen können. Joh. 3, 8.

Nur daß Jeder die Stimme Gottes unter seinem Mantel trägt, wie der Wilde seinen Fetisch, bestreiten wir durchaus und gänzlich, da weder die hl. Schrift noch die Erfahrung dafür das geringste Zeugniß ablegen.

ein anderes. Was er früher verwarf, billigt er plötzlich und umgekehrt. Zuerst hat David Strauß in seinem bekannten Buche den „neuen Glauben" proklamirt, dann erst kam Häckel aus Jena und kündigte in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München 1877 „eine neue Moral" an.

So hängt also bei allen Völkern das Gewissen durchaus von ihren religiösen Vorschriften ab. Hat der Mensch aber allen Glauben aufgegeben, wie so viele in unserer Zeit, so wird auch sein Gewissen aufhören, und er in den meisten Fällen nicht mehr sittlich zu handeln vermögen, wenn er auch wollte, weil er nicht mehr unterscheidet, was gut und böse ist. Er ist dann seinem Fleische allein unterworfen und, ohne es zu wissen, wird ihm allmälig die Vernunft für Unvernunft, die Wahrheit für Lüge, das Gute für das Böse, das Recht für das Unrecht und die Stimme der Leidenschaft für die Stimme des Gewissens erscheinen. Das mitunter anständige Betragen unserer sogenannten Gebildeten ändert an der Wahrheit dieser Thatsachen gar nichts. Denn noch stehen die civilisirten Völker unter dem Banne einer tausendjährigen Herrschaft des Christenthums; die öffentliche Sitte Europa's ist die Frucht des christlichen Dogma's und noch glauben Millionen fest daran. Wo aber auch die Sonne der christlichen Offenbarung bereits untergegangen ist, da leuchtet noch das Abendroth der Erinnerung und Angewöhnung über den Bergen. Luther sprach daher irgendwo psychologisch sehr wahr, daß die ganze Wohlthat seiner Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein erst der nächsten Generation zu statten kommen würde, wenn auch das Abendroth der katholischen Erinnerungen bereits untergegangen wäre. Auch das „sittlich-religiöse" Leben unserer Neuheiden wird man erst in späteren Zeiten vollständig zu würdigen vermögen.

Es ist also, wie gesagt, eine wahnsinnige Behauptung unserer Zeit, daß es nicht auf den Glauben des Menschen, sondern allein auf sein sittliches Handeln ankomme; denn die sittlichen Hand-

lungen des Menschen hängen, damit es nochmal gesagt sei, überall von seinem Glauben, das ist von dem Fürwahrhalten seiner religiösen Vorschrift ab, wie die Wärme vom Feuer, wie der Minutenzeiger auf der Uhr vom Stundenzeiger, wie die Frucht auf dem Baume von der Blüthe. Nichtsdestoweniger vermag das ursprüngliche Verderben, welches seit dem Fall ja nicht bloß als Sünde, sondern zugleich auch als Irrthum in die menschliche Natur gedrungen ist, diese nicht ganz zu überwältigen. Denn selbst die Heiden tragen, wie der Apostel Röm. 2, 14. uns belehrt, das göttliche Sittengesetz in's Herz geschrieben und üben den einen oder den anderen Theil desselben. Denn so müssen die Worte τὰ τοῦ νόμου mit den alten Exegeten gegeben werden (Gesetzliches) und nicht wie Luther übersetzt: sie thun des Gesetzes Werk. Wenn sie das könnten, dann wäre das Gesetz überflüssig[1]).

Zu den verwitterten Zügen der religiösen Naturanlage des Menschen tritt die positiv göttliche Offenbarung und so entsteht das Bild der Religion. Wie der Staat die Rechtsbeziehungen der einzelnen Menschen untereinander und der Völker gegen Völker leitet und schützt, so leitet und ordnet die Kirche die Beziehungen der Menschen zu Gott. Sie lehrt, wie diese Beziehungen entstanden sind, wie sie unterhalten werden, wie sie, wenn unterbrochen, wieder hergestellt werden können. Die Kirche lehrt den Menschen, wie die Verhältnisse dem Willen des Schöpfers entsprechend geordnet werden müssen; die menschliche Gesellschaft entwickelt sich darnach, und der Staat leitet und schützt die Rechtsbeziehungen, welche sich aus diesem Culturprozeß ergeben. Man sieht also schon: wie der Rechtsschutz das Princip des Staates, so ist die Lehre das Princip der Kirche. „Gehet hin und lehret," sprach Christus, als er seine Apostel aussendete, um die Kirche zu gründen.

1) Vgl. Wilhelm Meinhold, „Der getreue Ritter," Regensburg, Friedr. Pustet 1852. S. 404 ff.

Zwar bildet das Lehramt nicht die einzige Aufgabe der Kirche, da sie über die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Gott und Menschen nicht nur belehrt, sondern sie sogleich auch realisirt. Die Kirche ist keine sittenpolizeiliche Anstalt, der Schwerpunkt ihrer Aufgabe liegt nicht einmal in dieser Welt, sondern in der andern. Seelen zu retten ist ihr Zweck und die Cultur der Menschheit ist das Mittel zum Zweck. Im Lehramte, Priesteramte und Hirtenamte besteht bekanntlich die Aufgabe der Kirche, welche demnach eine dreifache ist. Die Kirche ist eine geistige Macht, wie der Staat eine materielle ist; beide regeln die bezüglichen Angelegenheiten der Societät.

Die Sache steht also in Kürze so: Wer annimmt, daß es einen Gott gibt, welcher Schöpfer und Regierer der Welt ist, der muß auch zugeben, daß sich die Welt nach Gottes Willen zu richten habe. Es muß dann eine Lehre geben, die uns seinen Willen kund thut und es muß Träger dieser Lehre geben, die von Gott autorisirt sind, das ist das Priesterthum. Dieser Gedanke liegt allen Religionen zu Grunde. Träger dieser Lehre kann nicht der Staat sein, welcher eine natürliche Einrichtung ist. Diese Lehre, welche den objectiven Regulator des Gewissens bildet, muß übernatürlich, gottgegeben sein, kann also ihrer innern Natur nach nicht der Staatsgewalt unterliegen, welche in ihrer Gestaltung ein Product menschlicher Willensthätigkeit ist. Wer freilich Gott läugnet, für den gibt es keine Religion, für ihn wird der Staat auch der Träger des Lehramtes, der es durch seine Hausmagd, die „freie Wissenschaft" verwalten läßt. In einem Staate aber, der überhaupt einen Gott hat, muß das Lehramt nothwendig der Kirche zufallen. Da nun der Staat eine sittliche Gesellschaft sein soll und sein muß und es, wie wir weitläufig gesehen haben, keine Sitte gibt ohne Dogma, so ist auch kein Staatswesen möglich ohne Religion. Das Lehramt aber ist der Kirche wesentlich und unveräußerlich; wer sie daran hindern wollte, würde ihre Existenz zerstören. Und eben weil das Lehr-

amt der Kirche wesentlich ist, leidet es auch nicht einmal eine Concurrenz, versteht sich in religiösen Dingen. Bedenkt man aber, daß die Religion die Seele beinahe aller übrigen Wissenschaften ist, so erkennt man leicht, wie sehr sich das Recht der Kirche im Bereiche des Lehrens und Lernens überhaupt dem Monopole nähert. Das Rechtsgebiet ist die Domäne des Staates, das Lehrgebiet die Domäne der Kirche.

Wenn aber die staatliche Bureaukratie sich wohl mit dem Betriebspersonal einer Eisenbahngesellschaft vergleichen läßt, so kann das Gleichniß nirgends auf die Hierarchie Anwendung finden. Denn während Staatsform und Staatsverwaltung Product menschlicher Thätigkeit und also auch Objecte des freien menschlichen Willens sind, ist die Kirche eine positiv göttliche Institution, das Priesterthum ein Sakrament und die Verfassung der Kirche von Christus selbst gegeben. Der Staat ist von unten herauf construirt, die Kirche von oben herab.

Es gehört zur Aufklärungsmethode der Freigeister aller Zeiten, Religion und Kirche als etwas Untergeordnetes, Nebensächliches, vom allgemeinen öffentlichen, zumal vom politischen Leben gänzlich Getrenntes zu betrachten, als etwas, womit höher gebildete Geister sich gar nicht mehr abgeben, was man lediglich als Privatsache dem Gefühlsbedürfnisse, der frommen Einfalt Einzelner, etwa gar nur jenen Armen im Geiste zu überlassen hätte, derer nach dem Evangelium das Himmelreich ist. Aber das wirkliche Leben widerlegt diese Theorie; es zeigt, daß die Idee der Religion und ihr Ausdruck in kirchlichen Formen ein unentbehrlicher integrirender Bestandtheil, ja der Hauptgrund und Zweck der gesammten menschlichen Gesittung in allen ihren Beziehungen ist. Der protestantische Historiker Leopold Ranke drückt dieß in folgender Weise aus: „In Schule und Literatur mag man kirchliche und politische Geschichte von einander trennen; in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander. Wie es überhaupt keine menschliche

Thätigkeit von wahrhafter geistiger Bedeutung geben wird, die nicht in einer tiefern, mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte, so läßt sich eine große, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen erhoben und geleitet würde, welche sie dann weiter auszubilden, zu einem allgemein gültigen Ausdruck und einer öffentlichen Darstellung zu bringen hat." Und der Philosoph Hegel sagt: „Die Freiheit im Staate ist bewährt und bestätigt durch die Religion, indem das sittliche Recht im Staate nur die Ausführung dessen ist, was das Grundprincip der Religion ausmacht." Und Guizot sagt: „Sobald der Mensch aufhört, an die übernatürliche Ordnung zu glauben und unter der Herrschaft dieser Ordnung zu leben, dringt sofort die Unordnung in den Menschen und in die menschliche Gesellschaft."

Das bisher Gesagte läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Die Cultur ist Aufgabe der Societät; allein eine Entwickelung der Cultur, wie sie Gottes Wille und Thatsache der Geschichte ist, wäre ohne die Idee des Rechtes und deren Verkörperung im Staate absolut unmöglich. Anderseits ist ein confessionsloser Staat ein Ding der Unmöglichkeit, weil es ohne Confession kein Dogma, ohne Dogma keine Moral und ohne Moral keine sittliche Gemeinschaft d. h. keinen Staat geben kann. Durch die vereinte Unterstützung von Kirche und Staat soll die menschliche Gesellschaft ihre zeitliche und ewige Bestimmung erreichen.

Fünftes Kapitel.

Societät, Kirche und Staat.

„Mein erster und mein zweiter Sohn!
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebstes Kind!
Was lass' ich dir zum Pfande?"

Uhland.

Das natürliche Verhältniß zwischen Societät, Staat und Kirche kann nicht mehr zweifelhaft sein. In einer der unserigen ähnlichen Zeit hat es Jos. Görres mit folgenden Worten geschildert: „Der katholischen Kirche ist ihr Erstgeburtsrecht nicht um ein Linsengericht feil. Dieses Recht der Priorität und Erstgeburt wahrt sie sich ebensowohl gegenüber vom Staate, wie gegenüber von anderen Confessionen. Daß sie dem Staate keine Ebenbürtigkeit zuerkennt, hat seinen Grund darin, weil Kirche und Staat als Ordnungen in der kreatürlichen Sphäre übereinander stehen. Solcher Ordnungen sind drei; auf unterster Stufe die Ordnung oder der Haushalt der Natur (Societät), auf zweiter Stufe der Staat, auf dritter und höchster die Gnadenordnung der Kirche. Mit dem höheren Lichte durchscheint sie den Staat und theilt seinem irdischen Leben die Weihe des höheren Lebens zu, gibt also ihm wohl die Form, ihn über sich selbst erhebend, nimmt aber keine von ihm, weil dadurch für sie eine Deformation begründet und sie dadurch in Wahrheit unter sich hinab gestiegen wäre. Ebenso tritt die katholische Kirche mit keiner der Confessionen, die sich von ihr ausgeschieden, auf gleiche Linie. Nur sie hat Anspruch auf ein göttliches Recht."

Nicht bloß in der Mathematik, sondern überall gibt es gewisse Sätze, die vielleicht keines Beweises fähig sind, aber auch keines bedürfen, weil sie ohnehin schon dem ersten Blicke Anerkennung abnöthigen. Ein solcher Elementarsatz lautet: Die Societät unserer Tage ist krank. Dieser Satz ist allerseits anerkannt, die rettenden Aerzte eilen von allen Seiten herbei, leider bringt jeder ein total verschiedenes System der gesellschaftlichen Pathologie mit. Das hervorragende Symptom der Krankheit besteht im Abfalle von der Religion; ob dieser aber Ursache oder Folge des socialen Absterbens sei, ist strittig. Thatsache aber ist, daß ein großer Theil der heutigen Gesellschaft mit der Kirche in offener Fehde lebt, und daß das Feld der Schule es ist, auf dem die Feindseligkeiten begonnen haben, oder wenn man lieber will, wo die Krisis zum Ausbruche kam.

Die Kirche ist eine der beiden großen Institutionen, welche bisher die Menschheit auf dem Wege zu ihrem Ziele leiteten. Gegen diese Leitung hat sich nun die menschliche Gesellschaft theilweise empört und eine Fahne der Unabhängigkeit von Gott erhoben, welche sie Liberalismus nennen. Der Liberalismus läugnet jedes Gebundensein des menschlichen Bewußtseins an eine höhere Ordnung und sucht auf dieser Grundlage dann alle menschliche Ordnung zu gründen. Man spricht nicht mehr von christlicher Liebe und Demuth, aber man preist die hohe Cultur und Aufklärung des Jahrhunderts.

Wir haben gesehen, daß es keine Moral gibt ohne Dogmatik, daß die Moral aller Völker und Menschen verschieden sei, je nach ihrem religiösen Glauben, wie die Traube eine andere ist je nach dem Weinstock. Die Erfahrung aller Zeiten zeigt uns aber im Großen und im Kleinen, daß immer die Moral vor der Dogmatik verdorrt, daß also Völker und Menschen unsittlich werden, nicht weil sie ihren Glauben abgeworfen haben, sondern daß sie ihren Glauben abwerfen, weil sie mit der Moral in unheilbaren Conflict gerathen sind. Als die christlichen Völker reich geworden

waren, da liebten sie die Materie mehr als Gott, und Gott genirte sie in ihren materiellen Genüssen. Darum wollen sie die Materie von Gott emancipiren, Mensch und Welt sollen allein nach immanenten Gesetzen regiert werden. Deßhalb auch hat die materialistische Bewegung des Jahrhunderts sich überall entsprechende philosophische Systeme gebaut: in Frankreich die atheistische Lehre des Comtismus und den ganz materialen Säcularismus, in Deutschland die Kraft- und Stoff-Lehre von Carl Vogt, Moleschott und Büchner — das war die Dogmatik zur materialistischen Moral.

Christi neues Gebot, die Seele der christlichen Societät ist das Gebot der Nächstenliebe; das „Naturgesetz" der modernen Wirthschaftslehre ist das Dogma von Angebot und Nachfrage. Eine Lehre, welche die Arbeitskraft des armen Menschen als todte Waare behandelt, kann sich unmöglich mit jenem socialen Naturgesetze des Christenthums vertragen. Absolute Herrschaft des Kapitals und erbarmungslose Selbstsucht einerseits, christliche Nächstenliebe, gesteigert bis zur Feindesliebe und Aufopferung des eigenen Ichs für den Nächsten, das sind zwei feindliche Principe, die sich niemals vertragen, geschweige versöhnen können. Darum hat der Liberalismus, als das System des Materialismus, den Christusglauben, als das System der Uebernatur stets verfolgt, nicht bloß in der Gesellschaft, sondern auch im Einzelnen.

Seitdem sich die Gesellschaft mehr und mehr vom Christenthume abwendet, treibt der Liberalismus rascher seine Blüthen. Die Herzen, welche der Heiland milde und mitleidig haben wollte, versteinern sich zur kalten Mitleidslosigkeit. Neben der Vergötterung des Genies oder des erfolgreichen Ichs sehen wir die grausamste Menschenverachtung um sich greifen, die einst auch die Signatur des antiken Heidenthums war. Gegen alle Bethätigungen des christlichen Glaubens, gegen das Beten, gegen die religiösen Feiertage, gegen die Anstalten des beschaulichen

Lebens ist der Liberalismus von einer wahren Wuth befallen; denn sie entziehen die Sklaven des Kapitals wenigstens für Momente dem Joche unersättlicher Frohnarbeit. Die Menschen werden gezählt, gewogen, getheilt, nicht nach ihrem sittlichen Werthe, sondern nach ihrer Productionsfähigkeit. Das Alleins von Geist und Materie, von Leben und Tod ist im Goldstücke gefunden, wovon sie nur ein Mehr oder Minder darstellen. Die Völker werden nur mehr geschätzt als Maschinen nach dem Maaße ihrer Pferdekräfte und sie kommen in Rechnung als Productionsstätten von Geld- und Blutsteuerkräften.

Die Culturvölker Europa's haben längst angefangen, die alten religiösen Ueberlieferungen zu verlassen und rücken tastend in das Labyrinth der Abenteuer vor. Die Avantgarde in dieser traurigen Campagne bildet Frankreich, von welchem der Cardinal-Erzbischof Guibert vorlängst behauptete: „Frankreich ist das säkularisirteste Land in Europa." Ueberall in civilisirten Ländern, wo Volkszählungen stattfinden, enthält der Aufnahmebogen die Rubrik Religion mit den Unterabtheilungen katholisch, protestantisch u. s. w. Nur die amtliche Statistik Frankreichs kennt dieselbe nicht mehr, kennt keine katholische Landesmehrheit, keine Kirche, keine Religion, keinen Gott. Dasselbe Frankreich aber auch ist zugleich die Wiege und das Opfer der Revolution quand même.

Im gleichen Schritt und Tritt mit dem Rückgange des religiösen Glaubens halten sich zwei andere Erscheinungen: der Verfall der bürgerlichen Gesellschaft und die Superfötation des Staates. Wie verschieden das Urtheil über die Zustände und Bestrebungen unseres Zeitalters je nach dem persönlichen Standpunkte des Beobachters auch sein mögen, in zwei Punkten müssen alle denkfähigen Menschen übereinstimmen: darin nämlich, daß seit Langem schon ein allgemeiner Zersetzungsprozeß sich wahrnehmen läßt, wodurch die alte Ordnung der Dinge, insoweit sie überhaupt noch besteht, mit jedem Tage unhaltbarer wird, wäh-

rend andererseits bis heute noch nirgends gelungen ist, eine neue Ordnung zu begründen, welche Dauer verspräche. Es gilt das ebenmäßig vom europäischen Staatensystem überhaupt, wie von den besonderen Verfassungen der einzelnen Staaten, insbesonders aber von den Zuständen und Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Das Provisorium ist der constante Charakter heutiger Verhältnisse, indem die überall versuchten neuen Institutionen nur wie eine Pause in dem Umsturz selbst erscheinen, — einem Waffenstillstand vergleichbar, welchem bald neue Feindseligkeiten folgen, aber kein Friedensschluß, wozu die Basis noch immer vergeblich gesucht wird. Wohl war es ein vermessenes Wort der Revolution von 1789, daß sie binnen hundert Jahren die Reise durch Europa machen werde, aber in der That lag etwas Prophetisches darin, und die Verheißung naht sich ihrer Erfüllung. Zeitweilig und wiederholt erstickt, hat der Funken unter der Asche fortgelebt und immer wieder Kraft gewonnen. Unsere gegenwärtige Lage gleicht der des asiatischen Wanderers in jener bituminösen Gegend, wo bei jedem Schritt Flammen aus dem Boden aufzüngeln.

Die Familie ist der Keim der bürgerlichen Gesellschaft. Die Thiere bringen wieder ihre Art hervor, der Mensch allein gründet die Familie und pflanzt sein Geschlecht fort. Unsere Zeit hat das Wort Civilehe kennen gelernt, wodurch die Ehe aus dem Himmel, wo sie früher geschlossen wurde, in die Notariatsstube herabsinkt und ein „Vertrag" wird, wie der Kauf eines Grundstückes, oder irgend ein anderes „Geschäft". Dadurch ist die Sitte in ihrem Lebensnerv getroffen und wird die hereinbrechende Sündfluth nicht mehr aufhalten. Als der Code Napoleon diese Gesetzgebung feststellte, da hatte das eigene Beispiel des Urhebers noch in einer sehr engen Columne der neuangelegten Ehescheidungs-Statistik Platz — seither erweiterte sich diese Spalte bei allen Völkern von Jahr zu Jahr. Die Prostitutions-Skala übertrifft sie noch, und Europa dürfte bereits so viele Specialisten

für Syphilis haben, als noch Ulrich von Hutten Schand- und Leidensgenossen hatte. Die Literatur, welche an den europäischen Bahnhöfen dem großen Publikum verschleußt wird, trägt ganz mit gleichem Recht die Ueberschrift „für Herren", wie gewisse geheime Orte neben den Stationsgebäuden. Im Jahre 1875 wurde diese Art von „Literatur" sogar katalogisirt und der eng gedruckte Katalog ist 19 Bogen stark[1]).

Der Unsittlichkeit fehlt die Theorie ebensowenig, wie dem Unglauben. Wie dieser die blasphemische Spitze trieb, daß eigentlich die Gottlosigkeit die rechte Religion darstelle, so wird auch in unzähligen Romanen und Schauspielen ausgeführt, daß die tiefste Unsittlichkeit die höchste Spitze der Sittlichkeit sei. „Unter Umständen" sei es unsittlich, den Bestand der geschlossenen Ehe heilig zu halten, es sei vielmehr sittlich, das Band zu zerreißen, dem die Weihe der Liebe fehle. Diese Umstände finden sich leicht, zumal wenn das Laster als Wegweiser dient. Nicht zufrieden damit, die Theologie und die Sitte über den Haufen gerannt zu haben, that die entfesselte Lüsternheit sogar dem Sprachgebrauch Gewalt an. Um den Flecken zu beseitigen, der seit Jahrhunderten an dem Worte „unsittlich" haftete, wurde neuestens dem Worte eine andere Bedeutung unterschoben. Während es vorher ausschließlich geschlechtliche Fehler bezeichnete, wird es jetzt mit raffinirter Absicht statt unnatürlich, unbillig, ungerecht, überhaupt sündhaft gesetzt. Zu viele Zinsen nehmen ist unsittlich, die Fabrik-Sklaven erdrücken ist unsittlich u. s. w. Durch solchen Kunstgriff ist es in der That geglückt, in den Köpfen vollständig moderner Menschen den Begriff der Sittlichkeit zu verwischen. Vor ein paar Jahren spielte sich in Wien ein pikanter Prozeß ab. Ein reicher Onkel hatte seiner minderjährigen Nichte einige Tausend Gulden legirt, welche

---

1) *Nay*, Bibliotheca germanorum erotica, Verzeichniß der gesammten deutschen erotischen Literatur. Nach den zuverlässigsten Quellen. gr. Lex. 8. Leipzig 1875. Velinpapier. 9 *M.*

Summe ihr mit Eintritt ihrer Volljährigkeit zufallen sollte — unter der Bedingung, daß sie bis dahin einen sittlichen Lebenswandel führe, anderen Falles das Legat einem Kloster gehören würde. Die liebe Nichte aber gebar mit 18 Jahren ein uneheliches Mädchen. Da sie nichtsdestoweniger die Erbschaft beanspruchte, entstand ein Prozeß. Und sie hat ihn gewonnen; denn der Wiener Richter entschied, ein Kind der Liebe sei nichts Unsittliches.

Und an hundert anderen Stellen bricht der gesellschaftliche Marasmus an's Tageslicht. Im Monat November 1876 erließ der k. k. Statthalter von Galizien eine Verordnung gegen die Trunksucht; wie aus Einem Munde frugen die Blätter der gesammten österreichischen Monarchie: „Warum doch nur für Galizien allein?" Der Wucher hat aufgehört, „unsittlich" zu sein. Auch in den Erwerbsverhältnissen haben sie, wie bei Glauben und Sitte, das Blatt gewendet, und statt der Ehrlichkeit den Betrug auf den Schild gehoben. Alle die Fermente, welche das Erwerbsleben der menschlichen Gesellschaft vordem erhielten: als Ehrlichkeit, Billigkeit, Genügsamkeit und Nächstenliebe, sind vertrocknet, und an Stelle des Lebens stellt sich der chemische Prozeß der Säfte mit dem Leichengeruch ein. Das Evangelium hatte gelehrt: „Haben wir also Nahrung und Decke, so lasset uns damit zufrieden sein." Mit dieser volkswirthschaftlichen Theorie hatte sich die Christenheit anderthalb tausend Jahre lang fortgebracht. Aber schon König Lear sagt:

„Der Mensch, der nichts als was er braucht besitzt,
„Lebt wie das liebe Vieh . . . ."

Und Falstaff im Heinrich IV. beweist, wie der Hecht den Gründling fresse nach dem Naturgesetz, und daß es daher vollkommen überflüssig sei, die Sache des Gründlings zu vertreten, oder den Hecht zu tadeln. Nach dieser Theorie vertheidigten sich der Ritter Ofenheim von Pont. eux. und Dr. Strousberg. Das grausame Dogma des socialen Fatums der Gegenwart lautet: „Die eine

Hälfte der Menschheit muß sterben, damit die andere leben kann."

Es wäre überflüssig, weitere Zeichen der Auflösung in der europäischen Gesellschaft aufzuzeigen. Niemand bestreitet sie. Nur haben die Völker, jedes einzeln, so viel Patriotismus, wohl alle anderen, nur nicht sich selber für angesteckt zu erklären. Die Franzosen sind „verlottert", England im Fett erstickt, die Türkei ist der kranke Mann, Oesterreich die Heimath des „Krachs", nur Deutschland kämpft noch den Culturkampf.

Geängstiget durch den hereinbrechenden Gräuel der Verwüstung, haben denkende Männer allerwärts auf Abhilfe gesonnen. Da die Krankheit genau in dem Verhältnisse fortschritt, als die Religion zurückwich, so wurden Stimmen laut, welche der religiösen Verheerung Einhalt zu thun riethen. Die Katholiken verlangten die Remedur aus Ueberzeugung, liberale Männer aus Politik. Bekannt genug ist, daß Ernst Renan nach dem unglücklichen Kriege von 1870 vorschlug: Frankreich solle, um sich wieder aufzurichten, zur katholischen Religion zurückkehren. Allerneuestens hat ein französischer Professor, Th. Funck-Brentano, ein Buch herausgegeben über „Die Gesetze der Civilisation[1])". Unter den Gesetzen der Civilisation betont Funck-Brentano vornehmlich eines, das sich auf allen Gebieten menschlicher Entwickelung bewähre; überall sei die Einhelligkeit der Gesinnungen und Bestrebungen Quelle des Fortschritts, das Gegentheil Ursache des Verfalls. Die gegenwärtige Zerfahrenheit der Ueberzeugungen und Bestrebungen beweist, daß unsere Cultur dem Verfall entgegengeht. Man erkennt ihn bereits auf dem Gebiete der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik und des materiellen Wohlstandes. Die Regeneration fordert vor Allem Einigung.

1) La civilisation et ses lois. Morale sociale par *Th. Funck-Brentano*, professeur de droit des gens à l'école libre des sciences politiques. Paris, 1876.

Der Verfasser mahnt die Industrie: die Arbeitstheilung nicht so weit zu treiben, daß die Coordination der Arbeit, der sie dienen sollte, dadurch beeinträchtigt werde; er mahnt die politischen Parteien, und am meisten die seines Vaterlandes, zu gegenseitiger Verständigung und will, daß, wer gleich ihm selbst den christlichen Glauben nicht theilt, ihn wenigstens als eine historische und sociale Nothwendigkeit ehre, als einen Rest intellectueller Einheit, ohne den unsere Culturvölker nicht im Stande seien, den Bau der Wissenschaft fortzuführen.

Man kann die Religion kaum tiefer erniedrigen, als diese zwei Franzosen es thun. Sie ist die heilige Stadt auf dem Berge, wo Gott thront, aber sie wird in Ewigkeit nicht ein Potemkin'sches Dorf sein.

Ein sehr viel größerer Theil derjenigen Menschen, welche der Kirche den Rücken gekehrt haben, warf sich dem Staat in die Arme. Der Glaube ist abgethan, die Moral macht der Staat, eben der Staat schützt und leitet auch die menschliche Gesellschaft in allen nur möglichen Dingen. Das Kreuz mag fallen, das Bajonnet ist aufgepflanzt zwischen dem loyalen Bürger und dem lüsternen Bösewicht. Allein mit Spitzkugeln heilt man keinen Kranken; der allgemeine Ruin nimmt seinen Fortgang. Das Recht selber, die eigenste Sphäre des Staates, wird hinfällig durch Abstraction von der Moral. Denn verschieden zwar ist das Rechtliche von dem Sittlichen; allein man darf es nicht davon trennen, wie wenn es etwas rein für sich Bestehendes wäre, sondern das Eine steht mit dem Andern in innerem Zusammenhang, wie Beides wieder mit der Religion. Das Recht ohne sittliche Gebundenheit ist ein Schein in Shylocks Händen, mit dem man Menschenfleisch aus lebendigen Leibern schneiden kann. Die Reihe unserer politischen und socialen Uebel ist unabsehbar: die vier Flügelmänner heißen Centralisation und Militarismus, Plutokratie und Pauperismus, und all das durchdrungen von der gemeinsamen Corruption. Gesetze sind gemacht

zu Tausenden; aber noch weit mehr als die Civil- und Criminal-Gesetzbücher erweitern sich die Criminal-Tabellen. Quo promissa cadunt et somnia Pythagorea? Der Staat rettet die Gesellschaft nicht, er sinkt vielmehr mit ihr hin. Die erschütterte Societät will der Staat halten; wer aber hält ihn? Wenn man die Brahminen fragt, wie die Erde im Raume ruhen könne, so sind sie nicht verlegen zu antworten; sie sagen, die Erde ruhe auf dem Rücken eines Elephanten; aber wenn man sie fragt, worauf der Elephant ruhe, so wissen sie nicht mehr, was sie sagen sollen, und stehen mit offenem Munde.

So verlegen indessen sind unsere Brahminen nicht. Sie lassen den Elephanten hinwiederum auf ihrem Steckenpferd ruhen, und dieses Steckenpferd heißt die Schule. Niemals hat eine Mode in der öffentlichen Meinung der Völker allgemeiner, länger und intensiver geherrscht, als gegenwärtig der Glaube an die universelle Heilkraft der Schule. Für alles und jedes hilft die Schule, alle Parteien setzen ihre Hoffnungen darauf, Niemand zweifelt an ihrer Zauberkraft. Wenn eine Hungersnoth ausbricht, wird zu deren Beseitigung die Hebung der Volksschule vorgeschlagen, und wenn die Oesterreicher in Böhmen geschlagen werden, so haben das nicht Benedek und der Nebel von Chlum, sondern der „Schulmeister von Sadowa" hat es gethan. Es ist eine wahre Schulwuth, eine Manie, eine Seuche, welche in der Welt grassirt. Während alle anderen Universalmittel allmälig in den Geruch marktschreierischer Reclame gerathen, darf an den Wunderwirkungen der Schule Niemand zweifeln. Wie die weiße Hautfarbe als constitutive Qualität eines civilisirten Menschen gilt, so daß einem rothhäutigen Individuum die Silberprobe seines Culturgehaltes von vornherein fehlt, ebenso mangelt die allgemeine Signatur der Zeit jeglichem Manne, der nicht die Impfnarben der Schulwuth trägt. Wie das enden wird? „Wenn wir es sehen werden, dann werden wir es wissen": sagen die Weltweisen in Indien. Unsere gesellschaftlichen Zustände drohen

immer mehr, Ruskin zum Propheten zu stempeln, der da sagte: „Ich habe beständig das Gefühl, als lebte ich auf einem großen Leichenacker, mit Leuten rings um mich her, die sich nur schwach noch an die offenen Gräber klammern und um Hilfe rufen, während sie zurücksinken und den Blicken entschwinden.“

Sechstes Kapitel.

Die Schule.

Zu lernen findet stets, wer Lernbegierde hegt.
Es wird der Lehrbrief uns erst auf den Sarg gelegt.

Wo die Begriffe fehlen, stellt bekanntlich zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Das dienstwilligste aller deutschen Vokabeln ist aber ohne allen Zweifel „die Schule". Sie ist ein Lieblingsausdruck der deutschen Literatur geworden und bildet oft das dritte Wort. So wird die wahre Erkenntniß der Sache verhindert, weil immer im Voraus feststeht, daß die Schule zu Allem paßt, wobei die inhaltslosesten Behauptungen durch den Schul-Trumpf, der zuletzt darauf gesetzt wird, stets den Schein durchschlagender Argumente annehmen. Die Schule ist einmal Atout und sticht Alles nieder. Die Schule ist der Busch, hinter welchem der Vogel Strauß des modernen Zeitgeistes seinen schwindeligen Kopf versteckt.

Die allerwenigsten Menschen haben auch nur eine Ahnung von dem Ursprung und Wesen der Schule. Die Schule wurde mit dem ersten Kinde geboren; denn wo Vater, Mutter und Kind sind, da gibt es Unterricht, und wo der erste Unterricht ertheilt wurde, da war die erste Schule. Der Schöpfer wirkt mit den denkbar kleinsten Mitteln das Allergrößte. Er trennt einen Finger ab von der Menschenhand und setzt ihn den andern gegenüber, und hiemit sind alle Künste der Menschenhand geschaffen. Im Gegensatz von Mann und Weib gründet die sociale Ungleichheit der Menschen, und damit ist die unendliche Vielgliederigkeit der menschlichen Berufsarten, die staatliche Organi-

sation, die ganze menschliche Culturentwickelung grundgelegt. Würden die Menschen, wie Pallas Athene, mit Schild und Helm aus Allvaters Haupt springen, so gäbe es keine Schule; in der Entwickelungsfähigkeit und Entwickelungsbedürftigkeit des Kindes wurzelt die Schule.

Die Kinder gehören zuallererst den Eltern. Natur und Sprachgebrauch vertheidigen diese Wahrheit gegen alle Angriffe verrückter Parteileidenschaft. „Kind, wem gehörst du denn an?" fragen auch die Communisten ein kleines Lockenköpfchen, das ihnen in den Weg kommt. Und darum haben die Eltern das unveräußerliche Recht und die natürliche Pflicht, ihre Kinder zu erziehen und zu unterrichten. Die Eltern sind die gebornen Schulmeister der Kinder. Und so war es und blieb es auch Jahrhunderte lang auf Erden. Das Menschengeschlecht ist schon sehr alt, der Schulmeister noch ziemlich jung, und zumal den „Schulmeister von Sadowa", d. h. den deutschen, haben wir noch Alle ohne Bart gesehen.

In der patriarchalischen Urzeit vereinigte das Familienhaupt noch all die embryologischen Keime der späteren Gesellschaftsmächte in einer Person. Vermöge seiner hauspriesterlichen Würde erhielt der Vater die religiöse Ueberlieferung, leitete das gemeinsame Gebet und verrichtete das Opfer, ebenso wie er auch das Hausregiment führte und inappellabel nach der überlieferten Familiensitte richtete.

„Wer wird künftig deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finst're Orkus dich verschlingt?"

Je weiter sich im Gange der menschlichen Culturentwickelung die Idee des Staates aus der Herrschaft der Familien- und Stammessitte abläuterte, vollzog sich auch die Scheidung der Geschlechter im Prozesse der Arbeitstheilung. Der Mann trat aus der Familie mehr und mehr heraus und ergriff die öffentlichen Aufgaben, die Frau blieb ihrem Berufe innerhalb der Familie treu.

Demnach fiel der Aufbau des Staates dem Manne zu, die Pflege der Gesellschaft der Frau. Der Mann kämpfte und richtete, die Frau pflegte und unterrichtete.

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben
Muß wirken und streben . . .“

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau . . .
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben . . .“

Die Kinderstuben sind die ersten Schulen gewesen und sind es noch bis zum heutigen Tag, und in den Händen der Frau, der Trägerin des Gesellschaftsprincipes, ist der Unterricht vom Anfange an vorzugsweise gelegen. Aber nicht ausschließlich, denn Speere werfen, Ringen und Klettern, Reiten und Jagen haben die Knaben immer von ihren Vätern gelernt. Die Frau hat den Kindern Sitte gelehrt und Erkenntniß, und das was Alles in sich schließt, nämlich die Sprache, haben vom Anfange an alle Völker von der Mutter gelernt, weßhalb man auch überall die Muttersprache redet. Man kann daher nicht sagen, daß der Unterricht, daß die Schule ganz allgemein Sache der Societät sei und nicht des Staates, denn die Gegenstände des Unterrichtes sind gar vielgestaltig; aber der Inhalt der jetzigen Volksschule ist Jahrtausende lang Sache der Frau, d. h. der Societät und niemals des Staates gewesen.

Bereits ist das Wort gefallen, welchem alle Schule ihr Dasein verdankt: die Arbeitstheilung. Die ganze menschliche Culturentwickelung ist eigentlich eine fortschreitende Theilung und dadurch bewirkte Vervollkommnung der Arbeit gewesen. Die ältesten Menschen haben sich ihre Werkzeuge und Waffen, so gut oder so schlecht es ging, selber gemacht, als aber Tubalcain zu einem gewaltigen Hämmerer und Schmied in allem Erz und Eisenwerk sich ausbildete, da haben sie aus naheliegenden Grün-

den ihre Pflüge und Schwerter bei ihm bestellt. Im Anfange der Gesellschaft hat jede Familie ihr Brod selber bereitet; als aber einmal ein Mann besondere Geschicklichkeit hierin entwickelte, da fanden es auch andere Leute vortheilhaft, bei ihm backen zu lassen, und es entstanden die Bäcker. So entwickelten sich für fast alle menschlichen Bedürfnisse bestimmte Berufsarten, so entstanden die Handwerke, Gilden, Zünfte, Künste und Wissenschaften. Und im Grunde sind all diese Besonderungen zu speciellen Zwecken des Wissens und Könnens lauter Schulen gewesen, obschon sie diesen Namen nicht getragen haben. Der Meister, die Zunft, oder sagen wir gleich allgemein die Schule faßt den zeitlich nacheinander entwickelten Fortschritt zusammen und erspart so dem Einzelnen die unnöthige Mühe, ohne Kenntniß der von den Vorgängern gewonnenen Ergebnisse und Vortheile immer wieder von vorn anzufangen. Was Wunder also, daß man der geschulten Arbeit alsbald mehr Vertrauen schenkte, als der vereinsamten und daß die Schule mit der Autodidactik leichtes Spiel hatte. Der neue Mann wird allzeit schärfer auf die äußere und innere Signatur seines Berufes gefragt werden, als der geschulte.

Schule ist ein sehr weiter Begriff, und wo immer auf Erden planmäßig gelehrt und gelernt wird, da ist eigentlich eine Schule. Es gibt in der That auch Arbeitsschulen, Schwimmschulen, Fechtschulen, Reitschulen, Strickschulen, Nähschulen, Weber-, Hafner-, Schmiedschulen, Bekleidungsschulen, Bräuschulen, Hebammen- und Veterinärschulen, Seemannsschulen, Gewerbeschulen, polytechnische Schulen, Kunstschulen u. s. w. Und all diese Anstalten nebst unzähligen anderen hat es gegeben, ehe das Wort Schule existirte. Das Wort Schule kam erst mit der edlen Schreibekunst auf, und von da ab trennten sich die bezüglichen Einrichtungen und Anstalten unter besonderen Namen: viel Praxis mit wenig Theorie nannte man Werkstätte, und viel Theorie mit wenig Praxis hieß man Schule.

Es wäre ein Hors d'euvre, hier über den Ursprung der Schrift nachzugrübeln, und wann etwa die Bilder- und die Buchstabenschrift, die Säulen- und die Zeilenschrift entstanden sein mögen. Genug, die Schrift wurde erfunden und alsbald begriff und fühlte die Menschheit die weittragende Bedeutung dieser Erfindung. Es ging nun wie oben mit dem Bäcker und mit dem Schmied, es ging wie mit allen gemeinnützigen Erfindungen: Einzelne zeichneten sich durch besondere Fertigkeit im Lesen und Schreiben aus, es fanden sich Eltern, die solchen Männern oder Frauen ihre Kinder zum Unterricht übergaben, für bestimmte Zeit, gegen gewisse Erkenntlichkeiten, und es war eine Schule gegründet. Im Laufe der Zeit haben die Anstalten und Einrichtungen, welche sich mit Erlernung von Lesen und Schreiben beschäftigen, den Namen Schule fast ausschließlich occupirt, so daß man jetzt vorzugsweise die Volksschule darunter begreift, wo die Jugend in Lesen, Schreiben, Rechnen und einigen Anfangsgründen gemeinnütziger Kenntnisse unterrichtet wird, wiewohl es eine Menge anderer mittlerer und höherer Schulen gibt.

Diesen natürlichen Gang der Dinge, diese Naturlehre der Schule muß man festhalten, wenn man sich ein Urtheil darüber bilden will, wem die Schule gehöre. Der Kampf um die Schule, welcher vor unseren Augen tobt, wird zwischen Staat und Kirche ausgefochten; denn die anderen Miteigenthümer rühren sich nicht. Es wird zwar manchmal das Recht der Familie betont, aber nur um den exclusiven Ansprüchen des Staates ein Paroli zu biegen. Offenbar gehört aber die Schule Dem, der sie gegründet hat. Wo ein gesellschaftliches, ein kirchliches oder ein staatliches Interesse eine Schule nothwendig macht, da besteht auch das Recht, sie zu gründen, und der Gründer ist der geborne Eigenthümer. Der Staat, um seinen Bedarf an Beamtenpersonal zu decken, hat ein unabweisbares Interesse an dem Bestande von juristischen Facultäten, Cadetencorps, Forstschulen u. dgl., also mag er sich dieselben gründen, wo er sie nicht vorfindet. Es

wäre unvernünftig, zu sagen, die eigentliche Sphäre des Staates sei das Rechtsleben, und die Schule gehöre nicht in sein Bereich. Die Kirche bedarf zur Heranziehung guter Gläubigen und gläubiger Priester aller Arten von Schulen, insbesonders theologischer Facultäten; es heißt die Kirche ausrotten, wenn man ihr das Recht, Schulen zu gründen verkümmern will. Jedermann sieht auch ein, daß die Einmischung der modernen Staatsgewalt in die Leitung der kirchlichen Schulen nur der maskirte Beginn der Religionsunterdrückung ist. Klagend ruft Wilhelm Meinhold aus[1]):

„Ach, Juristen regieren Juristen, Soldaten Soldaten,
Doch die Kirche des Herrn Jeder, der Priester nur nicht."

Ebenso haben alle gleichinteressirten Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft und jeder Einzelne in ihr, der es will und vermag, das natürliche Recht, Schulen zu gründen und sie zur Benützung anzubieten für alle denkbar möglichen Zwecke des Lebens und der Cultur. Und da, wie wir nachgewiesen haben, die Culturentwickelung eigenste Aufgabe der Societät ist, und nicht des Staates, vielmehr letzterer nur zu schützen und in außerordentlichen Fällen nachzuhelfen hat, so müßte die Entwickelung des Schulwesens im Ganzen und Großen überall dem Triebe gesellschaftlicher Interessen und dem Compelle sittlicher und wissenschaftlicher Begeisterung überlassen werden. In diesem Sinne hat Schiller in seinem Gedichte „die Weltweisen" in der That das Treffendste gesagt, was gegen die Zwangs-Cultur des modernen Staates überhaupt und gegen die heutige Schulwuth insbesondere gesagt werden kann, indem er sich auf die Natur der Dinge berief, wornach das ganze Weltgetriebe „durch Hunger und durch Liebe" erhalten wird. Wie der Hunger hier der prägnante Ausdruck aller materiellen Bedürfnisse ist, so umfaßt die Liebe alle moralischen Impulse, wie ja auch das Evangelium alle religiösen Gebote darin zusammenfaßt.

1) W. Meinhold, Sämmtliche Werke. Leipzig, Weber 1846. II. 130.

Wer aus der Geschichte nicht die Zwangscultur des Staates, sondern die freie Gesellschaftscultur als die Aufgabe der Menschheit herausliest, der wird unmöglich die Schule zu den wesentlichen Staatszwecken rangiren dürfen. Zur „Staatspflege" könnte man sie allenfalls zulassen, wie dem Staate ja auch die nöthigen Fachschulen nicht strittig gemacht werden können. So ist es immer gewesen. Pythagoras, Socrates, Zeno und Epikur haben Schulen gegründet, und wer Neigung und Beruf dazu fühlte, hat davon Gebrauch gemacht. Alle berühmten Universitäten haben einen facultativen Ursprung gehabt. Was insbesonders die Kinderschulen betrifft, so ist der natürliche Entwickelungsgang derselben bereits dargelegt; wo ein gesellschaftliches Interesse sich bildete, d. h. wo mehrere Eltern sich zusammenfanden, welche ihre Kinder in verschiedenen freien Künsten unterrichten lassen wollten, wird auch der Mann nicht lange auf sich haben warten lassen, der den Unterricht anbot. Das Bedürfniß erzeugt das Product, die Nachfrage das Angebot.

Aber die logischen Grenzen sind nicht immer die geschichtlichen. In der heidnischen Welt war die menschliche Gesellschaft so arm, daß sie sich nicht selber helfen konnte. Erst Christus hat die Kleinen zu sich kommen lassen. Nicht als ob das Christenthum die Schulen erfunden hätte! Der Schulmeister der Falisker ist bekannt. Die jungen Grachen waren bekanntlich eben aus der Schule nach Hause gekommen, als Cornelia sie ihrer Freundin mit den Worten vorstellte: „Diese hier sind m e i n Schmuck." Aber die Mutter der Grachen war eine römische Matrone, an die Kinder der Armen wurde nicht gedacht. Es bleibt ein ewiger Ruhm der katholischen Kirche, daß neun Zehntel aller Schulen, die wir heute haben, von ihr gegründet, geleitet und unterhalten worden sind. Aber die Kirche gründete die Schulen nicht als Zwangsanstalten, sie expropriirte nicht die Kinder, indem sie den Unterricht für sich monopolisirte und den Eltern das Recht hiezu absprach. Nein, die Kirche bot ihre Schulen

der Gesellschaft an, als ein Almosen, als eine Wohlthat, als ein Hilfsmittel, als Geschenke. Jahrtausende lang hatte der häusliche Unterricht ausschließlich die Arbeit gethan, dann kam die Privat-Industrie der Schulmeister (ludi magistri) hinzu, und nun trat noch die Kirche mit diesen in Concurrenz. Die ihr innewohnende Kraft eroberte alsbald den ersten Rang, aber sie hat die Familie und die Privatschule niemals erdrückt.

Für die kirchlichen Schulen war natürlich die Religionslehre der Hauptgegenstand; Anfangs bildete sie den ausschließlichen Lehrstoff und blieb es theilweise Jahrhunderte lang. Wenn der heil. Franz Xaver in den Straßen von Goa herumging und mit einem Glöcklein die Kinder zusammenläutete, so sagte er zu ihnen: Filioli venite ad me! aber nicht zum Lesen und Schreiben, sondern: timorem Domini docebo vos. Indessen hat sich schon sehr frühe der Gebrauch gebildet und ist später allgemein geworden, daß mit dem Religionsunterricht auch die Elemente der literarischen Disciplinen verbunden wurden. Man schrieb noch kaum 400 Jahre nach Christus, als der heil. Bischof Cassian zu Imola von seinen eigenen Schülern mit ihren Griffeln zu Tode gemartert wurde. Damals scheint noch nicht der Dolch, sondern erst der eiserne Griffel italienischer National-Styl gewesen zu sein. Im Laufe der Culturentwickelung hat sich der Unterrichtsstoff vermehrt, seit dem vorigen Jahrhundert fing auch der Staat an einzugreifen, es entstanden obligatorische Schulpläne und der Schulzwang krönte das Gebäude.

So kommen wir von Neuem an die Frage: Wem gehört die Schule? Die natürliche Antwort ist offenbar: Suum cuique; aber nicht mit dem historischen Complement einer berühmten Staats-Devise, sondern mit debet. Die concreten Schulanstalten gehören dem rechtmäßigen Inhaber, die Schule als Institution gehört der bürgerlichen Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen ist. Einige wohlwollende Männer haben den Streit zu schlichten geglaubt, indem sie die Schule als Condominium der Familie,

der Kirche und des Staates erklärten, so daß jeder dieser drei Interessenten einen idealen Antheil an dem Schulwesen hätte. In diesem Sinne sind insbesondere alle einschlägigen Streitschriften von katholischer Seite gehalten. Es ist gut gemeint, nützt aber nichts. Wenn Salomon's weiser Urtheilsspruch über das strittige Kind so gelautet hätte, wäre er wohl nicht sehr berühmt geworden. Diese Vermittlungsversuche sind nur eine Bettelei an den Staat, den Priester doch wenigstens als Bedienten in die Schule mitzunehmen. Zudem ist das Erkenntniß gar nicht richtig. Die Schule gehört weder der Kirche noch dem Staat, sondern der menschlichen Gesellschaft, und in ihr der freien Concurrenz. Sie ist wie die Literatur, oder wie die Kunst, oder auch wie das Handwerk. Wem gehört denn die Bierbrauerei? Jedem der ein Bräuhaus hat: mag es nun eine Actiengesellschaft sein, ein Kloster, ein Bischof, eine Hofkammer oder ein Privatmann.

In der Braupfanne concurriren auch alle diese Unternehmer friedlich miteinander, weit heißer brodelt das Dintenfaß. In freien Ländern, wie England, Belgien, Frankreich, wo noch einige Concurrenz gestattet ist, machen Staat und Kirche, Corporationen, Gemeinden und Privaten die äußersten Anstrengungen, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen. In den Ländern des Schulzwanges hilft die Kirche dem Staate aus Leibeskräften in rastloser Aufthürmung des Schulwesens, um doch wenigstens, wie einst der heil. Alexius, unter der Treppe des erblichen Eigenthums wohnen zu dürfen. Von der elementaren Gewalt der allherrschenden Mode ergriffen, trägt auch das Publikum von allen Seiten Bausteine nach Zwing-Uri. Die Völker wenden alle Jahre hundert Millionen mehr für die Schule auf, und die Begeisterung fängt an, in Manie überzugehen. Die Schulwuth grassirt in der Welt.

Die Familie, welche doch die rechtmäßige Eigenthümerin der Kinder ist und von der die Schule nur committirt erscheint,

erinnert sich dieses Rechtes nicht mehr und ist beinahe froh, daß die Schule sie depossidirt hat. Vater und Mutter wissen nicht mehr, was sie mit dem Unterricht- und Erziehungsrecht wegwerfen. Gerade darin wurzelt ihre elterliche Würde. Gerade darin steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht für einen stolzen Geist, als in einem ganzen Ordensspieß. Die Hälfte der Eltern zieht es vor, ihre Kinder ohne Erbtheil in's Leben zu schicken, als ohne, zum Theil sehr weitgetriebenen, Schulunterricht. Die moderne Familie will resigniren zu Gunsten der Schule.

Sogar die Kirche fängt an, auf die Schule zu schwören. Viele Priester verwenden weit mehr Zeit auf die Schule, als auf die Kirche. In allen Hirtenbriefen wird den Gläubigen die Schule empfohlen. Die Kirchenstiftungen lassen Schulhäuser bauen und die Pfarrhöfe einfallen. Sogar Rom zieht an diesem Strange. Die Inflation der Schulwuth ergreift auch katholische Kreise.

Was vollends den Staat betrifft, so macht derselbe die allergrößten Anstrengungen, nicht blos das Schuldepartement immer zu erweitern, sondern sich der Schule gänzlich und ausschließlich zu bemächtigen. In allen Ländern tobt darüber der Streit. Lesen und Schreiben werden für unveräußerliche Bestandtheile der Staatsgewalt erklärt, die Kinder werden conscribirt, der Unterricht und der Tabaksbau monopolisirt. Der Staat, der Inhaber der Kanonen, prätendirt die Herrschaft auch über das Reich der Geister. Ein durchaus ächter Herold des Zeitgeistes, Herr v. Sybel, hat einst im preußischen Abgeordnetenhause unter stürmischem Beifall folgendes symbolische Wort gesprochen: „Wer die Schule besitzt, der besitzt die Herrschaft über die Zukunft und über die Welt. Meine Herren, nach meiner Ueberzeugung hoffe ich, daß der Staat die Schule besitzen wird für alle Zukunft, und daß dem Staate damit die Herrschaft über die Geister und über die Zukunft angehören wird.“ Aehnlich

sprechen sie mit allen Zungen. Die Schule ist zur breiten flachen Gemeindewiese geworden, auf welche Jedermann des Morgens, wenn der Hirt bläst, seinen Gedankenstand austreiben darf, um ihn des Abends kugelrund wieder heimzubringen. Wer Lust hat, mag mittreiben.

Es soll zwar nicht Moltke, sondern der preußische Schulmeister soll bei Sadowa gesiegt haben. Möglich ist Alles, aber sicher ist es nicht. Indessen glauben auch wir, daß der moderne Schulmeister in der Zukunft noch schwere Schläge austheilen wird, und zwar über Societät, Kirche und Staat.

Strecken zu [illegible] zwingen. Die Schule ist [illegible] [illegible]
Gemeinwesen [illegible], und [illegible] [illegible] des [illegible]
[illegible] der [illegible] [illegible], seinem Gemeinwesen [illegible] [illegible]
[illegible] des Kindes [illegible] unserer Bestrebungen. [illegible]
weg mitarbeiten!

Es soll jetzt nicht Strafe, sondern der natürliche [illegible]
[illegible] soll der Schule gelegt haben. [illegible] ist [illegible], aber
sicher ist es nicht [illegible] und wir, [illegible] der [illegible]
Schulmeister, in der Zukunft noch [illegible] [illegible] [illegible]
ren, noch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Erstes Buch.

Schule und Societät.

Erstes Kapitel.

Die Schule als Surrogat der Familie.

„Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.“

Schiller.

Die Familie ist das Saatkorn der bürgerlichen Gesellschaft. Wie nun aber die Familie die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung ist, so wird sie andrerseits selbst in die sociale Entwickelung hineingezogen und kann sich nach Zeitaltern und Nationen verschieden gestalten. Die Polygamie z. B. war zeitlich und räumlich stark unter den Völkern verbreitet und ist es noch zu dieser Stunde. Das Christenthum jedoch hat in diesem Punkte das Angesicht der Erde erneuert und die ursprüngliche Ordnung zur herrschenden gemacht. Nach Beseitigung der Polygamie hat nicht leicht eine Einrichtung größeren Einfluß auf die Gestaltung der Familien-Sitte ausgeübt, als die Schule.

Es ist ein natürliches Recht der Eltern, ihre Kinder zu unterrichten; denn Erziehung und Unterricht gehören auch zur Erzeugung eines Menschen. Und eben weil es ein natürliches ist, darum ist es auch ein unveräußerliches Recht, dessen sich eine Familie niemals ganz entschlagen kann, ohne sich selber zu zerstören oder wenigstens zu verstümmeln. Die Familie kann sich der Schule bedienen, aber sie darf niemals Erziehung und Unterricht gänzlich abtreten, ohne ihr eigenes Princip zu zerstören und ihren Daseinszweck aufzugeben. Die Menschen existiren nicht als Gattung, wie die Pflanzen- und Thierwelt, wo das Individuum

immer nur die Gattung reproducirt, so daß die individuellen Eigenschaften der Pflanzen und Thiere das Unwesentliche daran sind. Bei dem Menschen gehört der individuelle Charakter zum Wesen, er constituirt die Person und gibt in der Praxis überall den Ausschlag. Schon darum darf die individuelle Erziehung in der Familie niemals gänzlich dem Schulunterricht weichen, welch' letzterer naturgemäß immer der Gattung, der Schablone zuneigen muß. Es verhält sich mit der Schule wie mit dem Gottesdienst. Ursprünglich ist der Familienvater zugleich der Hauspriester gewesen und der häusliche Gottesdienst enthielt die ganze Liturgie. Mit der fortschreitenden Entwickelung menschlicher Verhältnisse bildeten sich Religionen und Priester; aber der öffentliche Gottesdienst hat niemals die häusliche Andacht verdrängt und wird sie niemals verdrängen können. Subjectiv hat das Gebet im Kämmerlein oft eine viel größere Bedeutung, als das Pontificalamt im Dom. Tausend gläubiger Männer haben in reifen Jahren geäußert, sie hätten mehr Religion von ihrer Mutter gelernt als von allen Theologen Deutschlands.

Ebenso kann die Familie den Unterricht in gewissen Elementargegenständen gefahrlos der Schule überlassen, wohl auch theilweise die Erziehung, aber niemals kann sie sich dieser Lebensaufgabe vollständig entziehen. Die moderne Familie begeht in dieser Beziehung freilich große Fehler, wahrhafte Todsünden. Viele Mütter aus den gebildeten Ständen glauben fest, daß sie die Kinder nur haben, um mit den geputzten Puppen in der Promenade Staat machen zu können; wenn dann die Bengel einmal unangenehm werden, so werden sie zu einigen Jahren Schule verurtheilt, oder wie man das heißt: sie werden in die Pension geschickt. Wozu wären denn die unzähligen Bewahranstalten, Krippen, Kindergärten, Institute, Pensionate, Seminare u. s. w. sonst auch in der Welt!

Der alte Hortig, der helle Mann, hat schon vor mehr als dreißig Jahren das Zugpflaster seiner Satyre auf diesen wunden

Fleck gelegt. Er beschreibt die Stadt Schofeldingen und bemerkt über das dortige Schulwesen [1]): „Sieben und siebenzig deutsche Schulen und Erziehungsinstitute sind uns in der Stadt Schofeldingen begegnet, und sind eher zu wenig als zu viel, wenn man bedenkt, was die Schofeldinger bedachten. Sie bedachten nämlich, daß die häusliche Erziehung schlechterdings nichts tauge, und unterließen dieselbe gänzlich. Natürlich! Kann man denn dem größten Theile des weiblichen Geschlechtes, besonders dem gebildeteren, das im Schweiße seines Angesichtes Toilette und Visiten machen muß sein Leben lang, eine genaue Bekanntschaft mit J. J. Rousseau, mit Basedow, Niemeyer, Pestalozzi, Schwarz, J. J. Wagner, oder auch nur mit Chesterfield, mit Frau von Genlis und Madame Campan zutrauen? Und wo fände das männliche Geschlecht, welches schreiben, schreiben und schreiben, rechnen und speculiren muß auf Eisenbahn=, Dampfschiff= und noch ein Dutzend andere Actien, welches noch darüber tagtäglich achtzehn Zeitschriften, die unendlichen Ständeverhandlungen und einige religiöse Controverspredigten zu lesen hat, wo fände dieses Geschlecht Zeit, daran zu denken, daß es Kinder in der Welt gäbe, die es vor Zeiten selbst erzeugt hat? Sehr zweckmäßig greift also das geistliche und weltliche Recht den Eltern unter die Arme, errichtet die so nothwendigen Fabriken für Menschenbildung und treibt es damit mit den Kleinen in's Große."

Ohne Zweifel ist hiemit das rechte Wort gefunden: es sind Fabriken. Wie auf industriellem Gebiete die Fabrik das Handwerk erdrückt hat, so hat auf dem Felde der Volkserziehung die Schule den häuslichen Unterricht verdrängt. Es ist schwer zu erkennen, wer daran den größeren Theil der Schuld trägt, die Schule oder die Familie. „Halb sinkt er hin, halb zieht sie ihn, und ward nicht mehr geseh'n!" Es ist wie bei Modeartikeln,

---

1) Zwölf Körbe. Erzählungen von Johannes Nariskus. Landshut, v. Vogel'sche Verlagsbuchhandlung 1841. S. 29.

Luxusgegenständen, Genußmitteln u. dgl. Das Angebot reizt den Consum, und der wachsende Consum stachelt den Unternehmungsgeist zu immer neuen Anstrengungen. Die Familie entschlägt sich nachgerade des Unterrichts, weil die Schule ihn so bereitwillig übernimmt, die Schule aber erweitert von Jahr zu Jahr ihre Etablissements, weil die Privaterziehung aufhört. Weder Waare noch Kinder haben durch die fabrikmäßige Productionsweise gewonnen. Schon vor einigen Decennien bezeichnete Carlyle als das wahrscheinliche Resultat des Fabrikbetriebs in jeder Beziehung: „Wohlfeil und schlecht[1]."

Durch den Wegfall des Unterrichts ist in der Familie eine große Bresche entstanden, durch welche die Staatsgewalt eingedrungen ist. Der Staat macht jetzt ein Oberaufsichtsrecht über die Familie, ja ein Eigenthumsrecht an den Kindern geltend, wie es bisher die ganze Weltgeschichte nicht gekannt hat. Die Autorität des Hauses ist dadurch tief erschüttert, der Geist der Familienhaftigkeit verflüchtiget sich aus der bürgerlichen Gesellschaft und an Stelle der häuslichen Zucht tritt schon eine Disposition zu emancipirterem Weltbürgerthum.

Zum Glücke hatte der Staat bisher bloß die Elementargegenstände der literarischen Bildung, als Lesen, Schreiben, Rechnen 2c. der Familie abgenommen. Die für das Leben weit wichtigeren Gegenstände der häuslichen Arbeiten: Kochen, Spinnen, Waschen, Nähen, Stricken u. dgl. waren doch noch der Familie überlassen. Und Niemand wird läugnen, daß all diese schönen Künste in der freien Pflege der menschlichen Gesellschaft weit besser gediehen, als dereinst in den Staatsküchen Sparta's. Aber neuestens fängt der Staat an, der Familie auch dieses Gebiet noch zu entreißen, indem er den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten zu einem obligatorischen Schulgegenstand macht.

---

1) Th. Carlyle, „Geschichte Friedrich's des Großen". Uebersetzung von Neuberg 1866. Bd. IV. S. 318.

Dadurch wird der Familie ein neuer schwerer Schlag versetzt und der Keim des socialistischen Weltbürgerthums in den Kindern zum vollen Wachsthum gebracht. Dies geschieht besonders in der Weise, daß die Gesetzgebung den Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt, alle ständische Besonderung nivellirt und dadurch das platte Land ruinirt.

Vor ein paar Jahren hat sich über dieses Thema zwischen der kgl. preuß. Regierung in Marienwerder und einem Gutsbesitzer von Besser-Brausen eine überaus interessante Correspondenz abgewickelt, welche hier stehen soll, weil sie die Sache wirklich vortrefflich beleuchtet. „Die Näh-Mamsells betreffend, bringe ich nachstehend meine Correspondenz mit den Behörden zur öffentlichen Kenntniß. v. Besser. „I. Rosenberg, 1. März 1875. Da bisher in der Schule zu Brausen der Unterricht in weiblichen Handarbeiten noch nicht eingeführt ist, so verlangt die Regierung auf Grund der Ministerialbestimmungen nunmehr vom 1. April dieses Jahres ab die Einführung dieses Unterrichtes. Die Regierung schlägt hierzu die Frau des Lehrers Schubert dortselbst vor, welche für 54 ℳ zur Ertheilung bereit ist, überläßt es aber Euer Hochwohlgeboren, die Persönlichkeit zu wählen. Euer Hochwohlgeboren ersuche ich demnach, mir binnen 14 Tagen darüber Bericht zu erstatten, daß und welche Lehrerin für die weiblichen Handarbeiten bei der Schule in Brausen zum 1. April angestellt wird. Der Landrath v. Brünneck. An den Patron der Schule zu Brausen, Herrn v. Besser Hochwohlgeboren."

„II. Erwiederung: Dem Landrathsamt erwiedere ich ergebenst: 1) Der Lehrer Schubert ist nicht verheirathet, hat also auch keine Frau. 2) Ministerialbestimmungen, die nicht im Sinne eines bestimmten Gesetzes erlassen sind, haben für mich keine Bedeutung. 3) Ich werde nicht die Hand dazu bieten, daß die Landmädchen zu Näh-Mamsells erzogen werden, um den Großstädten frisches Jungfernfleisch zuzuführen. v. Besser-Brausen."

„III. K. Regierung, Marienwerder, 25. Mai 1875. Da

die Mutter des Lehrers Schubert dortselbst sich bereit erklärt hatte, den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten zu übernehmen, so wurde das Landrathsamt Rosenberg veranlaßt, dem Patron der Schule aufzugeben, eine Lehrerin zu wählen. Der Herr Patron hat das Schreiben des Landrathsamtes unterm 25. März d. J. in ganz unangemessener Weise beantwortet und insbesondere erklärt, daß Ministerialbestimmungen für ihn nicht maßgebend seien. Wir müssen aber darauf bestehen, daß der in Rede stehende Unterricht sofort eingeführt wird. Der Patron wird daher zur Vermeidung einer Strafe von 54 *M.* aufgefordert, eine für jenen Unterricht geeignete Lehrerin zu wählen, in Betreff der zu gewährenden Remuneration eine Einigung herbeizuführen, für den Beginn des Unterrichtes Sorge zu tragen und binnen 14 Tagen anzuzeigen, ob unserer Anordnung entsprochen ist. Königliche Regierung: Bergius."

„IV. Erwiederung: Brausen, 8. Juni 1875. Die Regierung bezeichnet mir eine Frau, die ich nicht kenne, auch nie gesehen habe und will mich zwingen, dieselbe als Lehrerin anzustellen, da diese Frau sich bei der Regierung gemeldet und bereit erklärt hat, für 54 *M.* das Geschäft zu besorgen. Das also ist der Geschäftsgang bei der k. Regierung zu Marienwerder, das nennt die Regierung w ä h l e n! Da habe ich denn doch als Stifter, Erhalter und Patron meiner Schule auch ein Wort mitzusprechen. Ich bitte, mir nun das Gesetz zu nennen, welches mich verpflichtet, neben einem Lehrer auch eine Lehrerin für Handarbeit an meiner Elementarschule anzustellen und somit eine Art von Gewerbschule zu etabliren. Ferner frage ich: was versteht die Regierung unter „weiblichen Handarbeiten"? Im allgemeinen Leben versteht man darunter: fein nähen, sticken, stricken, Spitzen klöppeln, Frivolitäten haspeln 2c. Das würden für meine Tagelöhner nicht standesgemäße Kenntnisse sein (§. 43 bis 46, Titel 12, Theil 2 d. A. Landr.), und gegen die Lehre derselben muß ich als eine verderbliche protestiren, weil die also verbildete Land-

magd mit der verkümmerten Hand weder Besen noch Mistgabel zu regieren weiß, sondern lieber freizügig nach der Hauptpestbeule Berlin geht, wo sie ihren Untergang findet. Die Töchter meiner Taglöhner sollen standesgemäß im wohlverstandenen Sinne des Allg. Landr. zu tüchtigen ländlichen Arbeitersfrauen erzogen werden; dazu gehören folgende weibliche Handarbeiten: 1) Brod anteigen, kneten, backen, schmackhaftes Essen bereiten. Dies sind die allerersten Bedingungen einer glücklichen Ehe. Wo die Frau nicht gutes Brod backen und richtig kochen kann, da geht der Mann in's Wirthshaus, besauft sich, prügelt die Frau — die Familie löst sich auf, vagabundirt, bettelt, endet im Zuchthaus (auch für höhere Familien recht lehrreich). 2) Flachs jäten, rösten, brechen, schwingen, hecheln, spinnen, wirken. 3) Grobe Hemden, Betten, Kittel zuschneiden, nähen und flicken, waschen. Die weibliche Eitelkeit schon bewirkt es, daß diese Fertigkeiten vorzugsweise vorhanden sind und von Mutter auf Tochter übergehen. Der Unterricht hierin ist gerade am ersten entbehrlich. 4) Die Kuh füttern, melken und gute Butter bereiten. (Für die Städter äußerst angenehm.) 5) Aufzucht und Wartung der Schweine und des Federviehes. 6) Reinhalten von Stube und Stall und des Gemüsegartens, Kartoffeln behäufeln. 7) Erntearbeiten: harken, binden, jäten, Schafe scheeren. Welche von dieser enormen Menge pon weiblichen Handtirungen gedenkt die Regierung denn nun eigentlich zum Gegenstande eines besonderen Unterrichtes zu machen? Ich frage auf Grund meiner Pflicht als Patron und Schulvorstand und bitte mir darüber genaue Antwort aus, worauf ich in Rücksicht darauf, daß leider alle Staatsbeamte weder auf Gymnasien noch Universitäten, noch im Bureau ländliche Verhältnisse studirt haben, bereit sein will, Sie ferner zu belehren, vorausgesetzt, daß Sie den Weg der Dictaturversuche verlassen und entgegenkommend sich bemühen werden, meine Geneigtheit zu gewinnen, wie es in einem constitutionellen Staate sittlich ist, wo jeder unabhängige gesetztreue Staatsbürger

höher steht wie jeder ministerielle Staatsbeamte. v. Besser-Brausen."

Die Regierung schickte den Staatsanwalt über Herrn v. Besser, und wurde dieser in eine Geldstrafe von 1000 *M.* und in die Kosten verurtheilt.

Die Folgen dieser zweiten Theilung Polens, d. h. dieses zweiten Einfalles der Staatsgewalt in das Heiligthum des Hauses, werden sehr traurig sein. Während Niemand läugnen kann, daß die Schule den literarischen Elementarunterricht gewöhnlich weit besser ertheilen kann als die Familie, wird die Zwangscultur der weiblichen Berufsarbeiten durch die Staatsschule lähmend auf das ganze weibliche Geschlecht wirken. Denn niemals kann die Mutter durch die Amme vollständig ersetzt werden, und niemals die Milch durch die Liebig'schen Extracte. Schon jetzt wollen manche Beobachter eine Inferiorität der deutschen Frau gegenüber den Frauen freier Länder erkannt haben. Unter'm 30. Sept. 1869 schrieb Dr. Gustav Hofacker aus Stuttgart an die „Allg. Ztg." (Blg. 292 vom 19. Okt.) „Wer besucht die Vereinigten Staaten, ja wer treibt Kunststudien in Florenz und Rom, oder wer besieht sich die Länder des Alterthums und die Orte, wo der Schöpfer des Christenthums gewandelt hat, wo überall die Amerikanerin die Mehrheit der Reisenden des schönen Geschlechts bildet, und ist nicht erstaunt über diese modernen und gebildeten Gestalten, die so praktisch sind und doch so belesen, so selbstständig handeln und von Geographie, Geschichte, Botanik, Literatur oft mehr wissen, als der calculirende Gatte? Während der Gatte den Geschäften sich widmet und Hab' und Gut zu vermehren bestrebt ist, treibt die Gattin in ihrer freien Zeit humanisirende Studien, und rückt der Abend heran, so findet der heimkehrende von den Geschäften ermüdete Mann seine Frau, welche mit Musik und Vorlesen, mit Gesprächen über Politik und Erziehung der Kinder nicht allein einen belebenden, bildenden und höchst heilsamen Einfluß ausübt, sondern auch dasjenige

bietet, was der Deutsche jeden Abend in der „Gesellschaft" sucht.

„Die Amerikanerin studirt und lernt, sofern es ihre Mittel erlauben, bis zur Ehe, aber sie wird schon von der Mutter an selbstständiges Denken und Handeln gewöhnt. Ungenirt geht sie aus, auf dem Lande wie in der Stadt, man begegnet ihr überall mit Anstand und Respekt; schon ihre gründlichen Kenntnisse flößen den Amerikanern Achtung ein, noch mehr aber ihre Gabe der Rede, welche ihr erlaubt, immer das rechte Wort zu sagen; sie spricht und schreibt eben auch vortreffliches Englisch; sie liest jeden Tag ihre große Zeitung und versteht es ausgezeichnet, ihre Zeit einzutheilen. Die „New-York Times" bringt jede Woche mehrere Artikel über Mode, denn die Amerikanerin will elegant und modern sein; sie weiß, daß Modernes besser gefällt als Altmodisches, und eine Dame die gefällt übt mehr Einfluß, als diejenige welche nicht gefällt. In der Ehe wie vor der Ehe bleibt die Amerikanerin in ihren Branchen auf dem Laufenden, sie kennt die Tagesliteratur und Politik, sie ist zu Hause in der Geschichte Amerika's, und hat sie nicht das Glück sich zu verheirathen, so weiß sie sich als Redacteur eines Journals, als Erzieherin, Bibliothekar, Secretär oder Buchhalter besser nützlich zu machen als viele Männer.

„Es ist unnöthig zu bemerken, wie vortrefflich geeignet solche Mütter sind, ihren Kindern eine gute und wirkliche Erziehung zu geben. Jede Amerikanerin versteht zu fahren, wenn der Papa nur einige Mittel besitzt. Dienstboten sind selten und theuer im Lande, und so ist sie schon durch die Verhältnisse gezwungen, praktisch zu sein und das Hauswesen selbstständig zu leiten.

„In Amerika ist das Bäckerbrod häufig schlecht und verfälscht, die Amerikanerin backt deßhalb ihr Brod zu Hause. Seife enthält viel Wasser, sie wird deßhalb im Hause gemacht. In jedem Hause sind alle Zimmer mit Teppichen belegt, und so erspart man sich das tägliche Fegen. Im Souterrain befindet sich ein

großer Ofen, welcher für das ganze Haus warmes Wasser und die zur Heizung von Zimmern und Corridoren nöthige warme Luft liefert. In jedem Schlafgemach befindet sich ein Hahn mit kaltem und einer mit warmem Wasser. Das ganze Haus ist mit Wasser- und Gasleitung versehen, und nirgends in den Vereinigten Staaten sieht man das dienende Personal Brunnenconferenzen halten. In jedem amerikanischen Hause befinden sich Badeinrichtungen. Kurz, das Hauswesen ist praktisch, bequem und auf Zeitersparniß eingerichtet, so daß die Dame des Hauses sich nicht allein mit Materiellem, sondern auch mit Geistigem beschäftigen kann. In den Vereinigten Staaten haben die Frauen eine vorzugsweise humanisirende Aufgabe, sie genießen dort einen Einfluß wie nirgends in der Welt; sie verschönern und idealisiren das Leben dieser praktischen Yankees, sie verfeinern die Sitten, und wissen Ungebundenheit und Zügellosigkeit der aus den verschiedenartigsten Elementen hervorgegangenen Gesellschaft in Schranken zu halten."

Arg genug ist es, daß uns jetzt als ein Vorzug der amerikanischen Frau gepriesen werden kann, was früher ganz allgemein die Aufgabe des weiblichen Geschlechtes war. Allüberall war es Brauch und Pflicht der Frau, das heilige Feuer der Ehrbarkeit und Sitte auf dem häuslichen Heerde zu unterhalten.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

— — — — — — — —

In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte
Treue Töchter der frommen Natur.

Ja freilich! so lange sie „in der Mutter bescheidener Hütte" geblieben sind, da waren besonders die deutschen Frauen berühmt

durch strenge Zucht und unversehrte Sittlichkeit. Schon aus des Römers feindlichem Munde tönt der deutschen Jungfrauen erhabenes Lob, und das Vaterland der Aurinia und Velleda zeichnete sich Jahrhunderte lang durch keusche Sitte aus. Noch die heil. Kunigunde erprobte die deutsche Treue auf glühenden Pflugscharren; aber jetzt ist die Feuerprobe abgekommen, und man hört nicht, daß die deutschen Frauen sie zurückwünschen.

An sich schon wird durch den Schulbesuch das deutsche Mädchen der Sitte des Hauses in etwas entfremdet. Der Schulweg, die Straße und das Schulhaus sind der schamhaften Sitte weniger günstig, als der Mutter bescheidene Hütte, und viele Eltern klagen, daß ihnen die besten Kinder in der Schule verdorben worden seien. Vollends sind die unvermeidlichen Gefahren jeder gemeinsamen Erziehung weltbekannt.

Eine allgemeine Vergröberung der Sitten und eine wahre Verheerung weiblichen Zartgefühls ist aber unvermeidlich, wenn es nicht gelingt, die Aerzte wieder aus der Schule zu vertreiben, wohin sie absolut nicht gehören. Schon die Art und Weise, wie bei uns die Recruten-Visitation betrieben wird, sollte man bei einem christlichen Volke für unmöglich halten; was aber einzelne Aerzte in den Mädchenschulen begehen, ist geradezu ein Verbrechen. Zum Belege dieser Behauptung mag an einen Vorfall erinnert sein, der im April 1868 zu Mannheim sich ereignete und damals durch alle deutsche Blätter ging. Es war ein Dienstag und der Schauplatz war die katholische Volksschule. Sämmtliche Abendmahlsmädchen wurden Nachmittags in ein Zimmer bestellt und hier von einem Arzte im Beisein einer Industrie-Lehrerin sans façon bis auf die Hüfte vollständig entblößt und untersucht. Jedermann ist hierüber höchlich erstaunt, vorab die Eltern der Kinder, denen solches widerfahren und man frägt allgemein: woher hat man das Recht, ohne Wissen und Beizug der Eltern so mit den jungen Mädchen zu verfahren? Ist das im Belieben eines Einzelnen gelegen? oder hat irgend eine Behörde dazu

Auftrag gegeben? Warum thut man solches nicht in den evangelischen Volksschulen und im großherzoglichen Institut und an den Mädchen der Töchterschule? warum nicht an den Knaben, die später kräftige Soldaten werden sollen? warum müssen dazu nur die größtentheils den ärmeren Familien angehörenden Mädchen der katholischen Volksschule herhalten und sich solch schamloses Experiment gefallen lassen? Die „N. bad. Landesztg.", welche allein den Muth hatte, einen leisen Tadel auszusprechen, meint, es handelte sich darum, zu erörtern, in wiefern die Schulbänke nachtheilig auf die körperliche Entwickelung einwirken. Ei, sind denn unsere Frauen und Jungfrauen, die auf dem verflossenen Carneval die Bälle und Concerte zierten, alle krumm und buckelig? Sie haben ja fast alle auch in diesen und ähnlichen Bänken gesessen. Und wenn es sich um die nachtheilige Einwirkung auf die körperliche Entwickelung handelte, zu welchem Zweck nöthigte man auch die zum Theil schon sehr entwickelten unter den Mädchen zu solcher Entblößung? Warum sieht man sich nicht die Schulbänke anderer Schulen an, wo man derartige „Untersuchung" nicht für zuläßig hält? Was werden die Pädagogen sagen zu einer solchen Behandlung junger Mädchen im Lebensalter der eben beginnenden Pubertät? Man denke sich fast hundert dieser armen Dinger in einem Zimmer zurückgehalten und trotz ihres Widerstrebens sich so entkleiden, beschauen und betasten lassen zu müssen: ist das nicht eine moralische Tortur, ein Attentat auf die holde Scham und Sittsamkeit? Juvenal sagt: „dem Kinde gebührt eine große Ehrfurcht". Wie verträgt sich damit ein solches Experiment? Wie sich diese „Untersuchung" im Angesichte des weißen Sonntages ausnimmt, das zu beurtheilen will ich den Pfarrern überlassen, die die Kinder darauf vorbereiten. Den Kindern selber muß man das Zeugniß geben, daß sie mit sehr wenigen Ausnahmen sich gegen diese Untersuchung und Entblößung sehr wacker gewehrt haben und daß es der Drohung mit Einsperren, des Hervorziehens derer, die sich unter dem Tisch

verkrochen hatten, und des Herunterziehens der Kleidungsstücke durch fremde Hand bedurfte, von den Thränen ꝛc. derselben nicht zu reden. Eines von ihnen (B.) ist vor Schrecken krank geworden, hat das Zittern und Nervenzucken bekommen. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung würde ein Lehrer, der sich solche orthopädische Studien erlaubte, wahrscheinlich auf das Armensünderbänklein kommen, so aber geschieht solches „im Interesse der Wissenschaft und zur gedeihlichen Förderung der körperlichen Entwickelung!“

Ein bayerisches Blatt, die „Donau-Zeitung“ (Nr. 104 vom 15. April 1868) machte damals zu dem skandalösen Vorgang folgende Anmerkung: „Was sagen unsere Familienväter und Familienmütter zu diesem schamlosen Eingriff in das Heiligthum der Familienehre? „Der Staat nimmt einen Theil der väterlichen Rechte an sich“ — sagen unsere liberalen Schulreformatoren, indem sie die Kirche aus der Schule verdrängen. Wie das gemeint ist, sagt uns das vorstehende Exempel. Der Familienvater, dem nicht Scham und Entrüstung über so unerträgliche fortschrittliche Frechheiten die Zornesgluth in's Gesicht treibt, — der sich solche Mißhandlungen seiner Töchter von Seite fortschrittlicher Schultyrannen gefallen läßt, ist der Ehre und Würde eines Familienhauptes nicht werth.“ Die persönliche Ehrenhaftigkeit deutscher Aerzte vermeidet zwar im großen Ganzen die schamlose Brutalität obiger Scene, aber der Arzt ist an und für sich in der Schule ein Aergerniß. Er gehört so wenig hinein wie die Hebamme in's Kloster, und eben so entschieden wie das Recht der Familie perhorrescirt ihn die natürliche Scheu der Kinder.

Die ehrw. Frauen Klarissen zu —?— unterhalten eine freie Mädchenschule mit Externat und Internat. Das Wort „frei“ ist mit einem Körnchen Salz zu nehmen, so weit nämlich von Freiheit noch die Rede sein kann bei staatlich oktroyrten Schulplänen und Lehrbüchern nebst jährlich einem halben Dutzend kgl. Visitatoren. An einem der ersten Tage des Monats August

1876 war gerade die öffentliche Prüfung vorüber, die Mädchen im Alter von 8 bis 16 Jahren waren ganz erschöpft von der Aufregung und Anstrengung des Tages — da erschien plötzlich ein kgl. Medicinalrath, zeigte seinen Schein vor, und die Mädchen mußten zitternd bei Seite treten — um sich in Betreff ihrer Corsets untersuchen zu lassen! Die Wirkungen einer solchen Staatsaction im kindlichen Gemüthe müssen wahrhaft tragisch sein. In der „Mutter bescheidener Hütte" wäre dergleichen nicht möglich; die Mutter würde dem Doctor in die Augen fahren. Die Nonnen litten, seufzten und schwiegen.

Wie nun unzweifelhaft ein Theil der Familien per excessum sündiget, indem er der Schule zuviel aufbürdet und sich selbst der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder gänzlich entzieht, so kann ebensowenig geläugnet werden, daß ein anderer Theil der Familien per defectum fehlt, indem die Leute gar keinen Gebrauch von der Schule machen oder dazu gezwungen werden müssen. Es ist aber nicht etwa der stärkere Familiengeist, der die letztere Abtheilung beseelt, sondern Armuth, Habsucht und Rohheit thun es. Auf Seite der Kinder wirkt die natürliche Faulheit. Hintendrein ergeht es ihnen dann freilich wie den Seckenheimern bei Heidelberg, welche so lange gegen die Richtung der Eisenbahn auf ihr Dorf protestirten, bis man dieselbe auf Friedrichsfeld richtete. Da erst gingen ihnen die Augen auf und sie beschwerten sich nun, „warum man sie denn nicht wider ihren Willen zur Eisenbahn gezwungen habe, die Regierung zwinge sie ja doch sonst zu Allem [1])!"

In Summa: die Familie, der bisherige Grundstein menschlicher Gesittung, er zerbröckelt. Der Liberalismus, das System der neuen Zeit, haßt jede corporative Organisation. Wo der liberale Oekonomismus herrschen soll, da muß das sociale Feld

1) W. H. Riehl, „Land und Leute". Stuttgart, J. G. Cotta 1861. Volksausgabe S. 90.

erst glatt geschoren sein; jede sociale Gebundenheit, stamme sie von oben oder von unten, muß aufgelöst werden; jede corporative Gestaltung, die von den Vätern auf die Kinder vererbt wird, muß in den allgemeinen Fluß der Beweglichkeit gebracht werden. Erst wenn das geschehen ist, kann der Koran des Liberalismus mit seinen Suren von Angebot und Nachfrage, vom allgemeinen gleichen Stimmrecht u. s. f. seine volle Wirksamkeit entfalten. Und weit, sehr weit hat das neue System es bereits gebracht mit diesem Abbruche der alten Gesellschaft. In die festen Mauern der Kirche hat der Sturmbock der Schule bedenkliche Breschen gestoßen. Der Clerus ist zersprengt, das Standesbewußtsein des Adels ist gebrochen, die Zünfte sind aufgelöst, die Gemeinden sind durch Entziehung des Veto zum Schemen entleert. Nur die natürlichste, älteste und wichtigste Corporation, die Familie, ist unter dem Schutze des christlichen Sacramentes intact geblieben bis auf diesen Tag. Die Ehe und die Familiengründung ist der erste Ausfluß des höchsten Menschenrechtes, nämlich der freien Persönlichkeit. Unter den Thieren verbinden sich die Geschlechtsindividuen gattungsmäßig und eben darum nur vorübergehend: bei dem Menschen verbinden sich die Personen für die ganze Lebensdauer. Wenn moderne Socialisten Staats-Kindererzeugungsanstalten an die Stelle der Familie setzen wollen, so heißt das nichts anderes, als die Bestialität an die Stelle der Humanität setzen. Bleibt die Familie stehen, so ist ein vollständiger Communismus unmöglich, fällt die Familie, so bricht die ganze bisherige Cultur zusammen. Und gewaltig arbeitet das Brecheisen an der Grundfeste der menschlichen Societät.

Vor Allem muß der sacramentale Charakter der Ehe beseitiget werden; denn so lange die Ehen im Himmel geschlossen werden, kann man sie auf Erden nicht lösen. Die Civilehe ist also ganz unentbehrlich; erst nachher kann man alle Zwecke der Familienstiftung eliminiren, so daß diese von selbst hinfällt. Das eigentlich familienhafte Element der Ehe ist das Weib; sie

ist eigens für die Familie geschaffen, während der Beruf des Mannes hinaus drängt auf das Feld der öffentlichen Thätigkeit. Die Schule, wie wir gesehen haben, packt schon das Mädchen und entzieht es der Familie. Und später noch, das ganze Leben der Frau hindurch, macht die moderne Cultur überall Anläufe, sie aus der Familie heraus in die Bureaux, Fabriken, Hörsäle, kurz in männliche Berufsarten hinein zu drängen. Beobachten wir das Leben einer Fabrikarbeiterin! Schon in die ersten Lebensjahre des Kindes hat sich die Fabrik mit der Schule getheilt. Der Schule ist sie entwachsen, der Fabrik nicht. Zur Jungfrau gereift lernt sie einen Arbeiter kennen, mit dem sie sich kraft der gesetzlichen Heirathsfreiheit sofort ehelich verbindet. In der Fabrik ist sie noch immer geblieben; der junge Haushalt ist sehr klein, macht also nicht viel Arbeit und ist leicht nebenher zu besorgen. Aber dann vergrößert sich die Familie, die Kinder wollen gepflegt sein — und nun ergibt sich's, daß die Frau von all dem, was eine Hausfrau kennen muß, nichts gelernt hat, weil sie nie Zeit dazu hatte, sondern täglich in der Fabrik war. Sobald es irgend möglich ist, geht sie wieder dorthin, da der Mann allein jetzt nicht den Unterhalt gewinnen kann. Aber während sie einige Nickeln erwirbt, geht in ihrer eigenen Haushaltung mindestens das Gleiche verloren. Sie flickt keine Kleider, sie stopft keine Strümpfe, alles wird benützt bis es gänzlich unbrauchbar ist, dann bekommt es der Lumpensammler, dem es natürlich bei dieser unwirthschaftlichen Art Haus zu halten viel rascher zufällt, als dies bei einer wirklichen Hausfrau geschieht. Doch die Frau verliert nicht nur materiell in ihrer Haushaltung, was sie in der Fabrik gewinnt, sie verliert noch viel mehr dadurch, daß sie sich und den Ihrigen kein Daheim, keine Häuslichkeit zu schaffen im Stande ist. Die Familie consolidirt sich auf diese Weise gar nie recht, und von dem Contubernium weicht nur zu bald auch der Hausfriede. Die Frauenarbeit entreißt die Frau der Familie.

Das eigentliche Symbol der Häuslichkeit und des rechten Familienglückes ist bisher bei allen Völkern der Herd gewesen. Die moderne Cultur fängt an, den Herd von allen Seiten abzubrechen. Wo immer die Arbeiterbevölkerung dichter sich gruppirt, haben sich Ansätze gezeigt, die Beischaffung und Zubereitung der Nahrungsmittel aus dem Bereiche des freien Privatbetriebes zu streichen und diese Geschäfte durch Gesellschafts- oder gar durch Staatsbedienstete besorgen zu lassen. Als Muster solcher Consumvereine dürften wohl die Etablissements der »Société des Cités ouvrières« in Mühlhausen gelten. Die Gesellschaft hat eine Bäckerei und eine Speiseanstalt eingerichtet, welche ihre Erzeugnisse ohne Gewinn vertreiben. Das Brod ist deshalb durchschnittlich um ein gutes Viertheil oder Fünftheil billiger als bei Bäckern, welche ihr Geschäft auf Gewinn betreiben. Bei der Speiseanstalt ist der Unterschied fast noch bedeutender. Für etwa 50 Centimen kann der Arbeiter eine tüchtige Mahlzeit haben, Wein und Brod mit inbegriffen. Wie man hört, gefällt den Arbeitern diese Einrichtung außerordentlich, und geht fast Niemand mehr zum Essen nach Hause. Unter allerlei Namen verbreiten sich ähnliche Anstalten über alle Länder, und überall preist man solche Consumvereine, Suppenanstalten, Volksküchen, Speisehäuser als einen ökonomischen Fortschritt und eine Wohlthat für die ärmere Menschenclasse. Der „Südd. Presse" (Nr. 6 Jahrg. 1868) wurde aus der Schweiz geschrieben: „Vor Ablauf des Winters dürften wohl die meisten bedeutenderen Ortschaften der Schweiz ihre öffentlichen Speiseanstalten für die Armen eingerichtet haben." So kauft man um ein Linsengericht dem hungrigen Mann auch noch sein Heim ab.

Als ein erschreckendes Zeichen der Flucht vom häuslichen Herde kann auch die Ueberhandnahme der Wirthshäuser, Garküchen, Fastenküchen, Wurstküchen und Restaurationen aller Art dienen. Im November des Jahres 1867 haben die Nürnberger Wirthe eine Vorstellung an die bayerische Kammer gerichtet, es

möchte doch das Wirthsgewerbe nicht freigegeben werden: in Nürnberg träfe ohnehin schon auf 117 Köpfe eine Wirthschaft. Das Wirthsgeschäft ist gleichwohl frei gegeben worden und die Spelunken aller Art haben sich seither vermehrt. Man kann sich daraus eine Vorstellung vom Nürnberger Familienleben bilden.

Inzwischen hat sich das Verderben auch schon über das flache Land ergossen. Die Zahl der Wirthe übersteigt die der Schuster und Schneider bei Weitem, und nur die gestutzten Hunde können sich numerisch noch mit jener idealen Menschenclasse messen. Jedes Dorf hat mindestens zwei Wirthshäuser aufzuweisen, ja es gibt Dörfer von noch nicht 100 Einwohnern, die deren drei haben. Wenn nun auch diese neuen Wirthe nicht sonderlich gedeihen, so ist doch mit jedem derselben an sich schon ein Bauer verloren, und auch für die übrigen ist die angefaulte Nachbarschaft nicht gesund. „Die Gelegenheit macht den Dieb," sagt das Sprichwort. Auch die Bäuerinen fangen nun bereits an, Abends nicht mehr zu kochen, was bisher nur in der Stadt üblich war. Väter, Söhne und Knechte nehmen sich ein Stück Brod mit und gehen in's Wirthshaus. Der häusliche Herd wird kalt gestellt.

Mann, Weib und Kind constituiren die Familie. Zwei Glieder sind durch die geschilderten Zustände bereits der modernen Familie entrissen: die Frau arbeitet in der Fabrik, der Mann ißt und politisirt im Wirthshaus; denn, um diese Nebenbemerkung hier einzuschalten, auch die Presse trägt zur Auflösung der Familie bei. Sie lockt den Mann in die Oeffentlichkeit, absorbirt sein Interesse für Politik und Agitation und entzieht ihn dadurch der stillen Häuslichkeit und den Freuden und Sorgen des Familienlebens. Nun noch die Kinder! denn diese sind der nächste Zweck und die Blüthenkrone der Familie. Auch dafür ist gesorgt, denn die Fabrik hat sich auch bereits der Kinder bemächtigt und man hat schon ordentliche Kinderstrikes erlebt. Das allerschlimmste aber sind die Schlafstätten, die der Fabrikbesitzer unentgeltlich den Kindern gewährt. Durch diese wird das Kind

fast jeder Verbindung mit der eigenen Familie entzogen. Und es ist weit eher eine Ironie als eine Entschädigung, wenn der reiche Brodherr einmal, strahlend von der Glorie des milden Gebers, eine allgemeine Weihnachtsbescherung veranstaltet.

Doch die Schlafstätten der Fabriken sind ein locales Uebel, ein allgemeines aber ist die Schule. Die moderne Volksschule mit Staatszwang entreißt der Familie das Recht der Erziehung. Und doch ist es gerade dieses Recht, welches der menschlichen Familie ihren Adel verleiht, die menschliche Familie von dem Geniste der Vögel unterscheidet; denn das Zeugungs- und Nährungsrecht inhärirt auch dem Vogelnest. Was sollen das für Menschen werden, wenn sie durch die unendliche Dressur-Maschine des modernen Staates hindurch getrieben sind? Erst Zögling des Kindergartens, dann Volksschüler, Feiertagsschüler, Fortbildungsschüler, Rekrutenschüler, wirklicher Rekrut, Soldat, Reservist, Landwehrmann! Lieber Gott! Zweiunddreißig Jahre und länger gehört jeder Mensch dem Staat und dann erst der Familie! Und wie soll überhaupt noch von einer Familie die Rede sein, wenn der Mann im Wirthshaus, die Frau in der Fabrik und das Kind in der Schule sitzt! So rottet man Völker aus. Nicht physisch, aber moralisch. Die Familie ist die Wurzel der menschlichen Gesellschaft. Man hat oft gesagt, das Volk sei ein Riese ohne Kopf; nein! unser Volk ist vielleicht noch nicht, wird aber täglich mehr ein Baum ohne Wurzeln.

Zweites Kapitel.

Schule und Nationalität.

„Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithaka's Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.“
Schiller.

Nächst den Geschlechtsverbindungen in der Ehe, woraus die Familie entspringt, ist das mächtigste natürlich-geistige Band die Nationalität. Ursprünglich entsteht sie selbst durch Geburt, wie das Wort besagt; allein das Dasein einer Nation setzt schon eine Vermehrung und Ausbreitung der Menschen voraus, bei welcher die Familienüberlieferungen, d. h. die Erinnerung an die durch die ursprüngliche Abstammung begründeten Verwandtschaftsgrade erloschen sind. Die Glieder einer Nation verhalten sich nicht mehr zu einander wie Bruder und Schwester, wie Vetter und Base oder wie Schwager und Schwägerin; sie bilden keine Familie mehr. Nur das Bewußtsein des gemeinsamen Ursprunges lebt noch fort. Es wird getragen durch das gemeinsame Blut und den dadurch bedingten leiblichen Typus; es äußert sich theoretisch durch die Sprache, praktisch durch die Sitte. Gemeinschaft des Blutes, der Sprache und Sitte sind also die constitutiven Elemente der Nationalität. Die Sitte ist ursprünglich, d. h. bevor eine staatliche Organisation eintritt, zugleich das Recht, und was als sittlich gilt, drückt eben die Sprache aus, in welcher sich die ganze Urverfassung einer Nation abspiegelt [1]).

Trotz des Mißbrauchs, der vor unseren Augen mit dem

1) Vgl. Constantin Frantz, „Die Naturlehre des Staates“. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter 1870. S. 139.

Nationalitäten-Princip getrieben wird, und obschon keine Zeit einen so ausgiebigen Gebrauch von diesem Worte gemacht hat, wie die Gegenwart, so sind gleichwohl die Nationen selber noch niemals so innerlich geschwächt, so wenig vollblütig gewesen, wie eben jetzt. Zeuge dessen ist schon der Umstand, daß die Idee der „Vereinigten Staaten Europa's" von Vielen getragen, von den Anderen gefürchtet, das heißt also von Allen für möglich gehalten wird. Julius Fröbel hat den drastischen Ausspruch gemacht, daß die einzelnen Staaten des abendländischen Europa's für die Zukunft nur noch eine cantonale Bedeutung besäßen. Und in der That, wenn es auch bei weitem noch nicht so ist, so wird es noch so werden müssen — schon um sich des östlichen Europa's zu erwehren. All-Europa zusammen wird eine Art Eidgenossenschaft bilden, worin die sogenannten Großstaaten sich als Vororte benehmen mögen. „Eine unwiderstehliche Macht treibt die Völker zur Einigung in großen staatlichen Massen und verdrängt die mittleren Staaten," schrieb Napoleon's Minister Lavalette am 16. September 1866. Man täusche sich nicht: die Menschen ringen seit dem Thurmbau von Babel wieder nach Einigung. Sie alle haben das Gefühl, daß die Erde der ganzen Menschheit gehört, daß die Erde Eins war und dereinst wieder Eins werden soll. Wir haben die Weltpostmarke erlebt, Andere werden das Weltbürgerrecht haben.

Die fortschreitende commercielle und politische Einigung wird die Nationalitäten immer mehr nivelliren. Es wird in den „Vereinigten Staaten Europa's" in weit größerem Maßstab sich wiederholen, was jetzt in den „Vereinigten Staaten von Nordamerika" geschieht, wo auch die Völker aller Nationen und Zungen neben und durcheinander wohnen und sich allmälig zu Einer Nation verschmelzen. Die physisch und moralisch stärkere Nation wird die anderen verschlingen, wie der stärkere Strom den einmündenden kleineren. In langsamerem Tempo vollzieht sich dieser Prozeß seit Jahrhunderten, auch sind viele Nationen schon

mehr oder minder erloschen, wie Basken, Bretonen, Iren, Lithauer, Finnen u. s. w. Andere zeigen deutlich die Nüancen von bereits vollzogenen Mischungen, wie z. B. die Flamländer und Holländer, Czechen und Slovaken, Ruthenen und Russen. Die Mischung der Völker geschieht theils physisch durch fremdes Blut, und mehr noch geistig durch Aufnahme fremder Sitten und Sprachelemente. Die physische Mischung hat einstmals die Völkerwanderung in großen Verhältnissen vollbracht, das Christenthum theilweise die ethische. Heutzutage thun in anderer Weise das Nämliche die Verkehrsmittel, die Presse, die Politik, vor allem aber die Schule.

Und die deutsche Nation wird es keineswegs sein, welche die meiste Lebenskraft, das stärkste Blut, die überlegene Cultur, die größte innere Consolidation, die frischeste Race und Volksart in diesem Proceß einsetzen kann. An jenem Tage wird der „Schulmeister von Sadowa" seine eigene Nation schlagen, nachdem er alle anderen Nationen abgerauft hat. Denn gerade durch die Schule wird die deutsche Nation nervenschwach gemacht.

Sprache und Sitte sind die Nerven und Sehnen der Nationen: beide verlieren durch die Schule ihre Frische und Spannkraft.

Begreiflich muß ein Mensch seinen nationalen Charakter verlieren, sein Naturell alteriren, wenn er 12 Jahre lang in der Schule gezwungen wird, sich Fremdartigem zu conformiren. Wenn man einen Vogel in den Käfig sperrt und ihn nach dem Flaschenette pfeifen lehrt, so verliert er ja auch seinen natürlichen Gesang. Wird später das Flaschenett entfernt, so entwickelt der Vogel ein Zwittergeschrei, aus Kunsttönen und Naturlauten zusammengesetzt: so singen die Zeisige nicht und nicht die Stieglitze, sondern nur die Bastarde. Wenn nun bloß der eine oder andere Stieglitz auf diese Weise genothzüchtiget wird, so macht das der Gattung noch nichts; würde es aber allen geschehen, dann stürbe das Geschlecht aus. Auch ein Volk muß entarten, muß kosmopolitisch werden, wenn Alle in die Schule

gehen, dort nach dem Flaschenett singen und denken lernen müssen. Daher die Allerweltsnachahmerei unserer Schulmeister, während keine Nation uns nachahmt. „Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte!“ so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: „Und Du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, Dich nachzuahmen. Schriftsteller meiner Nation! — — muß ich mich noch deutlicher erklären [1]?“ Diesen Schmerzensschrei stieß Lessing schon vor hundert Jahren aus; das Uebel hat seitdem ungehemmte Fortschritte gemacht. Ganz richtig wendete sich Lessing an die Schriftsteller, als an die Stimmführer des gebildeten, d. i. des geschulten Theils der Nation; denn unseren Bauern fällt es nicht ein, die Franzosen oder Engländer nachzuahmen. Dazu muß Einer erst durch die Schule degenerirt sein. Aber nicht blos der Geist der Nation und der Sprache wird verdorben durch die Schule, sondern die Sprache selber wird durch sie alterirt. Die Sprache, welche Friedrich der Rothbart und Rudolph von Habsburg gesprochen, das Deutsch, welches Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg so weich und wohlklingend gemacht haben, muß aussterben, und statt dessen wird durch die Schule das Meißener Deutsch der ganzen Nation aufgezwungen, der starre, kalte Dialect des Dr. Martin Luther, der in Eisleben geboren und in Eisleben gestorben ist. Alle Schulmeister sind bemüht, diesem „reinen Deutsch“ die ausschließliche Herrschaft zu verschaffen, alle Provinzialdialecte zu verdrängen, und sehen nicht, daß sie dabei die Sprache selber verfälschen. Die ganze deutsche Sprache wimmelt von unzähligen Fremdwörtern, und Petri, Heyse, Schröter, Heynatz, Campe, Schweizer, Oertel, Sommer und Vollbeding mit ihren hundert Collegen haben die Hände voll Arbeit, um der gebildeten deutschen Nation die eigene Muttersprache zu verdolmetschen. Da

1) G. E. Lessing. Gesammelte Werke. Leipzig. G. J. Göschen. 1841. I. Band, 136.

sind unsere Bauern, soweit sie noch nicht durch die Schule geschwächt sind, ganz andere Germanen! Der Bauer hat keine Fremdwörter, und wenn er Eines herübernimmt, so germanisirt er es sofort, weil im Bauern das Deutschthum noch lebendig ist; der Schulmeister behält das Wort als fremd, sein abgeschwächtes geistiges Wesen kann nichts mehr assimiliren, Bastarde sind impotent. Sie reden zwar viel von nationaler Begeisterung, allein das ist eine Weingeistflamme, die den Klotz eines Gallicism 2c. nimmer entzünden kann. Ja, unsere Schulmeister hindern auch das Volk noch an dieser sprachlichen Assimilation. Unsere Bauern hätten aus dem Perspectiv schon längst ein Spegif und aus der Assecuranz eine Segeranz gemacht, wenn es die Schulmeister nur leiden wollten. Diese ignoriren die schöpferische Naturkraft in der Volkssprache gänzlich, oktroyren ihrerseits die todte Grammatikalsprache auf allen Punkten, bis sie auch auf dem Boden der Sprache den grünen Klee in dürres Heu verwandelt haben werden.

In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Styl, und der Styl soll den Mann zeichnen. Le style c'est l'homme, sagte bekanntlich eine geistreiche Frau, nämlich Madame Anne Louise Germaine de Staël. Bei dem Bauersmann hat die Nation, der Stamm, der Gau seinen Styl, nämlich seinen Dialect, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder, und dieser Styl zeichnet die großen Volksgruppen. Dieser nationale, oder auch dieser landschaftliche Styl des Bauern ist ein Stück Geschichte, an welchem das Volk mit der größten Zähigkeit festhält. In einzelnen Gegenden Ungarns, z. B. im Neutraer Comitat, ziehen die bäuerlichen Nachkommen deutscher Colonisten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch heute, ihre altsächsischen Lieder und Weisen singend, als Schnitter im weiten Lande herum, während die gebildeten deutschen Einwanderer in kürzester Frist ihre Muttersprache vergessen und die ungarische annehmen. Gerade die Deutschen in Ungarn haben sich dem magyarischen Fanatismus

gegenüber wahrhaft feig gezeigt. In dieser Beziehung ist kaum ein Volk so schwach als das deutsche. In Leipzig ist im Jahre 1867 bei Otto Wigand eine kleine Schrift erschienen, unter dem Titel: „Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie, von Poinz." Dieselbe gibt ein Verzeichniß von 674 Familiennamen, größten Theils deutsche, die 1848 und 1849 officiell gegen ungarische vertauscht wurden. Da wird aus einem Weixelbaum ein Megyessy, aus den Gebrüdern Schwab werden die Gebrüder Sováry. Solche Beispiele sind nicht neu. Anderwärts wurden und werden andere gegeben; ein Herr Vambery hieß Vamberger und von einem Herrn von Ludasy wird gesungen:

Ludasy heißt me bei uns,
In Deutschland heißt me Gans,
So wachst ungarische Feder
Auf deutsches Vogelschwanz.

Auch in Amerika zeigt es sich, wie lange das historische Besitzthum des Provinzial-Dialects bei dem eingewanderten Bauersmann widerhält, während der Städter meist gar bald nach der traurigen Ehre hascht, seine heimische Sprache zu vergessen oder zu verwälschen. Der wackere deutsche Missionär Joseph Reindl erzählt über diese auffallende Schwäche seiner Landsleute in Amerika folgende pikante Anecdote. Ein deutscher Vater ging gerade am Schulhause vorbei, als die Schaar der Kinder aus der Schule lief, darunter sein eigenes achtjähriges Mädchen. „Komm', Marie, wir gehen mitsammen nach Hause," sprach der Vater und reichte dem Kinde die Hand. »I do n't know you« (ich kenne Dich nicht) sprach das Kind verlegen, weil es sich vor den anderen Kindern schämte, einen deutschen Vater zu haben. Das Kind kam, wie gesagt, soeben aus der Schule! Der Vater vernahm diese Worte und bewies dem Kinde mit der Ruthe, daß wenigstens er es kenne[1]).

---

1) Matth. Faltermayr, „Leben und Streben des Missionärs Jos. Reindl". Regensburg, Pustet 1865. S. 19.

Die Deutschen, als die am meisten geschulten unter allen Nationen, leisten eben deßhalb dem entnationalisirendem Einfluß der Schule nur mehr den geringsten Widerstand. Aber auch andere Nationen widerstehen keineswegs ihrer corrossiven Kraft. Noch i. J. 1857, als Riehl seine „Bürgerliche Gesellschaft" herausgab, konnte er die Wenden in der Lausitz besonders loben wegen ihres zähen Beharrens in ihrem nationalen Slaventhum. Diese Wenden, sagte er, sind ein durchaus Ackerbau treibender Stamm von 200,000 Köpfen, mitten unter die deutsche Bevölkerung hineingesprengt. Sie haben eigene Kirchen und halten ebenso streng an ihren kirchlichen Bräuchen fest, wie an ihrer nationalen Volksthümlichkeit. Deutscher Schulunterricht, deutsche Justiz und Verwaltung, der Dienst im stehenden Heere und so vieles Andere greift zerstörend in die nationale Abgeschlossenheit ein; allein wie wir es bei Völkern, deren Stamm und Wesen bedrängt ist, häufig finden, die Frauen und Mütter bringen den Männern wieder aus dem Sinne, was von fremdem Einflusse sich festgesetzt hat. Daheim am Herde mag die Frau leicht das ererbte Volksthum bewahren, während der Mann gezwungen ist, im Verkehr und Wandel die schroffe Eigenthümlichkeit abzustreifen.

So konnte man noch vor 25 Jahren mit einer großväterlichen Phrase die Axt verdecken, welche bereits an die Wurzel des wendischen Volksstammes gelegt war. „Der deutsche Schulunterricht" hat rasch gearbeitet, und die häusliche Arbeit der wendischen Frauen konnte mit dieser Maschine nicht concurriren. Heute schon sind die Wenden germanisirt, und es leben kaum mehr 30,000 Menschen auf Erden, lauter Landleute der untersten Stufe, welche wendisch sprechen. Dieser volkreiche slavische Stamm, der einst bis an den Rhein vorgedrungen war, der im Beginn des Mittelalters beinahe den ganzen süddeutschen Handel in Händen hatte, diese wendische Nation, welche einst der ganzen slavischen Race den Namen gab, denn Winden und Slaven war lange Zeit synonym, sie kann als ausgestorben gelten. Nur

hundert Ortsnamen von Pommern bis Tyrol werden späteren Jahrhunderten noch bezeugen, wo einst die Wenden gesessen sind. Den Gnadenstoß hat ihnen der deutsche Schulmeister gegeben.

Den holländischen Bauern auf der dänischen Insel Amager, die viele Menschenalter hindurch mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihre heimathliche Mundart heilig hielten, konnte man nur dadurch die dänische Sprache beibringen, daß man ihnen mit dänischen Predigern allmälig dänische Bibeln und Gesangbücher aufzwang, meint Riehl. Wir aber meinen: die Holländer auf Amager hätten weder dänische Bibeln, noch Gesangbücher, noch Prediger brauchen können, wenn der dänische Schulmeister nicht vorangegangen wäre.

Man könnte einwenden, das seien Kleinigkeiten und das Aussterben hinsiechender Volksreste alterire die großen Nationen so wenig, als es der Vogelwelt schadete, da vor 200 Jahren der letzte Dudu verendete. Allein die entnationalisirende Kraft der Schule erprobt sich schon auch an millionenköpfigen Völkern. Eben sind die Polen unter dem Messer. Als der Aufstand von 1863 barbarisch zertreten war, wurde beschlossen, nicht bloß die letzten Reste des einstigen Staates Polen auszulöschen, sondern auch die polnische Nationalität selber. Unter'm 28. Jänner 1866 wurde der „Köln. Ztg." aus St. Petersburg telegraphirt: „Ein kaiserliches Rescript an den Statthalter von Polen ordnet die Gründung von Gymnasien und Normalschulen für polnische, russische, griechisch-unirte und litthauische Knaben, sowie auch von Mädchenschulen an. Es soll darin russische und polnische Geschichte und Sprache gelehrt werden. Der Religionsunterricht soll Weltgeistlichen anvertraut werden. Die Vorschriften entrücken, so heißt es in dem Telegramm, den Unterricht allen politischen Tendenzen und schützen die verschiedenen Nationalitäten des Königreichs gegen frühere Uebergriffe des Polenthums."

Das war der Anfang. Wir kennen die Phrase von den „Uebergriffen" schon aus anderweitigen Erfahrungen. Noch fehlte

die Krönung des Unterjochungswerkes, noch fehlte die Universität. Unter'm 4. August 1869 meldete die „Ostsee-Ztg." aus Warschau:

„Die Einführung der russischen Sprache bei dem katholischen Gottesdienst in Litthauen macht ungeachtet des Eifers, mit dem sie russischerseits betrieben wird, nur langsame Fortschritte. Selten wird den ultra-russischen Partei-Organen die Freude zu Theil, registriren zu können, daß wieder ein katholischer Geistlicher eine russische Predigt gehalten hat. Die katholische Geistlichkeit setzt dem Drängen der russischen Behörden standhaft die allerdings nicht unbegründete Behauptung entgegen: daß sie ebensowenig wie ihre Gemeinden der russischen Sprache mächtig sei. Es wird jedenfalls noch schwere Kämpfe und eine lange Reihe von Jahren dazu gehören, um die Russificirung der polnischen Bevölkerung und des katholischen Cultus in Litthauen durchzusetzen. — Das Lehrerpersonal der hier in Warschau zu gründenden russischen Universität wird nach den etatsmäßigen Bestimmungen aus 88 Personen bestehen. Die Gehalte für dieselben sind, namentlich in den höheren Stufen, keineswegs karg bemessen. Sie betragen: für den Rector 5000 SR., für jeden der 27 ordentlichen Professoren 3000 SR., für jeden der 20 außerordentlichen Professoren 2000 SR., für jeden der 21 Docenten 1200 SR. &c. Zur Unterhaltung der Cabinette, Laboratorien und Kliniken sind etatsmäßig jährlich 15,650 SR., zur Anschaffung von Zeitungen und anderen periodischen Blättern 800 SR. bestimmt. Eine schwere Aufgabe für die Regierung wird, bei dem notorischen Mangel an russischen Gelehrten die Herbeischaffung der nöthigen Zahl von Universitätsprofessoren und Docenten sein."

Nun wird der Angstschrei Kosciusko's auch an der polnischen Nation sich erfüllen, wie er am Königreich Polen längst sich erfüllt hat. Das Königreich verblutete auf den Schlachtfeldern, die Nation erstickt in den Schulen. Da die freie Schweiz angefangen hat, ihre Polen an Rußland auszuliefern, so wird es Polen bald nur mehr in Paris geben.

Aber Deutschland! Wird der „Schulmeister von Sadowa" nicht alle anderen überwinden? So wird Deutschland alle Völkerstämme in sich aufnehmen und ihnen Farbe und Namen geben. Die Botschaft hören wir, es fehlt uns nur der Glaube. Nach Darwin können die Arten im Kampf um's Dasein sich nicht bloß veredeln, sie können auch entarten. Auf den Schlachtfeldern haben wir gesiegt, sonst sind wir allüberall geschlagen. Ueber den Zustand der deutschen Literatur haben wir bereits die Autorität Lessings vernommen; über den Zustand des politischen Lebens in Deutschland wollen wir Herrn Otto v. Bismarck hören. Es war am 15. November 1849 im preußischen Abgeordnetenhaus bei Gelegenheit der Debatte über Art. 16 der ursprünglichen Verfassung vom 5. December 1848, da sprach er: „Ich finde es wunderbar, wegen weniger Renegaten einer Bevölkerung von Millionen, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind, den unerhörten Zwang der Civilehe auflegen zu wollen. Ich kann in der That einen Grund dafür, daß auch selbst viele unter uns dieser Knechtung im Namen der Freiheit das Wort reden, kaum anderswo finden, als in der vielgerügten Nachbeterei fremder Zustände . . . . . Man wäre versucht, dem System eine heitere Seite abzugewinnen, wenn es nicht gerade unser Vaterland wäre, welches diesen Experimenten französischer Charlatanerie unterbreitet wird. Man hat uns im Laufe der Discussion gesagt, daß Europa uns für ein Volk von Denkern halte. Meine Herren, das war früher! Die Volksvertretungen der letzten zwei Jahre haben uns um diesen Ruf gebracht, sie haben dem enttäuschten Europa nur Uebersetzer französischer Maculaturen, aber keine Selbstdenker gezeigt."

Im Jahre 1875 hat bekanntlich der deutsche Reichstag auf Bismarck's Antrag hin diese französische Maculatur in's Deutsche übertragen.

Unser ganzes Verfassungsleben stammt aus Frankreich. Dort wurde die constitutionelle Theorie erfunden und seit 1789

wurden die großen und kleinen Staatsgebäude in Deutschland nur mit französischen Patronen ausgemalt. Das gesammte z. B. in Deutschland geltende Recht hat keinen Tropfen deutschen Blutes mehr in sich. Dasselbe gleicht vielmehr einem verzopften gothischen Dom: die Architektonik stammt aus dem codex Justinianeus, die Ornamentik aber aus dem code Napoleon. Das ganze moderne Finanzwesen, neben dem Militarismus wohl das stärkste Ferment des neunzehnten Jahrhunderts, wurde in Frankreich ausgeheckt und von da nach Deutschland importirt. Schon die finanzielle Terminologie mit ihrer Baisse und Hausse, mit ihren Actien und Renten documentirt deutlich den wälschen Ursprung. Aber während andere Nationen doch den Saldo, Scontro, Lombard, die Consols u. dgl. zugeschossen haben, hat diese neue Wissenschaft von der deutschen Sprache kein einziges Wörtchen angenommen als den „Krach". Und das ist ein Judenwitz! Denn nicht bloß sind Deutschlands Literatur, unser politisches und Verfassungsleben, unser Verwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aus Frankreich importirt, sondern auch den Betrieb und Verschleiß im Innern besorgen hauptsächlich die Juden. Constantin Frantz konnte deßhalb das frappirende Wort aussprechen: „Ein deutsches Reich jüdischer Nation entsteht vor unseren Augen." Das ganze Geschmacksleben der deutschen Nation und die sich daran knüpfenden unzähligen Interessen, all' das, was in dem Worte Mode begriffen ist, wird von Paris aus beherrscht und befriedigt. Uns bleibt nichts als der Militarismus, und selbst dieser nicht. Denn die Preußen haben denselben zwar auf die Spitze getrieben, aber erfunden und ausgebildet haben auch ihn die Franzosen, wie ebenfalls wieder die ganze militärische Terminologie beweist, vom Marschall bis zum Premier- und Secondlieutenant, zum Tambour und Corporal herab. Die ganze moderne Cultur enthält aus Deutschland nur ein einziges Ingrediens — den Schulzwang.

Scheint es demnach nicht, daß die deutsche Nation, welche

vordem tausend Jahre lang die erste in der Welt war, innerlich krank sei. Einst die Mutter aller großen Ideen, zehrt sie jetzt von den Gedanken anderer Nationen. Sogar das Nationalitätsprincip, auf welchem doch der gegenwärtige politische Zustand Deutschlands beruht, ist nicht bei uns proclamirt worden, ebensowenig wie das Nichtinterventionsprincip, noch auch Freihandel, Schutzzoll u. dgl. Erfahrungsgemäß bilden politische Erfolge keine Garantie des Bestandes, wenn gleichzeitig Symptome des socialen Verfalls sich zeigen. Die Deutschthümelei, welche gegenwärtig patriotische Pflicht bei uns ist, wird den Niedergang ebensowenig aufhalten, wie ihn der Chauvinismus in Frankreich aufgehalten hat. Eine Nation begründet ihre Größe noch nicht dadurch, daß sie das große Loos gewinnt.

Gerade unter Napoleon Bonaparte, wo sich die nationale Energie Frankreichs im politischen Leben bis zum krankhaften Uebermaaß gesteigert hatte, fehlte sie dem socialen Leben der Nation gänzlich. Die Kunstschulen der Kaiserzeit waren förmlich commandirt zur Verherrlichung des nationalen Ruhmes, und dennoch verloren sie mehr und mehr jenes ächt französische Gepräge, welches in der eigentlichen Zopfzeit ganz Europa den Pariser Klassikern tributpflichtig gemacht hatte. Während in der großen Mineraliensammlung der Bergschule zu Paris die Steine abgetheilt waren in französische und in »mineraux des pays conquis«, während bei einem Festspiele am Namenstage der Kaiserin Marie Luise ein Maskenzug, der die Volkstrachten der französischen Nation darstellte, zwischen den Languedokern und Pikarden auch „Die Deutschen" brachte, verlor die französische Kunstschule die letzten Reste ihrer eroberten Länder, und selbst die Komödie ging bei Kotzebue's Lustspiele borgen, was auf französisch »imité de l'allemand« hieß. Die Pariser Tanzmeister, sonst die Herren der Welt, klagten in der Kaiserzeit, daß durch die vielen Fremden, namentlich durch die Deutschen, die Zierlichkeit des französischen Contretanzes verdorben und die Barbarei

des schottischen Tanzes, des schnellen Walzers und Hopswalzers der reinen französischen Tanzkunst aufgedrungen werde. Das war ein bedenkliches Symptom. Auch der Hof Louis' XIV. hatte Schaaren vornehmer Fremden nach Paris gezogen, aber sie hatten dort nicht den Tanz verdorben, sondern umgekehrt nach der französischen Pfeife erst recht tanzen gelernt. In derselben Zeit, wo der große Corse halb Europa eroberte, vollendete sich in Deutschland, trotz aller fremden Heerführer und Proconsuln, die damals in unserm Vaterlande hausten, die Schwenkung und der Aufmarsch von Kunst und Literatur gegen Frankreich. Gerade die lachendste Blüthe birgt oft schon den Wurm des Verderbens.

Bei diesen Erinnerungen aus der Geschichte Frankreichs ist es unmöglich, eine Reminiscenz aus der neueren Geschichte Deutschlands hintanzuhalten. In den berühmten „Briefen aus Philadelphia", worin Professor F. Reuleaux Deutschlands colossale Niederlage auf der amerikanischen Industrie-Ausstellung vom Jahre 1876 meldete, war die nämliche Erscheinnng, wie die eben geschilderte, auch für Deutschland constatirt: „Deutschland weiß in den gewerblichen und bildenden Künsten keine anderen Motive mehr als tendenziös patriotische, die doch auf den Weltkampfplatz nicht hingehören, die auch keine andere Nation hingebracht; für die tendenzlose, durch sich selbst gewinnende Schönheit hat es keinen Sinn mehr. In der That, nachdem man uns dies gesagt, beschleicht uns ein beschämendes Gefühl, wenn wir die Ausstellung durchwandern und in unserer Abtheilung die geradezu bataillonsweise aufmarschirenden Germanien, Borussien, Kaiser, Kronprinzen, »red princess,« Bismarck, Moltke, Roon betrachten, die in Porcellan, in Biscuit, in Bronze, in Zink, in Eisen, in Thon, die gemalt, gestickt, gewirkt, gedruckt, lithographirt, gewebt an allen Ecken uns entgegenkommen. Und nun in der Kunstabtheilung gar zweimal Sedan! Was hat die Commission für Kunstwerke sich bei der Annahme dieser Bilder gedacht? Und wieder in der Maschinenhalle: sieben

Achtel des Raumes, so scheint es, für Krupp's Riesenkanonen, die »Killing machines«, wie man sie genannt hat, hergegeben, die da zwischen all dem friedlichen Werk, das die anderen Nationen gestellt haben, wie eine Drohung stehen! Ist das wirklich der Ausdruck von Deutschlands „Mission"? Muß man nicht den Chauvinismus und Byzantinismus als bei uns in höchster Blüthe stehend annehmen? Zwingen wir nicht die fremden Nationen geradezu zu dieser Annahme?"

„Alles schon dagewesen," läßt Gutzkow in seinem „Uriel Akosta" den Rabbi Ben Akiba sagen und erzielt damit bedeutenden dramatischen Effekt; aber auch dieses geflügelte Wort ist längst vorher schon dagewesen und von dem Salamon'schen Dictum: »nil novi sub sole« bis zu Schiller's: „Alles wiederholt sich nur im Leben," in den verschiedensten Variationen ausgesprochen worden. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewiges Einerlei, nur die Namen und Ziffern sind verschieden.

Drittes Kapitel.

Durch die Schule werden die Stände zerstört.

„Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nah'n."
Schiller.

Die Nationen sind nicht eine Summe von indifferenten Individuen, wie der Sand am Meer, sondern sie zeigen, wie der lebendige Wald, unzählige Ansätze zu organischen Besonderungen. Wie der Staat sich eintheilt in Bezirke, Kreise und Provinzen, so gliedert sich die Societät in Familien, Gaue und Stämme. Die Gemeinde ist eine gemischte Corporation, theils gesellschaftlicher, theils staatlicher Natur. Wie der Staat seine administrativen, seine richterlichen und militärischen Berufsclassen hat, sein Finanzpersonal, seine politischen Vereine, so hat die bürgerliche Gesellschaft ihre Stände und Zünfte. Eine ungegliederte Gesellschaft, bestehend aus dem bloßen Nebeneinander gleicher Individuen, wäre unfähig einer Culturentwickelung. Durch das Mischen aller Farben entsteht bekanntlich das langweilige, eselhafte Grau. Ein Mensch, der keiner besonderen Gesellschaftsgruppe angehört, sondern nur der Menschheit im Allgemeinen, ist eben so sehr ein Unding als ein allgemeiner Baum, der nicht Eiche, nicht Linde, nicht Buche, nicht Fichte und nicht Tanne wäre. Homo est animal sociale. Tausendfache Ungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse in der menschlichen Gesellschaft sind die Klammern, wodurch aus den spröden Gliedern ein Ganzes wird.

So viele studirte Leute, welche die historische Gliederung der

Gesellschaft ignoriren wollen, möchten wir gerne an ihre Studentenjahre erinnern. Die deutschen Studienanstalten sind eines der merkwürdigsten Denkmale des Corporationstriebes in der Menschheit. In den Jahrhunderten der Freiheit, bevor der Unterricht in der Hand der Staatsgewalt centralisirt war, betrachtete sich jede einigermaßen bedeutende Schule als Corporation, hatte eigene Statuten und Traditionen, und fast regelmäßig sogar eigene Abzeichen. Wir alle haben die kleinen Lateinschüler und die schlanken Gymnasiasten noch gesehen, welche durch ihre farbigen Schnüre an den Kappen, durch ihre rothen, violetten, grünen und blauen Rockkrägen schon von Weitem verriethen, welcher Studienanstalt sie angehörten. Und so lange die Studenten noch diese besondere Zeichen trugen, hatten sie auch noch den allbekannten specifischen Studentengeist, der sich in tausend lustigen Einfällen und Streichen äußerte, überall gerne gelitten war, und überall im Lande offene Thüren und offene Hände fand. Das hat sich jetzt bei uns geändert: die Studenten unterscheiden sich nicht mehr von anderen Jungen in der Stadt. Aber so fest saß ihnen der historische Corpsgeist in Fleisch und Blut, daß es zum Beispiel in Bayern erst noch einer höchsten Ministerial-Verfügung bedurfte, um ihn auszutreiben. Am 9. Juli 1867 erging ein Edict des Herrn v. Gresser, daß die Studenten an keinem Gymnasium und an keiner Lateinschule des Königreiches fürder mehr ein besonderes Abzeichen tragen sollen.

An den Universitäten bestehen noch corporative Vereine unter den Namen von Corps, Landsmannschaften und Vereinen. Sie haben freilich ihre alte Kraft längst eingebüßt, und steckt dieselbe, wenigstens insoweit sie als Anziehungs-Kraft sich äußert, kaum mehr im innern Geist, sondern im äußern Zeichen. Unsere Studenten kommen jetzt schon durch die lange Reihe der vorhergehenden Schuljahre viel zu sehr ausgelaugt und humanistisch, d. h. allgemein menschlich destillirt auf die Universität, als daß der angeborene Besonderungstrieb in ihnen noch recht wirksam sein könnte. Ihre

Muttersprache, den Provincialdialekt nämlich, hat ihnen schon der deutsche Schulmeister mit Spott und Ruthe ausgetrieben, und der lateinische Schulmeister bis hinauf zum Fachlehrer hat ja nur „allgemeine Studien" mit ihnen cultivirt.

Aber trotz dieser farblosen Durchbeizung haben die Studenten, wenn sie zur Hochschule kommen, nichts Eiligeres zu thun, als sich nach streng geschiedenen Körperschaften in Burschenschaften, Landsmannschaften ꝛc. zu sondern. In ihnen webt, wenn nicht der alte deutsche Sondergeist, so doch die Erinnerung an jenen Geist, welcher sich im engeren Banne der Corporation erst recht frei und stark wußte. Nicht um irgend einer Reaction willen besondert sich der Student, dessen Geist gerade in jenen Jahren am stärksten nach Ungebundenheit strebt, sondern kraft seiner akademischen Freiheit und zur vollsten Ausbeutung derselben. Die Frische des jugendlichen Geistes sucht die sociale Gliederung auf, das abgelebte Alter zerfließt in Allgemeinheit. Den Studenten, der keiner besonderen Körperschaft angehören, der nur als Student in abstracto leben will, nennt die sinnreiche deutsche Burschensprache ein „Kameel". Sie verbindet mit diesem nicht schmeichelhaften Titel vorab den Begriff des altklugen, ledernen Egoismus, der eine kahle Allgemeinheit nur darum ausschließlich gelten lassen möchte, damit er sich recht ungestört in seine persönlichen Privatneigungen einpuppen kann. Solche sociale Kameele sind nun auch jene „allgemeinen Staatsbürger", welche bei sich fertig geworden sind mit allen geschichtlichen Gliederungen und ständischen Besonderheiten der Gesellschaft.

Wenn nun auch noch die Universitätsjahre über den jungen Mann hinweggegangen sind, so ist derselbe gehörig verwaschen zum allgemeinen Staatsbürger. Der Geist der Wissenschaft kennt keine gesellschaftliche Schranke; im Gegentheil, er überbrückt dieselbe, wo er sie vorfindet, und die große moderne Doppel-Categorie der Gebildeten und der Bildungslosen zieht sich als ein dicker Querstrich unbarmherzig mitten durch alle Standesgruppen.

Man fühlt sich gleich einig in der Bildung, das allgemeine Stimmrecht stempelt jeden zum Staatsbürger von gleicher politischer Reife, und mit der Zeitung in der Hand ist jeder Eckensteher ein Staatsmann.

Der Student aber, in einem Anflug von wahrem Galgenhumor, nennt seine ausgetretenen Commilitonen Philister. Mit diesem Ausdruck ist zunächst ein Mensch bezeichnet, der nicht mehr corporativ eingegliedert ist. Im Allgemeinen aber ist das Philisterium eine sociale Gruppe geworden, die unendlich zahlreicher ist, als die Classe der ehemaligen Corpsstudenten. Der Philister weiß Alles, bekritelt Alles, entscheidet Alles, thut aber nirgends mit, weil er nirgends hingehört. Gänzlich verwaschen wie er ist, fehlt ihm jegliche Initiative, jegliche Schwungkraft, jeglicher Opfergeist. Durch Schule und Constitutionen glaubte die centralisirende Staatsgewalt abstracte Unterthanen schaffen zu können und schuf doch lediglich höchst concrete Philister. Der ist in seinem halbschlächtigen Indifferentismus, in seiner heimtückischen Charakterlosigkeit recht augenfällig aus der Dressur jener Politik hervorgegangen, die gleichzeitig mit den Füßen spornt und mit den Händen die Zügel zurückzieht.

Die modernen Staatsmaschinen arbeiten mit Dampfkraft an der Zerreibung aller ständischen Bildungen. Schulpflicht und Wehrpflicht, Stimmrecht und Bürgerrecht erscheinen sämmtlich mit dem schmückenden Beiwort „allgemein". Der Gemeindevorsteher von Hindelang heißt jetzt „Bürgermeister" ebenso wie das Haupt der Stadt München. Der Staat kennt nur Staatsbürger und classificirt sie lediglich nach den Listen der Einkommensteuer. Die Staatsgewalt führt durch diese und ähnliche legislatorische Bestimmungen freilich nur aus, was Schule und Literatur grundgelegt und vorbereitet haben. Die moderne Schule und die mit derselben unzertrennlich verbundene Literatur stehen mit dem historischen Ständewesen in einer Verbindung, wie der Maulwurf zum Graswuchs. Ja unsere ganze Socialdemokratie,

der Stand der Standeslosen, ist die unmittelbare Frucht dieses Schulwesens. Riehl faßt diese Thatsache in folgende Worte: „Jene Zweiglinie der streng katholisch-conservativen Richtung, welche für die Erneuerung des alten Glanzes ihrer Kirche auch die Restauration des mittelalterlichen Ständewesens fordert, durchschaute am frühesten die sociale Folgenreihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgerthumes seit dem sechszehnten Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationalliteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, war ihr zu „protestantisch", und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung. Der Cultus des Genius, welcher sich an jene große Namen heftete, mußte dieser Richtung ein Gräuel sein, denn sie fühlte wohl heraus, daß die neuere Nationalliteratur der Zertrümmerung der alten Stände ebenso gut in die Hände gearbeitet hatte, als dies die Revolution gethan. Es ist oft genug hervorgehoben und bis in's Einzelnste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres klassischen Schriftthums sich nicht freimachen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei, und ob sie gleich ihre Nation warm im Herzen trugen, doch das Nationalitätsbewußtsein vorwiegend als hemmende Fessel und Schranke ansahen auf dem Pfade der allgemeinen Humanität. Man legte mit philologischer Pedanterie den modern nationalen Maßstab an die Worte Lessing's, Herder's, Goethe's, und die alten Meister bestanden schlecht in diesem Examen. Hätte aber die gleiche Pedanterie obendrein unsern Standpunkt einer geschichtlichen Organisation der Gesellschaft zum Maßstabe für die Verurtheilung jener Literaturfürsten genommen, so würden dieselben vollends gar nicht bestanden haben. Die strengkatholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Goethe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren, als ganze Dutzende berühmter Theologen. Denn die Totalität des modernen Geistes, in so fern er in Gegensatz

zum Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste. Sie fühlt, daß Schiller's und Goethe's weltbürgerliche Philanthropie, der alle gesellschaftlichen Unterschiede überbrückende dichterische und philosophische Universalismus dieser Poeten der gebildeten Schicht des Bürgerthumes erst recht das Bewußtsein geweckt hat, daß es die Macht der socialen Bewegung sei. Täuschen wir uns nicht: diese Dichterfürsten waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungs-Drange mächtigen Bürgerthums, ja wohl noch mehr: die Propheten des vierten Standes [1])."

Es ist nichts dagegen zu sagen.

Aber wundern muß man sich über den tragischen Widerspruch, daß dieselbe liberale Bourgeoisie, welche die Socialdemokratie auf politischem und socialem Gebiete tödtlich haßt, mit Eifer fortfährt, die Ideen der Standeslosigkeit in Schule und Literatur zu hegen und zu pflegen. Der deutsche Bourgeois haßt aus allen Kräften die Internationale, aber in Versen mag er gerne mitschwärmen für Weltbürgerthum und Aufhebung aller Standesunterschiede, für den nackten Menschen; und der stockreactionäre Philister, der in der Praxis alle Freiheit und Gleichheit zum Teufel wünscht, klatscht sich die Hände wund, wenn Don Juan singt: „Hier gilt kein Stand, kein Name," und dann das Tutti in hell schmetternden Trompetentönen aufjubelt: „Hoch soll die Freiheit leben!"

Die demokratischen Parteien allerdings, insbesondere die geheimen Inspiratoren derselben, durchschauen klar die gleichmachende Wirkung der Schule. Nicht geringe Bestürzung hat es im gesammten liberalen Lager erregt, als im Dezember 1869 bei den Wahlen zum Ortsschulrath in Mannheim die demokratische Liste durchdrang. Nachdem erst kurz vorher die Wahlen zum Landtag

1) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". Stuttgart, J. G. Cotta 1861. Volksausgabe S. 271 ff.

und zum Zollparlament ganz anders ausgefallen waren, hatte man ein solches Resultat um so weniger erwartet, als bei den Ortsschulrathswahlen nur die Familienväter stimmen, die meist conservativer zu sein pflegen. Die demokratischen Blätter aber antworteten mit ironischer Consequenz: „Wir unsererseits bekennen, daß dieses Votum der Stadtgemeinde Mannheim, welches die Ständetrennung in der Volksschule aufhebt, uns ebenso freudig bewegt hat wie das neuliche, welches die confessionelle Trennung in derselben beseitigte.“ Die Schule hobelt, wie der Tischler im „Verschwender“ von Raimund „alles gleich“.

Gleicht die mittelalterliche Gesellschaft einer Alpenlandschaft, so gleicht die moderne jenen unendlichen Moorgegenden in Ostfriesland und Oldenburg. Dort sind tausend Berge, Hügel, Thäler, Schluchten, Seen, Bäche, Halden, es ist kaum eine Ebene von etlichen Tagwerken zu finden; hier ist Alles eine unendliche graubraune Ebene. Der Moorbrand wühlt stellenweise unter der Erddecke, der Höhenrauch verdüstert die Luft, ein brenzelnder Geruch beklemmt die Brust.

Oder auch wie ein Schulhaus, wie eine Kaserne verhält sich unser Geschlecht zu den Nationen früherer Zeit. Damals Alles Gliederung, Relief und Structur, hier Alles große, einförmige Fläche. Im Mittelalter sehen wir überall Ansätze zu einem organischen Gruppensystem der Gesellschaft aus dem Boden aufschießen, so daß bei der Ueberkraft des Triebes oft ein Keim durch den andern erstickt wird. Ueberblickt man all' diese Genossenschaften in ihrer Gesammtheit, so entrollt sich das Bild einer wahrhaft genialen Unordnung; aber einer Unordnung, die merkwürdig genug hervorgerufen ist durch den übermäßigen Drang nach Ordnung, und darum eben recht naturwüchsig. Das schafft ja auch den wundersamen Charakter so vieler gothischer Architekturen, daß das gesammte Kunstwerk die leibhaftige Unordnung darstellt, erwachsen aus dem übermächtigen, weil allzu individuellen Trieb der Ordnung im Einzelnen. Für das Cor=

porationswesen der mittelalterlichen Gesellschaft gibt es in der That kein anschaulicheres Bild, als jenes einer solchen Architektur.

Bei uns verliert sich das ältere Volksthum mit seinem gesunden Humor, mit seinen altgeerbten Liedern, mit seinen Märchen und Legenden, mit seinen Kirchenfesten und Umzügen, mit seinen Pilgerfahrten und Lindenversammlungen, mit seinen eigenthümlichen Trachten, Gebräuchen und Familiengerechtsamen immer mehr im centralisirenden, abfegenden, polizeilich ängstlichen Geiste der Zeit. Das Individuum mit seiner persönlichen Berechtigung zur Besonderheit ist leider allzu oft rechtlos gelassen; man will kein Volk mit seinen tausend Lebensblüthen, sondern eine Masse, geknetet und abgerundet zur banalen Kugel, um damit desto leichter, wie das Märchen erzählt, in die goldenen Kegel zu schießen, daß wo möglich mit einem Wurfe alle Neune fallen. Die besonderen Röcke finden keine Gnade mehr, die Kleiderkünstler probiren rastlos einen Gesammtrock über Alles, was Leben und Sprache hat. Kein Wunder, daß Einer den Andern stößt, Alle insgesammt sich in Saum und Falten des Aerarialkleides verwickeln und zur verhängnißvollen Stunde über den Haufen fallen wie Rollkiesel einer stürzenden Pyramide, welche die Jäger am Bergesrande zusammengestellt haben[1]).

„Seht, er macht Alles todt!" sprach einst Rostopschin in einem Aufrufe an das Volk, als Napoleon nach dem nordischen Reiche zog. Der Schulmeister von Sadowa vollzieht in der socialen Welt die Aufgabe, welche der schreckliche Corse in der politischen vollbrachte: „Siehe, er macht Alles todt!"

---

1) Vgl. Beda Weber, „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben". Mainz, Kirchheim 1858, S. 41.

Viertes Kapitel.

Die Schule degenerirt den Adel.

„Auch Patroklus ist gestorben
Und war mehr als du."
Homer.

Unter den corporativen Gebilden der historischen Gesellschaft sind die Stände das großartigste. Ihr Gefüge war so fest und colossal, daß sie selbst aus der breiten Ebene der modernen Societät noch emporragen, wie erratische Blöcke über den Alluvialboden. Der erste Stand des ganzen Mittelalters war der geistliche, im romanischen Süden ist er es noch. Effectiv ist er es auch im katholischen Deutschland noch, aber in der Literatur wird er nicht mehr anerkannt, so daß der Adel der erste, das Bürgerthum der zweite, die Bauern der dritte Stand genannt werden und der „vierte Stand" als ziemlich allgemeiner Euphemismus für Proletariat gilt.

Der Adel wurzelt im Großgrundbesitze des Landes. Auch der Bauer haftet, wie schon sein Name sagt, im Ackerbau, d. i. im Grund und Boden. Aber ein Doppeltes unterscheidet den Landmann vom Edelmann: die Größe des Besitzes und das Familienbewußtsein. Während der Bauer nicht mehr weiß, wie sein Großvater geheißen hat, erprobt der Ritter sechszehn und zwanzig Geschlechter. Die durch die Fülle des festen Besitzes gewährleistete unabhängige und selbstständige Stellung, verbunden mit dem bereits historisch gewordenen Bewußtsein der Familien- und Standesgemeinschaft, befähigt erst zu dem socialen Berufe der Aristokratie.

Die Aristokratie kann gebildet sein, aber sie beruht nicht auf der Bildung. Die Aristokratie beruht auf der Geburt. Man hat vielfach dem Adel gerathen, sich einen neuen Daseinszweck durch Förderung von Kunst und Wissenschaft, d. h. durch Verschwendung an Schauspielerinen, Literaten und Künstler aller Art zu schaffen. Aber gerade dadurch richtet sich ja der Adel vor unseren Augen zu Grunde. Wenn jetzt ein Geist hernieder stiege, so Einer von der Art Gottfried's von Bouillon, oder Georg's von Frundsberg — was würde er zu Rittern von der Feder wie etwa Fürst Pückler-Muskau, Graf v. Auersperg, Freih. v. Schack wohl sagen? Jene alten Helden würden wohl auch von „entarteten Söhnen großer Geschlechter" reden, aber die Analphabeten des jetzigen Adels würden sie dabei nicht im Auge haben. Die berühmten Ritter der Vergangenheit haben die Feder nie anders als auf dem Hut getragen. „Schreiben ist geschäftiger Müßiggang:" meint Götz von Berlichingen bei Goethe im vierten Act. Noch Simplicissimus erzählt, daß zu seiner Zeit vornehme Leute mit Studiren, oder wie sie's nennen, mit Schulpossen sich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil sie ihre Leute haben, der Blackscheißerei abzuwarten (Black = Dinte) [1]).

Während unsere Schulmeister und Literaten den Geburtsadel aus allen Kräften verspotten und nur mehr den Adel des Genies gelten lassen wollen, arbeiten diese Genies ihrerseits wieder aus allen Kräften, in die letzten Seiten der adeligen Geburtsmatrikeln sich einzudrängen. Es kann nichts bettelhafteres geben als Titel wie: Friedrich von Schiller, Wolfg. von Goethe, oder gar Georg von Scheuerlin.

Bei dem Genius hat man längst eingesehen, welch' wichtige Vorbedingung des Werdens und Entwickelns in der Geburt steckt.

---

1) Hans Jakob Christoffels von Grimmelshausen, Simplicianische Schriften. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Leipzig, J. J. Weber 1863. I. S. 12.

Gerade zu einer Zeit, wo man am meisten über den Geburtsadel spottete, hat man den Stammbaum Sebastian Bach's mühsam aufgeforscht; eine lange stolze Ahnenreihe der kernhaftesten Kunstmusiker kam zu Tage, und mit Recht schrieb man diesem künstlerischen Geburtsadel ein gut Theil der ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten des seltenen Mannes zu. Bei Goethe sind nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch in aufsteigender Linie die entfernteren Vorfahren in den Kreis des Nachforschens gezogen worden. Auch bei Schiller hat man sich nicht mit der Größe begnügt, welche ein römischer Cäsar mit dem geflügelten Worte gestempelt hat: „Dieser Mann scheint mir aus sich selbst geboren." Gustav Schwab, sein Biograph, hat des Dichters Geschlecht in allen schwäbischen Taufbüchern bis in's siebente Glied zurück verfolgt. Schon die Alten bemerkten, wie oft der Genius unter die physische Nothwendigkeit der Geburt und des Blutes gestellt ist. Poëta nascitur, orator fit: sagten sie und bezeugten dadurch, daß es auch im Reiche der Geister einen Adel und einen Handwerkerstand gebe, und daß die Aristokratie des Talentes eine Geburtsaristokratie sei. Die Socialisten steuern darum ganz folgerecht darauf hin, selbst die Aristokratie des Talentes wegzutilgen. Hiebei ist es die umwandelnde Macht der Schule, mittelst deren sie die Burgen der adeligen Sitte und des adeligen Charakters niederlegen. Wir haben ja vorhin von den Mannheimern gelernt, daß die Schule „die Ständetrennung ebenso aufhebt, wie die confessionelle."

Alle Stände leiden unter dem auflösenden Einflusse der Zeit, am meisten wohl der Adel. Die europäische Aristokratie gleicht einem gebrannten Kalkfelsen, auf den der Regen niederrieselt. Noch lange ist er nicht weggeschwemmt, aber die Auflösung dringt immer weiter in's Innere ein. Man hat gesagt, dem Schießpulver seien Panzer und Helm unterlegen, und es ist etwas Wahres daran. Aber weder Kanonen, noch Revolutionen, noch Gesetze hätten den Adel brechen können, das hat allein die

Schule gethan. In Frankreich haben sie 1789 den Adel abgeschafft, in Berlin haben die Märzhelden anno 1848 gesungen:

„Adel, Adel du wirst abgethan,
Stiefel, Stiefel, du mußt sterben;"

gleichwohl ist überall nicht der Adel, sondern die Revolution darüber zu Grunde gegangen. Nicht die Flinte, sondern die Dinte löst chemisch auf.

Die Flinte hat allerdings den Niedergang der ständischen Macht und das steigende Uebergewicht der regierenden Höfe bewirkt. Gleichzeitig vollzog sich die Scheidung der Aristokratie in zwei Abtheilungen: in den Dienstadel und den Landadel. Jener mußte natürlich für seinen speciellen Beruf geschult werden, für das Hofleben allerlei Künste, für das Brodfach allerlei Wissenschaften erlernen, dieser aber blieb der alten Gewohnheit getreu und frequentirte höchstens wie der „Getreue Ritter Hager" die Vorlesungen eines Einsiedlers oder eines Schloßbeneficiaten. Hager selbst referirt über seinen Lehrplan, der wohl als typisch für sein Jahrhundert betrachtet werden darf, mit folgenden Worten: „So verlief manches Jahr, und ward ich ein großer, gewachsener Kerl, stunde meinem Vatern die Wirthschaft für, und übete mich weidlich im Reiten, Laufen, Jagen, Schwimmen 2c., item übete mich in allerlei Sprachen, nur mit dem Schreiben wollts nit besser werden, anerwogen mir das Ding zu langweilig fürkam [1])."

Dieser deutsche Landadel, auf seinen Gütern sitzend und den ererbten Gewohnheiten getreu, war bei Beginn der neueren Zeit das beliebte Stichblatt wohlfeilen Spottes. Niemals sind die Krautjunker so consequent als komische Figuren behandelt worden, wie in den Tagen, wo sie zumeist die Ehre der deutschen Aristokratie retteten. Der Landadel blieb im siebenzehnten und achtzehnten Jahr-

1) Wilh. Meinhold, „Der getreue Ritter". Regensburg, Friedrich Pustet 1852. S. 58.

hundert im Ganzen und Großen ohne allgemeine Bildung, er behielt sogar in Gesinnung, Tracht und Standessitte ein provinziales Colorit, aber in seiner localen Beschränktheit blieb er deutsch, gerade wie die Bauern auch; der deutsche Hofadel hingegen war dazumal großentheils verwälscht und kosmopolitisch. Während unsere mittelalterliche Aristokratie gerade die Trägerin des Deutschthums gewesen ist, führte der Hofadel jener in Rede stehenden Periode vielfach fremdländisches Wesen ein. Die Höfe wurden lediglich Plagiate von Versailles. Die französische Sprache ward die Sprache der höheren Stände. Wer zur „Gesellschaft" zählen wollte, mußte ihrer mächtig sein. Das pflanzte sich dann im zweiten und dritten Menschenalter auch auf den höheren Bürgerstand fort, d. i. auf die Börsen-, Schlot- und Weinbarone. Und der alte Geburtsadel vermischte sich in Sitte und Art, dann auch in Gut und Blut vielfach mit der neu aufstrebenden Geldaristokratie. Dabei entging es den helleren Köpfen des niedergehenden Standes keineswegs, woher das Siechthum komme. „Er ist kein Poitou, kein Ritter mehr — der gleißnerische Heuchler! Das kommt vom A B C," sagt der ritterliche Senneschal Poitou von seinem ungerathenen Sohn in Zacharias Werner's „Söhne des Thals". Im Landadel allein hat sich noch so etwas von einer „Charakterfigur" des deutschen Barons erhalten. Die Aristokratie der Stadt und des Hofes hat die Eigenthümlichkeiten der äußeren Standessitte so ziemlich aufgehen lassen in dem allgemeinen Typus der gebildeten feinen Gesellschaft. Gerade der feinste Ton duldet am wenigsten Originale der äußeren Sitte. Bei den Bauern ist der ganze Stand ein solches Original; bei dem Adel nur noch ein ganz kleiner Rest. In den unteren Schichten der Gesellschaft, wo noch die meiste ursprüngliche Natur ist, herrscht noch das derb Charakteristische der äußeren Sitte vor; je höher wir hinaufsteigen, desto mehr erscheint dieselbe ausgeglichen und abgeschliffen. Dies beweist, daß der sociale Lebensnerv hier weit stumpfer geworden ist. Die Energie des

gesellschaftlichen Lebens hat sich hier vielmehr aufgerieben und verbraucht. Die Schule ist die Feindin der ursprünglichen Natur, von ihr kommt der „Schliff".

Was die historische Entwickelung lehrt, bestätiget der Zustand der Gegenwart. Der Einfluß des Adels steht in der ganzen Welt gerade im umgekehrten Verhältniß zur Ausbreitung des Schulwesens. Kein Volk der Erde wird in dem Maaße geschulmeistert, wie das bayerische, und gerade in Bayern ist der Einfluß des Adels nahezu Null. Der Dienstadel in der Civil- und Militärbranche ist zwar überall lediglich Decoration, hier aber ist auch der begüterte Adel matt gesetzt. Bayern hat einen schloß- und burggesessenen, berühmten und reichen Adel. Seine Gesinnung ist die beste, seine Traditionen sind nobel, aber sein politischer und socialer Zustand entwickelt die Symptome der Lähmung. Der bayerische Adel ist aus allen Positionen verdrängt, die seine Standesgenossen in anderer Herren Ländern noch behaupten. In England ist der Minister des Aeußeren ein Graf, in Frankreich ein Herzog, in Oesterreich ein Graf, in Preußen ein Fürst, in Rußland ein Fürst, in der Türkei ein Pascha, die bayerischen Minister heißen Dr. Pfretzschner, Dr. Fäustle, Dr. Lutz, Dr. Riedel, Dr. Mailinger: lauter Söhne guter Bürger und Bauern, und Doctoren noch dazu. Die hohe Aristokratie ist über die Staats-Ruderbank hinuntergedrängt. Das erste Ministerium, als Bayern ein Königreich wurde, bestand aus dem Grafen von Montgelas, Baron Hertling, Graf Hompesch, Reichsgraf Topor-Morawitzky; das letzte wird allem Anscheine nach weniger aristokratisch angestrichen sein. Und unser Kriterium besteht allüberall die Probe, so daß die Statistik der Schulmeister als Nilmesser für den Stand des Adels in den betreffenden Ländern gelten kann. England mit seiner mächtigen Aristokratie verabscheut den Schulzwang, und werden die Schulmeister dort einmal Oberwasser gewinnen, so werden die Lords untergehen.

In Deutschland und auch anderwärts gibt es bereits ein

adeliges Proletariat. Es gibt deutsche Prinzen und Prinzessinen, welche ein Jahreseinkommen von ein paar tausend Gulden besitzen, und auch solche, die wegen Schulden steckbrieflich verfolgt werden; es gibt Grafen, die als Mundisten ihr Leben fristen, und es gibt Barone, welche Packträgerdienste thun. Die früheren Erwerbsquellen der hohen und niederen Aristokratie sind mehr als zur Hälfte vertrocknet. Die Bedürfnisse haben sich verdoppelt. Aber auch hier in dieser traurigen Niederung zeigt sich dieselbe Erscheinung, wie wir sie oben auf den Hügeln und Höhen des Besitzes beobachtet haben. Der geschulte, der gebildete Theil des verarmten Adels fällt dem Proletariat zu, der ungebildete arme Landadel hat vielfach noch die Kraft, sich einem niederen Stande lebendig und nützlich einzugliedern. Die Bedürfnisse des Menschen bestimmen sich nach seiner gesellschaftlichen Stellung und nach der Bildungsstufe, auf welche ihn Sitte und Erziehung gehoben. Es leben Menschen genug, die glücklich sind, wenn sie Kartoffeln und Milch haben, und es leben andere Menschen genug, welche sterben würden durch Kummer oder Kugel, wenn sie nur Milch und Kartoffeln hätten. Ein armer Baron ist ein Widerspruch in terminis. Aber nicht die Armuth, sondern das Zerfallensein mit der Gesellschaft macht den Proletarier. Der heruntergekommene Cavalier, wenn er die nöthige Schulung hat, geht unter die Literaten und sucht den Staat an allen Ecken anzuzünden, weil er selber gesellschaftlich abgebrannt ist. Unter Umständen aggregirt er sich dem militärischen Proletariat, dient Garibaldi und dem Sultan, macht Schulden, treibt Hochstappelei, um endlich besten Falles in einem Spitale zu sterben.

Der verarmende Landadel, nicht angekränkelt von des Gedankens Blässe, weiß sich vielfach besser aus der Noth zu helfen. Auf Schloß Katzberg bei Cham saßen noch zu Beginn dieses Jahrhunderts die Herren von Gahr. Es waren edle Herren; allein ihr Acker wurde immer kleiner und die Mauerrisse im Schlosse immer größer. In den vierziger Jahren endlich paßten

auch für Katzberg die berühmten Verse aus Ferdusi's Schilderung der Burg Afrasiabs:

„Die Spinne hat im Prunkgemach
Ihr Brautgewand gewoben,
Die Eule ihren Wächterruf
Auf hohem Thurm erhoben."

Unter diesen bedenklichen Umständen war der letzte Herr von Gahr ein resoluter Mann: er griff — nicht nach dem Revolver, sondern nach dem Pfluge, ließ das „von" fahren und bearbeitete als ehrsamer Bauer den Rest seines Besitzes. Jetzt wissen seine Nachkommen kaum mehr, daß sie einst ein Wappen geführt, sie sind wahrhaftige Bauern geworden, nur ein gewisser feiner Zug in der Physiognomie der Familie ist noch nicht erloschen. Um dieselbe Zeit saß auf Trebsau bei Weiden in der Oberpfalz ein alter Baron. Obschon er kaum mehr einen Knecht auf seinem Gute hatte, hielt er doch noch einen Leibjäger. Oftmals gingen sie mit einander nach Weiden und vertranken dort miteinander einen Baum. Auf dem Wege pactirten sie dann zuweilen, wer von beiden heute den größten Rausch gewänne, sollte damit zugleich das Recht bekommen, den Andern auf dem Heimwege durchprügeln zu dürfen. Aber da geschah es gewöhnlich, daß die Größe des Rausches und das damit verbundene Recht auf dem Heimwege controvers erschienen und nunmehr nach dem Axiom »la force prime le droit«, d. h. durch eine gegenseitige Prügelei entschieden wurde. Durch solch unadelige Wirthschaft ging auch noch der letzte Baum zu Grunde. Aber inzwischen waren die Töchter des Herrn Barons herangewachsen und mannbar geworden. Da wird wohl die Katastrophe in diesem Familienstück eingetreten sein? Nicht im mindesten! Ebenso resolut wie Herr von Gahr auf Katzberg, griff die eine nach dem Schmied und die andere nach dem Wagner des Dorfes — und beide sind brave und tüchtige Mütter und Hausfrauen geworden. So blieben sie nützliche Glieder der Gesellschaft und fanden einen

vollkommen giltigen Daseinszweck, wenn auch in einem anderen Stande, als dem angeborenen. Was würde aus den Fräuleins geworden sein, wenn sie das Unglück gehabt hätten, zeitig genug in eine höhere Töchterschule zu gerathen? Unglückliche, früh hinsterbende Gouvernanten, gott- und weltverlassene Opfer des Lasters.

Fünftes Kapitel.

Die Schule nivellirt das Bürgerthum.

„Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz."
Schiller.

Wir leben gegenwärtig im bürgerlichen Zeitalter der menschlichen Entwickelungsgeschichte. Das Bürgerthum hat als „dritter Stand" in der französischen Revolution die Herrschaft über die anderen Stände gewonnen und dem ganzen folgenden Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt. Es hat vorwiegend hierarchische, aristokratische und militärische Perioden gegeben, unsere Zeit gehört dem Bürgerthum. Der Bürgerstand gilt als Regel, die anderen Stände werden nur noch als Ausnahmen betrachtet, als Trümmer der alten Gesellschaft, die so beiläufig an der modernen hängen geblieben sind. Der Sprachgebrauch sanctionirt diese Auffassung, indem er die bürgerliche Gesellschaft gleichbedeutend nimmt mit menschlicher Gesellschaft und Societät überhaupt.

Das Bürgerthum hat auf seine Fahne: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" geschrieben. Die Freiheit hatte den Vortritt und aus ihr erst sollten Gleichheit und Brüderlichkeit hervorgehen. Seiner Devise treu hat der Liberalismus, welcher das System des Bürgerthums ist, alle politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Schranken umgestoßen und so weit als möglich vernichtet. Die Stände wurden hinwegdecretirt, das allgemeine

Staatsbürgerrecht proclamirt und stellenweise sogar bis zum allgemeinen gleichen und directen Wahlrecht entwickelt. Die Zünfte und Innungen wurden aufgehoben, die freie Arbeit als ein Menschenrecht erklärt, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zum Gesetze erhoben und die freie Concurrenz wurde als das große Naturgesetz des Erwerbslebens erkannt. Alle Monopole wurden zerstört, nur das Tabaksmonopol wurde zeitweilig als nothwendiges Uebel aus fiscalischen Gründen tolerirt. Ansässigmachungsgesetze gaben allenthalben auch die Familiengründung frei. Die kirchlichen Bande wurden sämmtlich durchschnitten, Religion und Moral wurden der freien Ueberzeugung, d. h. dem subjectiven Belieben jedes Einzelnen freigegeben. Gleichzeitige große Erfindungen halfen dem mit jugendlichem Uebermuth vorstürmenden System auch noch die Schranken des Raumes und der Zeit niederwerfen — kurz es schien wirklich der Tag der Freiheit anzubrechen.

Allein: incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Der Mensch lebt nun einmal nicht von der Freiheit allein, so wenig als die Pflanze von Luft und Licht. Die ganze Culturgeschichte ist wesentlich ein Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit; sie ist die Tragödie des Sichemporringens des menschlichen Geistes aus den Banden der Nothwendigkeit. Aber während Zweige und Blüthen in den freien Aether streben, werden die Wurzeln ewig in der Erde stecken und den eheren Gesetzen der Schwere gehorchen. Das herrschende Bürgerthum hat der Materie die Schleusen geöffnet und dafür den freien Geist in Prison gelegt.

Man wäre berechtigt zu erwarten, daß eine Epoche wie die geschilderte vor Allem die Freiheit der geistigen Berufe hoch halten müsse. Die fortschreitende Zeit hat auch hier die einengenden Schranken niedergestoßen, die geistigen Verkehrsmittel haben den Widerstand der Materie beinahe gänzlich gebrochen, der literarische Markt wurde unabsehbar groß und ist heute eben so groß wie der Erdball. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Lumpen-

papiers, das Princip der Preßfreiheit haben der Geistesarbeit jedenfalls eben so weite und ebene Wege eröffnet, wie der Telegraph, die Dampfmaschine und das Princip des Freihandels der Fabrikation. Gegenwärtig kann von jedem einigermaßen rangirten Literaten mit weit weniger Synekdoche und weit mehr Wahrheit behauptet werden, was einst vom großen Albertus gesagt wurde, daß nämlich die Lampe seiner Zelle den Erdball erleuchte[1]). Aber merkwürdiger Weise ging die Schulzunft gerade den umgekehrten Weg der Gewerbezunft. Der Anfang war gleich: wie eine Werkstätte, so konnte auch jeder eine Schule gründen, wo und wann er wollte. Papst, Bischöfe und Mönche, Troubadours und Maler thaten das auch, und es entstanden beinahe so viele Schulen, als Meister waren in Kunst und Wissenschaft. Die Individualität des Lehrers oder des lehrenden Ordens bestimmte auch das innere und äußere Wesen der Schule, und es entfaltete sich eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Schulen, die nur in den Arten und Unterarten der Pflanzenwelt ihr volles Gleichniß findet. Das Gewerbe organisirte sich, es entstanden die Zünfte; auch der pädagogische Erdkreis wurde vertheilt und constituirte sich zünftig. Wie bei Pflanzen und Krystallen die Form des Urkeimes auch in den entferntesten und verschiedensten Verästelungen grundlegend bleibt, so tragen auch die körperschaftlichen Gebilde von Gewerbe und Schule sämmtlich die Signatur des socialen Zustandes, aus dem sie hervorgingen. Die alte Societät gruppirt sich in Adel, Bürgerthum und Bauern, wobei sich das Bürgerthum bis auf den heutigen Tag selber gerne den Mittelstand nannte. Analog damit hatte das Erwerbsleben seine stolzen Hansgrafen und Schiffsrheder, während das städtische Gewerbe den Mittelstand in den Zünften bildete, und der kleine Handwerker auf dem Lande, der Vormittags in seiner

1) Vor seinen 21 Folianten steht der Vers: »Mundó luxisti, quia totum scibile scisti.«

Werkstätte und Nachmittags auf seinem Aeckerlein hantirte, sich zu den „armen Leuten" hielt, was damals den Bauersmann bedeutete. Auch die genossenschaftlichen Bildungen der Schule stuften sich in höhere, mittlere und niedere ab, während der Geist der Zunft vorläufig nur die Hochschulen durchdrang. Die akademischen Grade des Baccalaureats, Licentiats, Magisteriums und Doctorats brachten das Institut der Lehrlings-, Gesellen- und Meisterbriefe in die höheren Berufe der Geistesarbeit; die mittleren und niederen blieben immer noch, wenn nicht vom Zunftgeist, so doch vom Zunftzwange frei.

Von der Zeit an, da der moderne Staat zu wirken begann, schlugen die Zünfte in Gewerbe und Schule entgegengesetzte Richtungen ein. Jene lockerten sich, diese versteinerten. In die Handwerkszünfte wurden durch das Patent- und Concessionswesen ein Keil um dem andern getrieben, die Schule aber wurde mit stets neuen eisernen Reifen eingezwängt. Der Zunftzwang, aus der Werkstätte ausgetrieben, fuhr in die Gymnasien und Dorfschulen. Die Bureaukratie mit ihren tausend Armen hat die Wissenschaft monopolisirt, greift in jegliche Schule ein, meistert sie und hat ein wissenschaftliches Zunftwesen organisirt, mit Lehr- und Gesellenjahren, Zunftehre und Zunftgraden, wie keine noch so verzwickte und verrottete Handwerksgilde des Mittelalters es je gekonnt hat. Mit der Geistesarbeit sind wir also aus der Freiheit in die Zunft hineingerathen. Ueberall liegt neben dem Capitol der tarpejische Felsen.

Die Zunft ist das eigenste Gebilde des Bürgerstandes: Adel und Bauern haben keine Zünfte. Bei dem Adel bildet die Familie, bei dem Bürger die Zunft, bei dem Bauern der Stand den Rahmen, innerhalb dessen das betreffende Gesellschaftsleben sich darstellt. Darum auch spielt die Zunft eine so große Rolle in der Entwickelungsgeschichte des Bürgerthums. Wenn nun die Zünfte aus dem gewerblichen Leben verschwunden sind, um der allgemeinen Concurrenz die Bahn frei zu machen, so ist es ein

schlechter Trost, daß sie dafür in das Gebiet der Geistesarbeit versetzt worden sind. Daß ein Kameel einen Höcker hat, ist normal, ein buckeliger Kameeltreiber aber ist abnorm. Ueberdies könnte der Buckel des Treibers keineswegs einen Ersatz bilden für den organischen Defect seines Thieres; im Gegentheil: durch dieses Versehen der Natur sind beide, Thier und Reiter, abnorm geworden. Wenn der alte Kortüm in der Vorrede zum II. Theil seiner Jobsiade singt:

„Es werden zwar in den Reimen manche Strophen
„Auf zu wenig Füßen hinkend angetroffen;
„Es sind aber auch manche Strophen wieder dafür
„Länger, und mit zu viel Füßen laufend allhier" —

so hat er damit eine Satyre geschrieben, die nicht bloß auf schlechte Poeten allein paßt. Dadurch, daß der Zunftgeist aus der Werkstatt in die Schule gefahren ist, sind beide verdorben: Handwerk und Wissenschaft. Das Handwerk ist bereits abgezehrt und die Schule ist eben jetzt von der Inflation befallen. So muß das Bürgerthum an Leib und Seele zu Grunde gehen.

Der Zünftler fragt nicht bloß, *was* Einer kann, sondern auch, wo und wie er es erlernt hat. Er will Lehrbriefe, Gesellen- und Meisterpatente sehen, und nur wer zunftgerecht seine Schule gemacht, darf die wahre Zunftehre für seine Arbeit fordern. Leistete er noch so Bedeutendes und hätte es auf eigene Faust außerhalb der Zunft erlernt, so wäre er doch nur ein geschickter Pfuscher.

Man sieht, die Ehre der Arbeit geht von der Zunft aus, sie stammt nicht aus der freien, persönlichen Tüchtigkeit des Mannes.

Wo aber die Arbeit an eine gewisse Schule gebunden ist, da wird sie sich auch in Styl, Manier und Handgriff dieser Schule bewegen und nur sehr langsam zu neuen Bildungen vorschreiten. Die Zunft sieht das mit Behagen, die Auszeichnung eines Werkes liegt ihr wohl gar in der Uebereinstimmung desselben mit den herkömmlichen Zunft- und Schulformen, während

sie individuellen Neuerungen nicht gerecht zu werden vermag. Herkömmliche, gattungsmäßige Schule und daraus quellend herkömmliche, gattungsmäßige Form der Arbeit sind die innersten Wahrzeichen der Zunft. Die Zunft in der Schule hat nun den Köpfen dieselbe Marke aufgedrückt, wie ehemals den Knöpfen und Töpfen. Das deutsche Bürgerthum, das ehemals so trotzig individuell und partikularistisch war in Arbeit, Kunst und Wissenschaft, wird zusehends flacher, einförmiger, gattungsmäßiger, wenn nicht gar massenartiger und herdenhafter, es versandet und bringt keine Originale mehr hervor.

Die Zunft hat offenbar ihre Berechtigung, so lange die große Masse der Menschheit nach Anlage und Fortbildung de communi sein wird, und so lange die bahnbrechenden Genies zu den Raritäten zählen werden. So lange der größte Theil des Lebens mit seinen Bedürfnissen der Alltäglichkeit angehören wird, dürfte es besser sein, an den herkömmlichen Errungenschaften festzuhalten, als die Geschichte der Cultur an jedem Individuum von vorne anzufangen. Gleichwohl darf die Schule nicht die freie Persönlichkeit ersticken. Zumal bei der Geistesarbeit soll das nicht der Fall sein; denn je höher die Arbeit, um so persönlicher wird sie sein. Aber wie kann die Arbeit frei und persönlich sich entwickeln, wenn sie nur in der Zwangsjacke der Schule sich bewegen darf? Wenn Einer seine Schule aus sich selbst schöpft und aus vorhandenen Meisterwerken, außerhalb der Zunft, so zeugt das unstreitig von festerem Willen und frischerem Talent, als wenn er sich im ausgefahrenen Geleise von schulgerechten Lehrmeistern zu dem gleichen Resultate abrichten läßt. Ehren wir auf allen Punkten des Lebens die freie persönliche That, warum zwingen wir dann das ganze Volk, sich in den entscheidenden Lehrjahren vom Staatsschulmeister reglementsmäßig dressiren zu lassen? Ueberall ist dem gebildeten Manne die Schablone zuwider. Bei allen Arbeitsproducten, die über die unterste Hand- werks- und Fabrikwaare aufsteigen, fordern wir vor Allem Neu-

heit und Originalität, in Kunst und Literatur sind wir geradezu originalitätssüchtig geworden, wir verzeihen es bereitwilligst, wenn hier ein Stümper Wahrheit und Schönheit der Originalität zum Opfer bringt, und es liegt das traurige Beispiel mehr als eines Talentes vor, welches so lange ruhelos nach Originalität phantasirte, bis es zuletzt an der Thüre des Irrenhauses ankam.

Nach alledem sollte man glauben, der Zunftgeist sei vollständig aus der modernen Gesellschaft gewichen, und wir beurtheilten jedes Werk nur nach seinem inneren Werthe, nicht nach dem Zunftmodell; nach dem Meisterbrief, den der Arbeiter im Kopfe und nicht nach dem Meisterbrief, welchen er in der Tasche trägt. Allein so weit sind wir noch lange nicht. Der alten Zunftformen haben wir uns entledigt, dafür hat sich der Zunftgeist um so fester gesetzt. Diesen Gegensatz möge ein sehr naheliegendes Beispiel erläutern. Wer streitet häufiger für unbedingte Gewerbefreiheit, als hunderte von gelehrten Professoren? Sie erklären es für höchst unbillig, daß man von dem Handwerker den Nachweis bestimmter Lehr- und Wanderjahre fordert, machen aber ein sehr schiefes Gesicht, wenn man einem Manne, der nicht den geregelten Schulgang des Gymnasiums und der Hochschule durchgemacht, bloß um seiner autodidactisch errungenen Wissenschaft willen die volle Ehre des Fachgelehrten zugestehen wollte. Ein solcher Mann bleibt ihnen in alle Ewigkeit ein Dilettant, gerade wie dem alten Zünftler der nicht schulgerechte Handwerker ein Pfuscher blieb. Sie erklären Meisterstücke und Meisterprüfungen für höchst überflüssig, würden aber in großen Zorn geraden, wenn man Doctor-Dissertationen und Promotionen für ebenso überflüssig erklären wollte. Und doch ist die Promotion im würdigsten Sinne nichts weiter, als das Meisterstück des der Lossprechung harrenden gelehrten Gesellen[1]).

---

1) Vergl. W. H. Riehl, „Die deutsche Arbeit". Stuttgart, Cotta, 1862, S. 37 ff.

In ganz Deutschland kann kein Mensch eine Dorfschule etabliren, ohne das staatliche Meisterpatent hiezu in der Tasche zu haben. In Frankreich hat 1876 der Brodneid das Ministerium Wallon gestürzt, weil das Unterrichtsgesetz, welches seinen Namen trägt, auch den freien Facultäten die Ertheilung der Grade zugestand. Inzwischen hat in Deutschland ein bissiger Streit zwischen den Zunftmeistern von Heidelberg, Jena u. dergl. stattgefunden, weil einige Zunftmeister fanden, daß die anderen mit Ausfertigung der Meisterbriefe, will sagen Doctordiplome, zu lax seien.

Allemal folgt auf die Despotie die Anarchie. Auch der Geist hat sich empört gegen den unnatürlichen Zwang der Schulzucht. Die „Literatur" entstand, stellte neben den staatlichen Brod- und Fachgelehrten den vogelfreien Literaten und rief tausende bis dahin ungeahnte Existenzen der Geistesarbeiter an's Licht, die nicht mehr wie vordem bei einer bestimmten Körperschaft, sondern beim großen Publikum Brod und Ehre suchten und Brief und Siegel ihres Berufs bloß in ihrem Glücke und Geschicke fanden. Der akademische Proletarier stellte sich dem akademischen Bürger gegenüber. Während sich so der Geist in seinen producirenden Aesten schrankenlos ausdehnen darf in der Welt, müssen die säftesaugenden Wurzeln sich einzwängen lassen in den eisenbereiften Kübel der staatlichen Zwangschule; die Luft ist frei, die mütterliche Erde aber mit Brettern verschlagen. So muß die Wissenschaft verkümmern und schließlich den Orangenbäumchen in unseren nordischen Gärten gleichen, wo die Früchte abfallen, ehe sie süß geworden.

Die geistige Production ist z. B. überwiegend in den Händen der Literaten. Der moralische Zustand dieses akademischen Proletariats ist bekanntlich ein solcher, daß Bismarck das geflügelte Wort von den „Reptilien" dafür erfand. Für diese Literatur wird das consumirende Publikum von der Schule präparirt. Nachdem der deutsche Staatsbürger jahrelang vom Schulmeister gedrillt, schablonenmäßig abgerichtet und auf das vorschriftsmäßige

Niveau gebracht ist, vertauscht er die Schulbücher mit der Zeitung und dem Roman. Nicht zur Selbstständigkeit erzogen, alles eigenen Urtheiles von Jugend auf entwöhnt, fällt er nun rettungslos der Demagogie anheim. Zur anerzogenen Mittelmäßigkeit kommt noch die angeborene Leidenschaft, und es hängt nicht von seiner Ueberzeugung, sondern lediglich von seinem Geldsack ab, ob er socialer Philister, landläufiger Fortschrittler oder Proletarier wird. Verflachung durch die Schule, Verhetzung durch die Presse: in dieser Atmosphäre wuchern die Früchte der Socialdemokratie. Das alte behäbige, ehrsame Bürgerthum ragt nur noch als eine Ruine in die Welt. Aus dem ständisch besonderten, in tausend organischen Bildungen lebenskräftig zergliederten Bürgerthum wird ein allgemeines, fades, nivellirtes Publikum, auf dessen notorische Dummheit in jeder Zeitung vorne geleitartikelt und hinten inserirt wird.

Sechstes Kapitel.

Die Schule verdirbt die Bauern.

„Meine Wiege stand am Webstuhl meines Vaters."
v. Beckerath.

Von den Ständen der alten Gesellschaft ist der Bauernstand noch am wenisten ruinös. Ja theilweise ist das Bauernthum noch gar nicht Ruine, sondern ein wohnlicher socialer Bau. Die Burgen sind größtentheils zerfallen, die Stadtmauern sind umgelegt und die Wallgräben ausgeschüttet, aber das alte deutsche Dorf steht noch unversehrt in ganzen Gauen und Provinzen. Es ruht ein eiserner Bestand von Lebenskraft in der deutschen Nation, eine Macht, welche sogar der „Schulmeister von Sadowa" noch nicht aufreiben konnte, und das sind die Bauern.

Der Bauer spielt gegenwärtig im großen Rahmen der Gesellschaft dieselbe Rolle, wie der Landadel des vorigen Jahrhunderts innerhalb der engeren Grenzen seines Standes es gethan hat. „In Deinem Lager ist Oesterreich, wir Anderen sind elende Trümmer." Wie damals der arme, ungebildete und verachtete Landadel das heilige Feuer seines Standes bewahrte, das dem Dienst- und Hofadel erloschen war, und das vollends der Titularadel niemals besessen hatte, so ist heutzutage der Bauer der Träger des Volkscharakters geworden. Er weiß vom nationalen Gedanken nichts, dafür aber lebt die Seele der Nation in seinem Busen. Im deutschen Bauer steht ein leibhaftiges Stück deutscher Geschichte der Geschichtslosigkeit unserer gebildeten Jugend gegenüber, der leibhaftige Realismus gegenüber den Illusionen des Schreibtisches, der letzte Rest reiner Natur gegen eine gemachte Welt.

Gegenüber der in's Endlose zerfahrenen Vereinzelnung der gebildeten Gesellschaft wirkt im Bauer noch die Macht des Standes, der Gruppe, der Nation.

Und es ist etwas Wahres an dem, was die Psychologen behaupten, daß nämlich die Seele sich ihren Körper bilde. Schon auch körperlich stellt sich der echte Bauer als der Typus der deutschen Nation dar. Bei dem Städter hat sich das nationale Gepräge des Körperbaues, wie der Geistesbildung und der Sitte zu einem Typus des Individuums, höchstens der Familie, man könnte vielleicht sagen durchgebildet, besser aber verflüchtiget. Die körperliche Besonderheit der Bauern aber scheidet sich noch gruppenweise nach Stämmen, Gauen und Nationen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinigen, hochaufgeschossenen, in dem anderen einen mehr breitschulterigen, untersetzten Menschenschlag, wie sich dies aus den deutschen Urwäldern in unverfälschter Race fortgepflanzt hat. So findet sich z. B. im bayerischen Walde noch heutzutage vorherrschend jener Menschenschlag, den wir uns so gerne als den specifisch deutschen vorstellen. Die Männer sind mehr als mittelgroß und dabei mehr gedrungen als schlank, die Weiber erreichen nur die mittlere Größe. Die Haare sind blond, die Augen meistentheils blau, die Gesichtsfarbe frisch, die Backenknochen kräftig, das Kinn breit. Gesundheit und Gutmüthigkeit sind der vorherrschende Eindruck, den diese Leute machen. Es wird schwer sein, festzustellen, in wie weit die Modelle, welche Tacitus zu seiner Beschreibung benützt hat, unseren Wäldlern gleich gesehen haben. Vergleicht man aber diese Bauernphysiognomien mit den Sculpturen, welche sich in Kirchen und Kapellen des bayerischen Waldes erhalten haben, oder mit den Schnitzarbeiten und Malereien, die in den Basreliefs und Tafelmalereien der Gnadenkirche zu Deggendorf, in den Glasgemälden der Stiftskirche zu Straubing u. s. w. sich erhalten haben, dann wird man entdecken, daß sich durch fünf und sechs Jahrhunderte derselbe altbayerische Typus unverfälscht

erhalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß es an jenen Bildern die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während dasselbe jetzt bei den Bauern zu finden ist.

Und nur mehr bei den Bauern! Der Städter, überhaupt der Gebildete, hat das locale und provinziale Gepräge nicht bloß in Tracht und Sitte, sondern sogar in den Gesichtszügen verwischt. Die höchste Stufe der Bildung hat erklommen, wer sich zum „Weltmann“ ausgebildet hat; darum auch trägt der Gebildete überall eine Allerweltsphysiognomie, nur der Bauer hat sein Stammesgepräge, seinen nationalen Typus bewahrt.

Die Physiognomik sollte ein eigenes Kapitel in der deutschen Geschichte bilden. Es würde sich darin herausstellen, daß gerade diejenigen, welche am meisten mit dem „nationalen Gedanken“ renommiren, am allerwenigsten vom deutschen Wesen an sich haben. Riehl bemerkt irgendwo, daß in den deutschen Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen ist; während in anderen von monumentalen Trümmern entblößten Landstrichen das lebende Denkmal der historischen Einrichtungen und Sitten am festesten sich erhalten hat. In den Rheingegenden, wo der Dom von Köln steht und die schönsten deutschen Burgen, ist jetzt der schöpferische Kunsttrieb im Volke ganz erloschen oder außer allen Zusammenhang gekommen mit der früheren, volksthümlichen künstlerischen Thätigkeit. Ein neues Volk wandelt zwischen den alten Denkmalen. Ganz anders ist dies in der Oberpfalz und in Altbayern überhaupt. Freilich ist im Rheingau der Unterschied von Stadt und Land am meisten verwischt und das alte naturwüchsige Bauernthum verschwunden, während es sich in Bayern fast intact erhalten hat.

So viel Kunstdenkmale aber haben die Schweden überall auf deutschem Boden doch noch zurückgelassen, daß wir daran die Porträte unserer Ahnen studiren können, und wenn es auch

nur Grabsteine wären. Selbst Berlin hat in der Klosterkirche einige Reliquien gerettet und seine Kunstsammlungen bieten Stoff aus allen Jahrhunderten. Aber gerade diese alten Figuren und Gesichter nehmen sich in Berlin aus wie der Geist Banquo's im Speisesaale des Macbeth. Die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, die Metropole der deutschen Intelligenz zeigt kein einziges deutsches Gesicht. Selbst Diogenes mit der Laterne würde keines finden, außer etwa im Reichstag, wo die Abgeordneten aus Bayern, Pommern und Westphalen sitzen. Es ist bekannt und anerkannt, daß die Bevölkerung von Berlin einen auffallend jüdischen Zug im Gesichte trägt, der durch die Nähe des judenreichen Polens erklärt wird. Eben so auffallend aber sehen die Vertreter der „vaterlandslosen" Bauern aus dem katholischen Süden den deutschen Männern gleich, deren vielhundertjährige Porträte in Stadt und Land zerstreut liegen oder in historischen Sammlungen vereiniget sind. Wer altdeutsche oder auch nur mittelalterliche Gestalten historisch ächt zeichnen will, der muß seine Modelle entweder auf den Grabsteinen, oder unter den Bauern suchen.

Aber nicht bloß das deutsche Gesicht hat der Bauer vom Teutoburger Wald bis auf uns gerettet, sondern überhaupt Alles, was vom alten deutschen Volksthum noch erhalten ist, findet sich todt in Büchern, lebendig bei den Bauern. Sagen und Weisthümer haben sich im Munde des Bauern meist rein bewahrt, während sie, wo sich die Gebildeten derselben bemächtigten, in der Regel sofort verfälscht und willkürlich verziert, d. h. verunziert wurden. Was uns noch von germanischem Aberglauben, von Sprüchen und Bräuchen, die sich darauf beziehen, überkommen ist, dafür hat die historische Forschung fast ausschließlich den Bauern zu danken. In Zeiten, zu welchen keine Geschichtschreibung mehr hinanreicht, dämmert noch die phosphorescirende Ueberlieferung, welche die Bauern bewahrt haben. Je älter die Sagen sind, desto tiefer zurück auf die Dörfer des Hinterwaldes wird der Forscher getrieben.

Todte Alterthümer in Gräbern, Steinen, Waffen und Bildern, zumeist aber in Tafeln und Büchern, sind zahlreich genug auf uns gekommen; aber lebendig ragt das deutsche Volksthum alter und mittlerer Zeit nur im Bauernstande allein in die moderne Welt herein. Der Bauer weiß nichts von Geschichte, er weiß nur „Geschichten", d. i. Anekdoten und Mähren, aber er selbst ist ein leibhaftiges Stück Geschichte. Alle anderen Stände haben ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Tracht gegen die angelernte Uebung einer kosmopolitischen Civilisation dahin gegeben, die Bauernschaft allein ist noch vollblütig deutsch. Die bäuerlichen Zustände sind Geschichte, die Sitte der Bauern ist ein lebendiges Archiv, eine historische Quellensammlung von unschätzbarem Werthe.

Demnach sollte es scheinen, die Regierungen in Deutschland, wo so viel vom „deutschen Geist" und vom „nationalen Gedanken" gesungen, gesprochen und geschrieben wird, müßten mit aller Sorgfalt den Bauernstand als die reine und lebendige Quelle der Nationalität zu erhalten suchen. Allein das gerade Gegentheil geschieht. Und kein Geringerer als der „Schulmeister von Sadowa" ist ausersehen und bestimmt, unserem Landvolke den Bauern auszutreiben. Der moderne Staat mit seinen Staatsbürgern und Allerwelts-Bürgermeistern will gerade alles das geflissentlich von dem Bauer wegmerzen, was wir als dessen bestes Besitzthum preisen. Als passendes Mittel hiezu wurde einige Decennien lang der Pfarrer benützt. Die Pfarrer bilden das natürliche verbindende Mittelglied zwischen der verfeinerten Gesellschaft und dem Naturstamm der Bauern. Sie sind das einzige Organ, durch welches Religion, Wissenschaft und Staat durchgreifend und unmittelbar auf den Bauer einwirken kann. Zwar conscribiren und besteuern kann die Staatsgewalt den Bauer ganz unmittelbar, aber das sind physische Maßregeln, wir jedoch reden von moralischen Effecten. In dem Maaße als die Pfarrer aus ihrer naturgemäßen Mittelstellung zwischen dem Bauer und

dem Gebildeten heraustreten, schwächt und bricht sich auch ihr Einfluß. Darum sollte der Pfarrer möglichst zu einem Beamten verfälscht werden, der sich durch draconische Schulstrafen mit den Eltern verfeindete und dem das Geschäftsjournal ein wichtigeres Anliegen war, als die Messe. Allein obschon viele Pfarrer den Frack anzogen und sogar den Schiffhut aufsetzten, so stellte sich doch bald heraus, daß der Priester seiner inneren Natur nach nicht zum Faiseur der Aufklärung passe.

Darnach warf die Demagogie ihr Auge auf einen eben aufgehenden Stern, auf den Schullehrer nämlich. Die Schulmeister waren damals, d. h. zu Anfang unseres Jahrhunderts, selber noch Bauern, sowohl was ihre Denkungsart als auch was ihre sociale Stellung betraf. Aus dem Bauernstande hervorgegangen, lebten sie früher in und mit demselben und ihre Lehre ging eben auch nicht weit über die Bauernweisheit hinaus. Allein der Bauer sollte „gebildet“, er sollte „über sich selbst hinausgehoben“ werden. Dazu mußte man freilich zuerst den Lehrer über sich selber hinausheben. Auf einer sogenannten Musteranstalt, auf einer Normalschule, in einem Seminar, wurde ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlte; der Bauer ward in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. Die Bauern ihrerseits drückten ihre Ansicht über diese Bildung dahin aus, daß sie sagten: „Er hat bis in den Hals studirt, aber in den Kopf ist nichts mehr hinaufgekommen.“ In dem neuen „Herrn Lehrer“ war nun doch der alte „Dorfschulmeister“ in der That über sich hinausgehoben, d. h. er erschien jetzt nicht selten wie ein studirter Bauer, der vor Gelehrsamkeit übergeschnappt ist. Gerade diese ächt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen möchte, ward durch die Schulmeister den Bauern eingeimpft. Der Schullehrer suchte natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den

dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien. Dadurch wurde gewöhnlich eine Spaltung im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und sahen ihn jedenfalls stark über die Achsel an, eine jüngere Genossenschaft von Schülern dagegen schaarte sich in treuer Anhänglichkeit um denselben. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber machte den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und mit der Welt. Man hatte ihn verbessern, heben wollen, und er war mit einemmale ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der das ungekannte Gefühl der inneren Zerfahrenheit und Weltverbitterung in das Dorf getragen, der, wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch in seiner ganzen Erscheinung als eine leibhaftige Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft sich darstellte. So hatten die Regierungen den nämlichen Geist des socialistischen Proletarierthumes, das sie damals in dem Literatenthum so über die Maßen fürchteten, in den Schulmeistern selber heraufbeschworen. Denn der verschrobene Schulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten (er schreibt darum auch so gerne in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft „im Selbstverlag" erscheinen), — nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist, denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Theil des spröden Bauernvolkes aus dem gewohnten Kreislaufe der Sitte und des Herkommens herauszureißen [1]).

Bis zur Revolution von 1848 glaubten die Regierungen, den Schulmeister gar fest im Zügel zu haben; mehr und mehr entzog man ihn dem Einflusse der Geistlichkeit, um ihn desto ausschließlicher vom Bureau aus leiten zu können. Wie erstaunten

---

1) Vgl. W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". S. 100 ff.

daher diese Staatsweisen, als sie den Schullehrer auf der ersten Barrikade trafen und ihn während des ganzen Sturmes nicht mehr losbrachten, wie der Goethe'sche Zauberlehrling seine Geister! Phylax fraß zuerst aus dem Korb, den er bewachen sollte. Da wurden die Schullehrer vor die Standgerichte gestellt, von den Geschwornen abgeurtheilt, in Disciplinaruntersuchung gezogen, in die Zuchthäuser gesperrt und haufenweise ihres Dienstes entlassen. Was der bureaukratische Staat an sich selber hätte strafen sollen, das mußten nun die Einzelnen ausbaden. Rescripte wurden erlassen in Bayern, Württemberg und Preußen, ja sogar in Baden, um die gefährlichen Gedanken wieder zu verscheuchen, welche die Schullehrer verrathen und theilweise auch schon unter das Volk gebracht hatten. Man hätte das auch sonst niemals fertig gebracht; seitdem aber sind, wie bekannt, die Besiegten von 1848 überall an's Ruder gekommen und nehmen nun Rache an den Treugebliebenen von damals. Oben an der Spitze steht der Schulmeister und setzt in potencirter Weise seine auflösende, ätzende Arbeit fort.

Und es läßt sich nicht behaupten, daß er vergebens arbeite. Auch der Bauernstand zerbröckelt. Strichweise, besonders in Mitteldeutschland, ist der Bauern-Mantel gänzlich der Blouse gewichen. Selbst in Altbayern zeigt sich der sociale Mauerfraß in den Dörfern. Besonders die Mitglieder der landwirthschaftlichen Vereine, die mit der Bureaukratie verkehrenden „Herren Bürgermeister" u. s. w. lassen die väterliche Sitte fahren und greifen zur Aufklärung. Sie kaufen sich ihren Rock im Magazin, sind nunmehr Oekonomen und Hofbesitzer, schlagen den ererbten Wald und die väterliche Sitte ab und bereiten sich für das Proletariat vor. Das gemeine Volk, namentlich in größeren Städten und deren nächster Umgebung, steckt trotz des Geschreies von überhandnehmender Bildung und Humanität, worunter Tausende nichts Vernünftiges oder Bestimmtes denken können, in tiefer Unwissenheit, wovon man sich in anderen Gegenden von gesun-

dem und tüchtigem Volkskerne gar keinen Begriff machen kann. Es hat nur das Renommiren, Absprechen und Lästern gelernt, und bringt es im Schlechtschreiben nur auf die Kunst von Bettel- und Brandbriefen, dessen jedoch auch nur die auserlesenen Werkzeuge sich rühmen können, während die von Haus aus Unkundigen durch eine Unzahl von handwerksmäßigen Winkelbriefstellern um kargen Schreibervergelt für diesen Zweck bedient werden.

Den religiösen Glauben hat der „gebildete" Bauer allerdings aufgegeben; denn das ist die unerläßliche Voraussetzung des socialen Ruins bei allen Ständen. Dem Priester geht er aus dem Wege, fällt aber im Seitengäßchen dem Bauernfänger in die Hände. Die alten Bräuche verachtet er als Aberglauben; dadurch ist er wohl ärmer an Poesie, aber nicht reicher an Bildung geworden. Der in Branntwein und liberalen Zeitungen aufgeklärte Bauer, welcher keinen Fuß mehr rührt, um über ein Sonnwendfeuer zu springen, hebt dennoch gläubig den linken Fuß hinterrücks in die Höhe, wenn sein Spielgenosse auf der Kegelbahn die Kugel wirft, in der Meinung, er könne dadurch Jenem den Wurf verderben und auf die Gefahr von Prügeln, wenn es die Anderen sehen. Er hält den alten Brauch, daß man bei Beginn der ersten Aussaat segnet und betet, daß man ein geweihtes Kräuterkränzchen in die erste eingeheimste Garbe steckt, ein geweihtes Osterei in den Stall nagelt, für einfältigen Aberglauben, kauft sich aber an jedem Schrannentag die dümmste Wahrsagerei von irgend einer Hexe in der Stadt. Niemals und nirgends hat es mehr Wahrsagerinen, Hellseherinen u. dergl. gegeben, als eben jetzt in Berlin. Ihr Geschäft rentirt kostspielige Annoncen in den hauptstädtischen Blättern. Dem aufgeklärten Bauern träumt es keine Lottonummern mehr, aber er forcirt „Gottes Segen bei Cohn". Das Jagen nach materiellem Gewinn verdirbt den ganzen Menschen; es hat nicht einmal einige Poesie des Aberglaubens beim rohen Glücksjäger übrig gelassen. Denn in all dem Glauben und Aberglauben des ächten Bauers

steckt ein idealer Zug, daß man gescheidten Spöttern wohl mit dem Propheten Isaias zurufen mag: „Verdirb es nicht; denn es ist ein Segen darinnen!"

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen pflegte zu sagen, das Bauernleben sei das glücklichste; denn dem Bauern wachse alles; andere Stände müßten das ihrige kaufen. Es wächst dem Bauern aber nicht bloß Brod und Fleisch auf der eigenen Flur, sondern ihm wächst auch Verstand, Sitte und Sage auf dem Felde des Lebens, was wir Anderen in Schulen und Büchern mit theuerm Lehrgeld kaufen müssen. Der Bauer ist keine Kunstpflanze. Man veredelt wohl Obst, Gemüse und Blumen, man veredelt aber nicht Weizen und Hafer; sondern diese überläßt man der Natur. Will man sich angelegen sein lassen, daß der deutsche Bauer in seinem historischen Wesen auch künftigen Zeiten erhalten bleibe, dann kann man weiter nichts thun, als daß störende und zersetzende Einflüsse vom Bauernstande ferne gehalten werden, seinen Sitten und Bräuchen nicht feindselig in den Weg getreten und seine ökonomische Lage verbessert wird. Geschieht das nicht, dann gehört die Zukunft dem Proletariat. Corruptio optimi pessima.

Siebentes Kapitel.

Die Schule schwächt die Körperkraft des Volkes.

„Tropfen höhlen den Stein, und der Ring zerreibt sich durch Tragen."
Ovid.

Der Rückgang körperlicher Kraft und Frische ist bei allen Cultur-Völkern constatirt. Es scheint das ein Naturgesetz zu sein, wie die allmälige Erkaltung der Erde, die ja auch, unmerklich zwar, aber ebenso unläugbar vor sich geht. Die Menschen werden schon lange nicht mehr 969 Jahre alt wie Methusalem, und nicht einmal sechs Ellen und eine Handbreit hoch, wie Goliath. Aber es geht mit der Reduction der Körperkraft, wie mit der Entwerthung des Geldes. Auch letztere schreitet constant vor mit der Entwickelung menschlicher Cultur. Die Civilisation ist von der Eisen- zur Kupfer-, von dieser zur Silber- und von da zur Gold-Währung übergegangen. Ueberhaupt stumpft sich Alles ab auf Erden und alle Kräfte lassen nach. Die Welt wird immer runder. Die Berge werden niederer, die Thalsohlen heben sich. Das machen Regen und Wind, welche Sand und Erde von oben nach unten treiben. Wenn man von Cham nach Chammünster geht, so sieht man über den zwischenliegenden Hügel hinweg die Spitze des Kirchthurmes von Katzberg, dessen wir uns noch erinnern als Wohnsitz der Familie Gahr. Alte Leute sagen: vor fünfzig Jahren habe man dieses Thurmkreuz noch nicht sehen können. Pflug, Regen und Wind haben also den zwischenliegenden Hügel niedriger gemacht. Ganz Aegypten ist durch den Nil angeschwemmt worden. Der Franzose Girard fand bei der Insel Elephantine einen alten Nilmesser, dessen Inschrift anzeigte,

daß er in den Zeiten des Kaisers Septimius Severus (193—211 n. Ch.) gesetzt worden sei. Man fand an diesem Nilometer, daß der Boden von damals bis jetzt, also in 1600 Jahren, um 6,4 par. Fuß sich erhöht habe, was für 100 Jahre gerade vier Zoll ausmacht. Das Städtchen Adria, das dem adriatischen Meere seinen Namen gegeben hat, liegt jetzt sechs Stunden vom Meere, und Ravenna, das zur Zeit der Römer ein Kriegshafen war, ist gegenwärtig zwei Stunden vom Meere entfernt; der Gärtner stößt jetzt seinen Spaten in die Erde, da wo einst die römischen Kriegsschiffe ihre Ruder einhieben. Aber all dieses Nivellement von Berg und Thal geht sehr langsam und unmerklich vor sich. Wenn das Nilthal mit einem Ruck sich um sechs Fuß heben und der Katzberg mit einem Male um sechs Fuß niederkollern würde, da sollten die Alexandriner und Katzberger schauen! Die Welt wird auch immer kälter. Im grönländischen Meerbusen Komenok hat man Ueberreste von Bäumen vorgefunden, welche darauf schließen lassen, daß in diesen Gegenden früher eine reiche Vegetation geherrscht hat. In Folge der sinkenden Temperatur wurde diese üppige Vegetation in ein Leichentuch von Eis und Schnee gehüllt. Dieses Sinken der Temperatur, welches sich von Norden her südwärts erstreckte, scheint in unseren Tagen zunehmen zu wollen. In den letzteren Jahren ist das Eis vom Nordpol weit nach Süden vorgedrungen: an der europäischen Küste stießen die Seefahrer oft unter Breitegraden auf Eis, wo sie es sonst in der milderen Jahreszeit nicht anzutreffen pflegten, und die im Sommer 1877 auf der skandinavischen Halbinsel herrschende Kälte stammte von diesen Eismassen her. Es ist dies eine Wiederholung der im kalten Sommer von 1865 gemachten Beobachtung. Diese ungewohnte Nachbarschaft der Eismassen hat das Klima Islands so kalt gemacht, daß das Korn nicht mehr reif wird und die Isländer sich eine neue Heimath in Nordamerika zu gründen beginnen. So waren die Verhältnisse auf Grönland im vierzehnten Jahrhundert, als dort die

norwegischen Colonieen von den vordringenden Eismassen zerstört wurden. Auch das Sinken des Geldwerthes und die Abnahme der menschlichen Körperkraft haben in früheren Jahrhunderten constant aber unmerklich stattgefunden; gegenwärtig aber geht es rapid nieder, und das muß hier wie dort zu Katastrophen führen.

Die Statistik aller Länder beschäftiget sich mit unserem Thema und dabei werden Klagen verschiedener Art laut. Die große Sterblichkeit der Kinder ist eine europäische Calamität und das Minimalmaaß für die Militärtauglichkeit wird immer weiter hinabgesetzt. Es gibt verschiedene moderne Dinge, welche sich als die großen Kindsmörder der Zeit bezeichnen lassen. Der Zucker, der Kaffee, der Thee, der Branntwein, die Zeitungen, die Industrie, die Lüderlichkeit: diese sind es. Vor Allem aber ist es die Schule. In Folge der Spirituosen und der immer mehr raffinirten Küche verweichlichen die Menschen und schwache Eltern zeugen schwache Kinder. Die ganze Zeit ist nervös geworden und die von den Zeitungen genährte fortwährende Aufregung hat das ihrige dazu beigetragen. Das Christenthum verpönt den Luxus, schärft Fasten, Wachen und Abtödtung ein, erklärt Hoffart für Sünde u. s. w. Der moderne Industrialismus kann solche Dinge gar nicht hören, das ist ein Gräuel in seinen Ohren; je mehr das Volk Bedürfnisse sich angewöhnt, je mehr es genußsüchtig wird, desto mehr findet ja die Industrie Absatz und die Selbstbeschränkung und das Fasten sind schlechte Consumenten. Alle Jahre melden die Blätter, wie viel hundert Eimer im Hofbräuhaus zu München täglich Bier vertilgt wird und betrachten diese steigende Versoffenheit als ein Zeichen sich entwickelnder Industrie und steigenden Nationalwohlstandes. Wie viele lymphatische, skrophulöse und blödsinnige Kinder wir dieser Versoffenheit verdanken, das meldet keine Statistik. Jedes neu errichtete Wirthshaus, jede neu eröffnete Kaffeeschenke ist eine Mispel am Baume des Volkes. Die einreißende Lüderlichkeit schwächt

das Volk noch mehr. Längst haben es einsichtige Nationalökonomen ausgesprochen, daß die großen Städte sogar physisch in gar kurzer Zeit aussterben würden, wenn nicht immer frisches Blut vom Lande nachkäme; jetzt aber wird durch den Militarismus die ganze Männerwelt des Volkes durch die Landeskloaken getrieben und gewisse giftige Krankheiten zehren bereits auch an den Wurzeln des Landvolkes. Schon darum müssen die Völker an dem Militarismus zu Grunde gehen. In Folge unserer lüsternen Zeitbildung gelten Schwächlichkeit und Ohnmächtigkeit als ächte Weiblichkeit, die weibliche Kleidertracht ist ungesund; die gleichfalls effeminirten Männer suchen ihre Frauen für ihre Lüsternheit zu conserviren und entziehen sie ihren Kindern. Das sind die Ursachen der zunehmenden Schwäche. Den unüberwindlichen Gegensatz zwischen modernem Oekonomismus und Christenthum muß man aufzeigen und das Sprüchlein zum Texte nehmen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Mit der modernen Cultur nimmt der Kretinismus allenthalben zu und der Industrialismus mordet die Völker. Die Engländer gestehen jetzt selber ein, daß in Folge ihres Fabrikwesens das ganze Volk verändert sei, und zwar zum Schlechtern. Wir sind ein ganz anderes Volk geworden, sagen sie, und zwar ein krankes, ein sterbendes Volk.

Aber Schule und wieder Schule! Man sagt der Homöopathie nach, sie lehre, daß, wenn man sich durch enge Stiefel Hühneraugen zugezogen hat, man noch engere Stiefel anziehen müsse. Das wird wohl Scherz sein; aber bei unseren Hochschulmeistern ist die Schulwuth ernstlich gemeint. Denn gerade die Schule trägt auch einen Hauptheil der Schuld an der zunehmenden Schwächlichkeit des Geschlechtes. Kaum können die Kinder auf den Füßen stehen, so müssen sie in die Schulbänke hineinhocken, täglich fünf Stunden, nicht bloß die Knaben, sondern auch die Mädchen, und zwar während der ganzen Zeit ihres Wachsthumes. Die dadurch bedingte geistige und körperliche Ver-

krüppelung haben die besten Männer, z. B. Lorinser, Meinhold ꝛc. oft und schlagend nachgewiesen; aber ganz vergeblich. Je schwächer die Kinder werden, desto mehr schreit der ganze Liberalismus: Schulen, Schulen! Je mehr Hühneraugen, desto engere Stiefel.

Die Zeitschrift des „königlich preußischen statistischen Bureau's", redigirt vom Director desselben, Dr. Ernst Engel, bringt seit einer Reihe von Jahren bemerkenswerthes Material über das Institut der einjährigen Freiwilligen in der preußischen, dann in der norddeutschen Bundesarmee und jetzt in der Armee des deutschen Reiches. Aus den Tabellen ergeben sich für Denjenigen, der sie zu lesen versteht, die ernstesten Data; Denen aber, die im Lesen statistischer Zahlen wenig Uebung haben, hat Dr. Engel vorzüglich in einer dem Jahrgang 1869 beigegebenen Abhandlung das nöthige Licht aufgesteckt. Es zeigt sich, daß der größte Theil derjenigen Individuen, welche die nöthige Schulung zum einjährigen Freiwilligendienst sich erwerben, hiebei die körperliche Tüchtigkeit zum Militärdienst überhaupt verliert. In dem angeführten Aufsatz sagt Dr. Engel hierüber: „Von den sämmtlichen Anerkannten traten in normalen Zeitläuften zehn bis zwölf Procent wirklich in die Armee ein, wovon wieder der neunte bis zehnte Theil seiner Dienstpflicht als Arzt, Pharmaceut oder Unterroßarzt genügt. Von etwa neunzig Procent der Berechtigten macht die Armee keinen Gebrauch, und der bei weitem überwiegende Grund der Unbrauchbarkeit ist die physische Dienstunfähigkeit. Wie viele von diesen neunzig Procent der (nur lediglich im Hinblick auf den einjährigen Freiwilligendienst etablirten und genährten) geistigen Treibhauszucht zum Opfer gefallen sind, das ist bedauerlicherweise auch heute noch nicht zu sagen, weil unsere Recrutirungsstatistik mangelhaft ist." Schon 1862 behauptete Engel: „Es gibt keinen bessern Prüfstein dafür, ob die höhere geistige Bildung der Jugend auf Kosten der physischen Tüchtigkeit derselben

erworben wird oder nicht, als die Statistik der einjährigen Freiwilligen. Weit und breit ertönt die Klage über die Vernachlässigung der körperlichen Pflege, namentlich der studirenden Jugend, und die zum einjährigen Freiwilligendienst Berechtigten gehören ihr ja größtentheils an. Darum müssen die betreffenden Ersatzlisten den Nachweis enthalten ob, wie so vielfach behauptet wird, der Staat überfluthet wird von einem Proletariat körperlicher Schwächlinge, ob wirklich der größte Theil der schönen bildsamen Jugendkraft theils auf den Gymnasien, theils auf den Universitäten und Fachschulen verloren geht, und ob statt edler blühender Manneskraft die meisten Jünger der Wissenschaft von da entweder durch verfrühtes, zu anstrengendes Sitzen über den Büchern eine schon halb geknickte Gesundheit, bleiche Wangen, blöde Augen und marklose Glieder, oder durch übermäßigen Biergenuß aufgedunsene Gesichter und aufgetriebene Bäuche mit in das Mannesalter hinübernehmen."

Das ist freilich erst der Anfang einer ziffermäßigen Darstellung des Einflusses, nicht der Bildung, sondern der modernen Schule auf den Körper. Gleichwohl wird schon Angesichts dessen Niemand läugnen können, daß ein Zusammenhang besteht, sei es zwischen der Ueberanstrengung des Körpers durch das Studium, oder zwischen der so gewöhnlichen Verlotterung auf Universitäten und Akademien, und dem geistigen und leiblichen Verkommen so vieler Studenten, dem frühen Hinsiechen und dem vorzeitigen Tode nicht weniger den gebildeten Kreisen Angehöriger, und dem sich in diesen Ständen einfindenden leiblichen und sittlichen Elend.

Man muß diese formidablen Ziffern zweimal ansehen. Neun Zehntel der zum einjährigen Freiwilligendienst Befähigten sind körperlich unbrauchbar! Und leider ist diese geringe Ziffer noch nicht der volle Ausdruck des physischen Elendes, das in der gebildeten Gesellschaftsschicht herrscht. Denn selbst die wenigen Zugelassenen müssen theilweise vor beendigter Dienstzeit wieder entlassen werden,

und es schwankt die Zahl derselben zwischen fünf und sechs Procent der Eingestellten. Lehrreich sind auch die physischen Gebrechen, welche die Untauglichkeit der Adspiranten bewirken. Im Jahre 1867 waren die vor dem Militärdienst-Antritt schon vorhandenen Untauglichkeitsgründe: bei Neunundzwanzig Anlage zur Schwindsucht, bei Einundzwanzig allgemeine Körperschwäche, bei Vierzehn schwache Brust, bei Siebenzehn Herzkrankheit, bei Sieben Krampfaderbrüche, bei Sechs innere chronische Krankheiten 2c. Also bei neunzig Procent aller Betreffenden wurde die nöthige Schulbildung nur auf Kosten der physischen Entwickelung erreicht, mit anderen Worten, durch unverbesserliche Störung des Gleichgewichts der leiblichen und geistigen Fähigkeiten. Und auch die übrigen zehn Procent erwiesen sich dermaßen als geschwächt, daß binnen Jahresfrist mehr als die Hälfte davon erlag! — Ein hochgestellter preußischer Staatsmann hat sich vor einigen Jahren zu dem Ausspruche verstiegen, „es werde die Zeit kommen, wo die ganze norddeutsche Bundesarmee sich aus einjährigen Freiwilligen werde rekrutiren können“. Das dürfte eine wirklich neue Zeit werden. Und es werden alsdann durchgreifendere Wandlungen im Kriegswesen erfolgen, als zur Zeit von P. Berthold Schwarz. An Stelle des Generalstabs-Chefs wird dann der Generalstabs-Arzt treten, an Stelle der Feldschlacht das Bivouak, für jeden Waffenbruder wird eine barmherzige Schwester conscribirt werden, Mörser werden genug gegossen werden, aber nicht für die Kanoniere, sondern für die Apotheker, der Pulverconsum wird fabelhaft zunehmen, die Kugeldreher werden zu Pillendrehern werden, und die Säcularfrage des Militarismus wird vom Reichsgesundheitsamte gelöst werden. Und das hat der „Schulmeister von Sadowa“ aus den unbesiegten Germanen gemacht, von denen einst der feindliche Römer rühmte, daß sie zehn Jahre lang unter kein Dach gekommen seien.

Erfreulicher Weise ist die Nation noch nicht so krank, wie der Verstand des erwähnten Diplomaten. Die Westphalen, die

Hinterpommern, die Polen, die Niederbayern, die Oberpfälzer, werden in nächster Zeit das Freiwilligen-Diplom noch nicht bekommen und auch die Schwindsucht nicht. — Der preußische Staat besaß im Jahre 1876 im Ganzen 18,576,801 Einwohner von zehn Jahren und darüber; unter diesen befanden sich ohne jegliche Schulbildung 2,260,277, das sind über zwanzig Procent. Dies hatte man von diesem „Staate der Intelligenz" wohl kaum erwartet! Und dabei muß noch bemerkt werden, daß nach den Erfahrungen, welche in der Armee mit den Rekruten gemacht werden, unter denjenigen, welche Schulunterricht genossen haben, stets ein viel größerer Procentsatz noch von solchen zu finden ist, denen der genossene Unterricht so wenig genützt hat, daß sie nicht zusammenhängend lesen und kaum mehr als nothdürftig ihren Namen schreiben können. Selbst in Berlin ist noch nicht Alles verdorben. Im Dezember 1876 hat dortselbst ein Bürger die auf ihn gefallene Wahl zu einem communalen Ehrenamt abgelehnt, weil er des Schreibens unkundig sei.

Uebrigens ist die Statistik der einjährigen Freiwilligen nicht das einzige Wetterzeichen über die nachtheiligen Einflüsse der Schulen auf die Gesundheit der Schüler. Professor Virchow hat schon in den sechsziger Jahren in einer eigenen Schrift die Ergebnisse einer im Auftrag des preußischen Unterrichts-Ministers unternommenen diesbezüglichen Specialuntersuchung veröffentlicht. Dieses traurige Thema hat schon vielfach die Aufmerksamkeit von Aerzten und Erziehern auf sich gezogen, aber eine eigentliche Statistik der Schulübel fehlt zur Stunde noch. Niemand will sich durch ein solches Attentat gegen den Zeitgeist außerhalb der gebildeten Gesellschaft setzen. Ueber die durch die Schule verschuldete Kurzsichtigkeit der Kinder hat zuerst Cohn (Breslau) eine ausgezeichnete Untersuchung über 10,000 Kinder veröffentlicht. Als Gesammtergebniß stellt sich heraus, daß unter dieser Zahl 19,1 Procent nicht normalsichtig waren, daß aber letztere Zahl sich sehr ungleich vertheilte, nämlich folgendermaßen:

in den Dorfschulen	5,2	Procent,
„ „ städtischen Elementarschulen	14,7	„
„ „ Mittelschulen	19,2	„
„ „ höheren Töchterschulen	21,9	„
„ „ Realschulen	24,1	„
„ „ Gymnasien	31,7	„

Unter 410 untersuchten Studenten fanden sich 68 Procent nicht normalsichtig. Die wirklichen Augenkrankheiten bei Seite gelassen, bleiben immer 10 Procent Kinder kurzsichtig, und zwar folgt dann jene aufsteigende Scala folgendermaßen:

Dorfschulen	1,4	Proc.	
Städtische Elementarschulen	6,7	„	Stadtschulen 15,1 Proc.
Mittelschulen	7,7	„	
Realschulen	19,7	„	
Gymnasien	26,2	„	
Studenten	60,0	„	

Es zeigt sich also hier im Großen ein regelmäßiges Anwachsen der Krankheit, im Kleinen aber auch nach den Schulclassen, wofür als Beispiel die städtischen Elementarschulen und Gymnasien angeführt werden mögen:

	VI.	V.	IV.	III.	II.	I.
Elementarschulen	—	—	2,9	4,1	9,8	9,8
Gymnasien	12,5	18,2	23,7	31,0	41,8	55,8

Die Kurzsichtigkeit ist aber nicht bloß der Ziffer nach progressiv, sondern auch dem Grade nach, der bis zur wirklichen Schwachsichtigkeit führt. Dr. Cohn hat dies in umfangreichen Tabellen nachgewiesen. Es wird dann ausführlich die Schädlichkeit der gebückten Körperhaltung für den Blutumlauf und Athmungsgang (Unterleib, Zwerchfell) auseinandergesetzt, wobei wir die Bemerkung finden, daß bei lebhafter Geistesanspannung das Athmen unvollständig ist. „So erklärt es sich, daß nach längerer gleichmäßiger Anspannung des Geistes das Bedürfniß tiefer Einathmung, bei schwachen und ermüdeten Personen die Neigung

des Gähnens, als der natürlichen Form der tiefsten Einathmung eintritt." Später folgt, nach Besprechung der Congestionen des Blutes nach dem Kopf (in Folge der gebückten Stellung), die gleich interessante Bemerkung, daß die Anspannung des Geistes nicht nur eine erhöhte Thätigkeit des Herzens, sondern auch eine Erweiterung der Schlagadern, also hierdurch erhöhtes Zuströmen des Blutes nach dem Kopf, bewirke. „Röthung des Gesichtes, der Ohren, des Auges können unmittelbare Zeichen hiervon sein, doch auch umgekehrt, Blässe des Gesichtes, welche auf einer verlängerten Zusammenziehung und Verengerung der Blutgefäße beruht." Aus diesen Congestionen kommen nun folgende Erscheinungen: 1) Kopfweh. In Genf litten mehr als 40 Procent Schüler daran (Mädchen 51, Knaben 28 Procent). In Elementarschulen leiden die Schüler der unteren, in höheren die der oberen Classen am meisten, in der Prima des Darmstädter Gymnasiums 80,8 Procent. 2) Nasenbluten. Es nimmt mit zu langem Sitzen zu und schwankt zwischen 11—22 Procent. Dieses Uebel, sowie 3) Kropf, bezeichnen viele Aerzte geradezu als „Schulübel". Ein Schweizer Arzt fand 48 Procent bei Knaben, 64 Procent bei Mädchen. In den Ferien verliert sich der sogenannte „dicke Hals" oft wieder. Die Beobachtungen hierüber sind noch mangelhaft, doch glaubt auch Virchow, daß die Schule diese Uebel begünstigt. Was die Frage der Blutcongestionen so ernst macht, ist ihr wahrscheinlicher Zusammenhang mit auftretender Unklarheit und Verwirrung, beziehungsweise Unfähigkeit des Denkens. 4) Verkrümmungen der Wirbelsäule. Auch hier werfen die meisten Fachärzte (Orthopäden) die Schuld auf die Schule, besonders in Betreff der seitlichen Verkrümmung. 5) Erkrankungen der Brusteingeweide. Scrophulose und Schwindsucht in Folge der schlechten Lüftung (Ventilation) sind die Ursachen. Man hat sogar Beweise, daß die Krankheit nach Abstellung der Uebelstände abnahm. Untersuchungen sind wenige vorhanden.

Um den grausamen Verheerungen des ewigen Sitzens zu

steuern, werden Schulbänke von allen möglichen Zeichnungen und Constructionen erfunden. Allein der Rückgrad ist noch erfinderischer in Krümmungen, als der Hobel. Und Reck und Barren, an denen man hintendrein die siechen Körper aufhängt, vermehren die Schulkrankheiten nur noch mit Satthälsen, Leisten- und Nabelbrüchen. Wenn der Kaiser Commodus einem Menschen die Füße abgeschlagen hatte, gab er ihm ein Goldstück, daß er sich wieder heilen lassen sollte. Der Schulmeister von Sadowa schleppt seine Opfer auf den Turnplatz.

Selbst das Aussehen der Nation leidet bereits durch dieses schleichende Uebel im Innern. In einem verschollenen Buche über Italien stößt der protestantische Verfasser folgenden Schmerzensschrei aus:

„Wäre ich ein Handwerksgesell, ich zöge in ein katholisches Land, um nicht in den zwanziger Jahren zu vergilben und einzutrocknen, und in den dreißigern, als Meister, eine Schaar lymphatischer, skrophulöser Halbmenschen in die Welt zu setzen. In dieser Hinsicht sind katholische Länder ein Karlsbad für stubenwelke Jammergesichter, und deßhalb steht im Süden der bloß genießenden Classe die arbeitende nicht nach an Schönheit, edlem Ausdrucke, Bedeutsamkeit des Blickes, Gleichgewicht in Körperhaltung und Bewegung, fester Hautfaser und elastischer Muskel. Die verzwickten Stubengesichter des Nordens thun, wenn man ihnen hier begegnet, dem Herzen ordentlich wehe."

„So verhält es sich in der That," schreibt Adolph Stahr 1846 von Rom aus. „Bei uns aber ist es so weit gekommen, daß gelehrte Professoren, als man ihre die Jugend leiblich und damit auch geistig ruinirende gelehrte Treibhausschulzucht angriff, ganz ernstlich behauptet haben: „„Die höhere geistige Cultur unserer Zeit erfordere das Opfer leiblicher Kraft und Gesundheit."" Hole sie dafür der Teufel sammt ihrer abstrakten Cultur, die uns nachgerade Alle zu sehr gebildeten Halbmenschen zu machen droht. Ich glaube nicht daran, daß Deutschland dazu be-

stimmt ist, eine dumpfe Werkstatt zu bleiben, wo das Jahr 365 Arbeitstage zählt, wo das Auge nichts sieht als ein Gewimmel von staubigen, gedrückten Gesichtern voll Last und Zugthierleiden, und wo Millionen sogenannter Ebenbilder Gottes sich um die Beantwortung der täglichen Brod- und Kartoffelfrage, obenein oft vergebens, abarbeiten. Wenn man aus unserem deutschen Norden und seinem Culturleben, wo das Schönste im Menschen erbarmungslos vernichtet wird auf dem scharfen Reibeisen rastloser, verheerender Geschäftigkeit — wenn man aus solchen Zuständen nach Italien kommt, und das menschlich behagliche Leben der Italiener und die vielen Festtage sieht, die ein solches Leben begleiten, so söhnt man sich aus mit dem katholischen Süden."

Freilich haben in allen Ländern die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen. Ueberall schreitet die körperliche Schwächung vor in dem Maße, als die Schulhäuser sich vergrößern und vermehren. In Frankreich lebten i. J. 1866 genau 31,968 Blinde, oder 84 von 100,000 Einwohnern, d. i. 1 auf 191; nur 15 Procent davon waren blind geboren. Im Jahre 1861 hatte die Zahl der Blinden nur 82 von 100,000 Einwohnern betragen. Eine Statistik der Brillen ist noch niemals versucht worden. Durch die Brillen würde man erst scharf und klar sehen, wie die Schule das Auge des Volkes verdirbt.

Auch in Amerika geht die Generation körperlich zurück, wo der Unverstand sie zur Zwangsarbeit der Schule verdammt. Namentlich in den Neu-England-Staaten geht es bergab. Die letzten in Boston erschienenen statistischen Berichte über die Bevölkerung von Massachussets melden, daß die Abkömmlinge der ersten Pilgrime rasch am Aussterben sind; diese Data beweisen, daß in 87 Stadtgebieten die Durchschnittszahl der Geburten der Angloamerikaner nur $1^2/_3$ für je eine Familie war, daß von diesen ein Drittheil vor dem fünften Jahre stirbt, und daß höchstens ein Kind der Familie das Mannesalter erreicht. In

den anderen nördlichen Staaten stellt sich dieses Verhältniß etwas günstiger; da indeß auch dort der Durchschnitt der Todesfälle in den angloamerikanischen Familien um 2 Procent größer als der der Geburten ist, so dürfte nach fünfzig Jahren der letzte Puritaner begraben sein. Man hat vielfach nach Gründen gesucht, um diese traurige Erscheinung zu begreifen; neuestens haben sie endlich gefunden, daß die geistige Ueberanstrengung es ist, welche den Körper umbringt. Die Bildungswuth, „welche das Gedächtniß und den Verstand auf Kosten des Herzens und den Geist auf Kosten des Leibes aufreibt, die Mädchen zu entnervten Modepuppen macht und die Knaben verhindert, sich natürlich zu entwickeln [1])".

Der Fieberparoxismus allein kann diese grellen Thatsachen verkennen. Der gesunde Menschenverstand der Alten war darüber von jeher im Klaren.

Von den Griechen, welche ihren Kindern einen langjährigen Unterricht in den Sprachen und vielen anderen Wissenschaften ertheilten, sagte der alte Cato: „Die Schüler lernen sich bei ihnen alt, damit sie ihre unnützen Künste im Reiche der Todten ausüben, und in der anderen Welt Processe führen und gewinnen können."

Wir haben schon einmal die Wenden in Sachsen als treue Bewahrer ihres nationalen Wesens kennen gelernt. So lange sie sich der deutschen Schule erwehrten, blieben sie auch körperlich gesund. Die Wenden haben eigene, sehr kriegstüchtige Regimenter im sächsischen Heere gebildet, als fleißige Arbeiter und redliche Dienstboten sind sie weit und breit gesucht und manches schwächliche Leipziger oder Dresdener Kind kommt durch eine wendische Amme zu Kraft und Gedeihen. Die Mitterfelser Bauern im bayerischen Wald, denen wir oben in's altdeutsche Gesicht geschaut haben, zählen ganz gewiß zu den zurückgebliebensten Hinter=

---

1) Allg. Ztg., 16. April 1875 aus San Francisko.

wäldlern des Landes. Einen einjährigen Freiwilligen haben sie gewiß noch niemals zu Stande gebracht; dagegen lieferte nach Schuegraf's Angabe das Landgericht Mitterfels in den Kriegsjahren von 1807 bis 1813 allein so viele Jünglinge zur Reiterei, daß sie mitsammen ein Chevauxlegersregiment gebildet haben, ungerechnet diejenigen, welche derselbe Bezirk zu der Infanterie, Artillerie und zum Train abgeben mußte [1]). Das Landgericht umfaßte damals ca. 24 Quadratmeilen mit etwa 70,000 Bewohnern. Bei der Aushebung im Elsaß anno 1872 lieferte die aufgeklärte Stadt Mühlhausen, mit ungefähr ebenso vielen Einwohnern, accurate 33 taugliche Leute [2]). Ja, selbst in der Hauptstadt Niederbayerns, in Landshut fanden sich 1870 unter 70 Militärpflichtigen aus dem Stadtbezirk nur 25 Taugliche vor.

Wie oft ist Niederbayern geschmäht, verhöhnt, ja bedrückt worden wegen seiner ungebildeten, zurückgebliebenen, angeblich rohen Bevölkerung! Tausendmal ist gesagt, geschrieben und gedruckt worden, daß gerade diese Provinz den höchsten Procentsatz analphabetischer Rekruten liefere. Allein die Statistik hätte auch andere Ziffern dargeboten, welche weniger willkommen zu sein scheinen. Der „Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern" [3]) weist z. B. nach: die wenigsten mindermäßigen Rekruten hat Niederbayern, die meisten die Pfalz, die wenigsten körperlich Untauglichen Oberbayern, die meisten das schultüchtige Oberfranken.

Wenn der Bauer in der Ausbildung des intellectuellen und sentimentalen Lebens hinter den Gebildeten zurücksteht, so übertrifft er sie jedenfalls an Nervenstärke, und das ist auch eine

---

1) Bernh. Grueber und Adalbert Müller, „Der bayerische Wald". 2. Aufl. Regensburg, G. J. Manz. 1851. S. 49.

2) Allg. Ztg., Nr. 338 vom 3. December 1872.

3) Herausg. von Dr. Karl Mayer. München, Lit.-art. Anstalt. 1868. 4 Bde.

Ueberlegenheit, es ist sogar eine geistige Superiorität. Bei der Beurtheilung unserer geistigen Zustände übersieht man gewöhnlich die Bedeutung der Nervenkraft. Das ist's ja gerade, was die alten Poeten, Maler und Bildhauer vor den modernen voraus haben, daß ihnen eine ganz andere Frische und Fülle ungebrochener Nervenkraft innewohnte, wogegen unser geläutertes kritisches Bewußtsein, unser gesteigertes Verstandes- und Gemüthsleben nicht ausreicht. Die Genialität eines Shakespeare, eines Michel Angelo, eines Händel und Sebastian Bach ruht auf dem Vollgehalt unverderbter Nervenkraft; auch bei Goethe noch erfrischt uns immer der Gedanke, welch' gesunde Nerven doch dieser Mann gehabt haben müsse, während die moderne „Genialität" gar oft nichts weiter ist, als eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems. Auch die socialen Phantastereien wurzeln nicht wenig in dem ruinirten Nervensystem unserer städtischen Bevölkerung bis zum Proletarier abwärts. Gegenüber der nervenschwachen, an der eigenen Spannkraft verzweifelnden Humanitätsnivellirung unserer socialistischen Arbeiter sagt ein alter Bauernspruch: Selbst ist der Mann! Darin liegt Nervenstärke. Unseren Vätern und Großvätern ging es in der Regel weit schlechter als uns selber, sie lebten auch in viel trostloseren Zeitläuften, aber es fiel ihnen gar nicht ein, zu verzweifeln, sie hatten noch gesunde Nerven, wie die Bauern, und schlugen sich mit Gottes Hilfe durch, wie diese. Der Bauer ist in der Regel nicht einmal so muskelstark als man glaubt, er ist mehr grobknochig, mehr schwerfällig als von besonderer Elasticität der Muskeln, aber er hat unverdorbene Nerven und darum zähe Ausdauer. Er kann es aus diesem Grunde gar nicht begreifen, warum der Städter eigentlich spazieren geht, da dieser es doch meist nur zur Erfrischung der erschlafften Nerven thut, und hält das Spazierengehen für aller Narrheiten größte, da ihm freilich die Arbeit selber Nervenstärkung ist. Wie glücklich steht er in diesem Betracht dem ausgemergelten städtischen Arbeiter gegenüber. Es ist darum gut, wenn viele nachgeborene

Bauernsöhne zum Gewerbestand übergehen, weil solchergestalt der städtischen Bevölkerung neue Nervenkraft zugeführt, die Landgemeinde selbst aber vor übermäßiger Güterzersplitterung und der damit untrennbar verbundenen, die Nerven abschwächenden Kartoffelexistenz bewahrt wird. Ein noch lebender, ausgezeichneter Jurist war als nachgeborener Bauernsohn von seinem Vater dazu bestimmt, das Metzgergewerbe zu erlernen. Da der etwas zart gebackene Junge aber kein Blut sehen konnte, so erklärte der Alte, er müsse den Buben die Rechte studiren lassen, indem derselbe zu „schlecht" sei, um etwas ordentliches zu lernen. In dieser Ansicht lag eine ganz richtige Schätzung. Denn die Nervenkraft ist des unverdorbenen gemeinen Mannes bestes Theil, sie ist der Punkt, durch welchen zumeist er den höheren Ständen geistig überlegen ist, und statt eines trefflichen Rechtsgelehrten wäre aus dem Jungen gewiß ein ganz mittelmäßiger Metzger geworden [1])

Man möchte meinen, die Schwächung der nationalen Körperkraft müsse endlich doch dem gesunden Menschenverstande zum Siege über die Manie verhelfen. Aber es ist vergebens. Gegen die Schulwuth reden, heißt Samen auf gefrorenen Boden streuen. China hat sein Opium, Deutschland hat die Schule.

1) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". S. 76 ff.

Achtes Kapitel.

Die Schule verwischt die Originalität der Geister.

„Der angebor'nen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt."
Hamlet.

Es ist viel gespottet und gelacht worden über den alten Bischof Styrum von Speyer, der zuweilen ein Fach seines Schreibtisches herausgezogen haben soll, um genau anzugeben, welcher Soldat in derselben Stunde an dem bezeichneten Thore irgend eines Städtchens seines Fürstbisthums Schildwache stehe. Seither aber ist diese Wachtstuben-Pedanterie der ganzen Nation dermaßen eingebläut worden, daß sie uns nicht mehr als lächerlich, sondern als bewunderungswürdig erscheint. In Nr. 35 der „Allg. Ztg." vom 4. Februar 1877 schreibt Julius v. Wickede: Im Kriegsministerium zu Berlin weiß man sehr genau, ob diese oder jene Schwadron vielleicht im vorigen Monat einen zufälligen Abgang von einem Pferd gehabt hat, oder ob ein Unteroffizier in der entlegensten kleinen Garnison der Monarchie gestorben ist. Als Bonaparte durch die Errichtung seiner monstrosen Universität die Wissenschaft kasernirt hatte, spotteten die Franzosen Jahrzehnte lang über deren Großmeister, der seine Uhr aus der Tasche ziehen und sagen könne: in diesem Augenblick wird in Bordeaux, wie in Rouen diese oder jene Ode des Horaz erklärt.

Selbst dieser Exceß von Wachtstuben-Pädagogik wird z. B. in Deutschland weit übertrumpft. Unsere Unterrichtsminister wissen zu jeder Stunde, nicht was in den Collegien tractirt wird,

sondern was die A B C=Schützen von Hinteröd just studiren. In Berlin brüten sie eben über einem einheitlichen Lesebuch für ganz Deutschland, und in vielen deutschen Partikularstaaten besteht ein solches ohnehin schon längst. Im October 1868 hat der hannoveranische Lehrerverein an den dortigen Provinziallandtag einen Protest gegen die ausschließliche Einführung des Flügge'schen Lesebuches gerichtet. In demselben ist gesagt: „Wenn man einerseits den ungeheuren Umfang des Schulgebietes überblickt, dem das Lesebuch dienen soll, andererseits insbesondere der Schwierigkeiten und Meinungs=Verschiedenheiten in wesentlichen didaktisch=methodischen Fragen auf dem engeren Felde des deutschen Unterrichts gedenkt, so weist die Fülle und Mannigfaltigkeit der deutschen Schullesebücher unzweifelhaft auf innerliche und berechtigte Gründe und Ursachen hin. Die Monopolisirung eines Lesebuches für die Volksschulen einer Provinz hemmt die freie Entwickelung der Schule und in einer der bedeutendsten Disciplinen die Fortbildung der Lehrer und unterwirft die formale und reale Bildung der Jugend einer Bevormundung, die mit der Entwickelung der individuellen, socialen Eigenthümlichkeiten, überhaupt mit den Culturbestrebungen unserer Zeit in schneidendem Widerspruch steht."

Das Reglement wäre also glücklich eingeführt, es fehlt auch für die Schulhäuser nur noch die Menage und die Uniform. Durch eine solche unmenschliche Centralisation wird der Mensch von der Stufe hinabgedrängt, welche er in der Welt einnimmt. Pflanzen und Thiere existiren als Gattung, das Individuum reproducirt immer wieder nur die Gattung, die individuellen Eigenschaften daran sind Nebensache. Für den Menschen aber ist das Individuelle eben so wichtig, wie das Allgemeine, und gibt in Leben und Geschichte überall den Ausschlag. Die Individualität beherrscht das ganze Wesen des Menschen, sie erzeugt das Selbstbewußtsein und bildet dadurch die Person. Alles Persönliche ist individuell, aber nicht umgekehrt, sondern Personalität ist die potenzirte Individualität. Solche Landesschulen

erzeugen keine Personen mehr, sondern gattungsmäßige Individuen oder Subjecte. Hier werden „die Massen" fabricirt, die in Politik und Literatur eine so große Rolle spielen. Für die alte organisirte Gesellschaft wäre dieses Wort erniedrigend gewesen. Unter dem Mühlsteine eines Reichslesebuches wird die organische Gliederung der Societät aus der Natur des Volksschullebens spurlos verschwinden und mit ihr jede Scheidung der Volkssitte. Die nivellirte Abtheilung der Gesellschaft, die den modernen Bildungsmenschen, den abstracten Staatsbürger in sich faßt, hat keine eigenthümliche Sitte. Es wird Zeit sein, an die Durchführung des Socialismus zu denken.

Die ungewöhnlich ausgebildete Individualisirung des Volkslebens ist von Alters her die höchste Glorie Deutschlands gewesen und hat in die deutsche Geschichte eine Originalität und eine Großartigkeit gebracht, welche mit Ausnahme der Griechen kein anderes Volk der Erde erreicht hat.

In dieser Individualisirung wurzelt die Frische unseres geistigen Schaffens, der Ameisenfleiß unseres gewerblichen Lebens, die Productivität und Vielseitigkeit unserer Kunst, jene zähe, elastische, verjüngende Kraft, welche unsere Nationalität nie ganz zerknickt werden ließ, welche wirkte, daß der deutsche Stamm, wenn er in einem Punkte gebrochen schien, in zehn anderen gleichzeitig um so gewaltiger in die Höhe strebte. Daß in dieser wechselvollen Mannigfaltigkeit die höhere Einheit nicht fehle, dafür sorgte das hl. römische Reich, dessen Lebensprincip die katholische Religion war. Als nun die Reformation den Nerv der deutschen Einheit zerrissen hatte, da starb auch das Kaiserthum ab, und Zwietracht, Zersplitterung und aller Jammer des selbstsüchtigsten Partikularismus sproßte aus der entarteten Wurzel des deutschen Volkslebens. Wie den deutschen Volksstämmen der Stempel der gesonderten Volkspersönlichkeiten schärfer eingeprägt ist, so geht auch die Sonderung der Gesellschaftsschichten der Stände bei uns noch am tiefsten.

Aber die Reformation, welche dem deutschen Fürstenthum den reichsfeindlichen Geist des Partikularismus eingehaucht hatte, hat zugleich die deutsche Schule erzeugt, d. i. das wichtigste Element zur Verwischung aller politischen und gesellschaftlichen Besonderungen. Eine Nation von Dutzenden von Stämmen, Staaten, Ständen, Zünften, und zugleich eine Nation von Schulmeistern und Schriftstellern! Dieser Conflict erzeugte die Tragödie der letzten drei Jahrhunderte. Aber der Schulmeister von Sadowa hat gesiegt: die Einzelnstaaten sind gefallen, die Zünfte sind vertilgt, die Stände sterben eben jetzt aus, an Stelle des römischen Reichs ist das deutsche Reich getreten, d. h. an Stelle der Individualität die Centralisation. Man hat gesagt: die Schöpfungen der Kunst seien die Gypsabgüsse der Volksseele. Nun denn, wir glauben, daß dieser Satz richtig sei. Die deutschen Bau- und Bildwerke bezeugen laut, wie wir aus dem individuellen Leben und Schaffen in die Centralisation geriethen und aus der eigenartigsten Nation die Kosmopoliten unter den Völkern geworden sind.

Die Lebensfülle und wunderbare Triebkraft des christlich germanischen Mittelalters manifestirte sich besonders auch in der Erzeugung eines eigenen Baustyles. Die bisherigen Formen genügten der Kraft und der Begeisterung jener Generationen nicht und sie gaben dem Steine ganz neue, originelle Gestalten, ungeahnt in der vorausgegangenen Kunstgeschichte. So lange die deutsche Nation groß, stark und einig war, baute sie ihre Denkmale auch nach deutscher Weise; aber innerhalb der Einheit des Styles brach doch wieder die farbigste Besonderung der Stämme und Städte hervor. Gothisch bauten sie an der Donau, gothisch am Rheine, gothisch an der Weser und Elbe, aber überall bauten sie gothisch nach eigener Weise und mit charakteristischen Besonderheiten, die theils in der Natur des Bodens, theils in der Natur des Stammes ihren Grund haben. Die Geschichts- und Kunstdenkmale Oberbayerns haben auch ihr specifisch oberbaye-

risches Gepräge, sie sind sinnig, gemüthvoll, phantasiereich, aber in äußeren Formen ungefügig, nachlässig, unvollkommen, ganz entsprechend dem Charakter des altbayerischen Stammes. Besonders in den Werken der Plastik zeigten unsere altbayerischen Meister einen Reichthum der Phantasie, eine Frische des Humors, eine Fülle der Symbolik und lebendigen Naturauffassung, daß wir in anderen Provinzen des Vaterlandes schwerlich das Gleiche finden. Die Massivität oberbayerischer Bauten ist aber zum großen Theile eine Folge der natürlichen Bodenbeschaffenheit: weitaus die meisten Orte konnten nur den Backstein beim Hauptbau zu ihren Bauwerken verwenden. Dieser ist aber der freien Durchbrechung und mannigfaltigen Ornamentirung wenig fähig. Daher sind die meisten gothischen Bauten in Altbayern dem Hauptwerk nach Ziegelbauten, Maurer- und nicht Steinmetzarbeit, daher massiver, gedrungener, schmuckloser, aber auch ausdauernder als die nördlichen Bauten der Art. Eine Analogie, ein geistiger Zusammenhang mit dem Volkscharakter ist hierin gar nicht zu verkennen. Uebrigens wich in Oberbayern die Gothik der von Italien her eindringenden Kunst nur langsam und nach zähem Widerstande, wie abermals der bayerische Charakter erwarten läßt. Schon in Niederbayern sind unter veränderten Verhältnissen auch die Kunstdenkmale nicht unerheblich nüancirt. Am meisten springt der Unterschied in die Augen bei Vergleichung der Martinskirche in Landshut mit U. L. Frauen-Kirche in München. Die Frauenkirche, eine Schöpfung des Münchener Bürgerthumes, ist wenig elegant, ja ein massiver, schwerfällig aufsteigender Ziegelbau, aber solid, kräftig und von gewaltigen Dimensionen. Die St. Martinskirche, begonnen bereits gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, vollendet mit ächt bayerischer Ausdauer um das Jahr 1580, ist recht der Typus und Stolz der Kunst in Niederbayern. Schon die Verhältnisse setzen in Erstaunen. Die Länge des Baues beträgt 315′, die Breite 83′, die Höhe sammt Dachstuhl 163′. Die Chorfenster messen 64′.

Die ungeheuer hohen einfachen Achteckspfeiler, die das Sterngurtengewölbe der dreischiffigen Hallenkirche tragen, haben nur 3′ im Durchmesser, und suchen daher an Höhe und Schlankheit ihres Gleichen. Und endlich der Thurm, der 454 bayerische Fuß zum Himmel empor steigt! Fast möchte man sagen, die niederbayerische Keckheit und Streitlust sei da auch im Steinmetzen durchgebrochen. Es ist ihm nicht so fast zu thun um Entfaltung eines feinen Geschmackes und Schaffung reicher, harmonischer Formen, als um Kühnheit der Constructionen, um Offenbarung seiner unglaublichen Fertigkeit in Führung des Zirkels. Er scheint in jedem Augenblicke, gleich dem Baumeister des Berner Münsters jedem Rivalen die kecke Herausforderung hinzuwerfen: Mach's nach! So hat nun ein und der nämliche Volksstamm unter verschiedenen Verhältnissen auch seine Besonderheiten entwickelt und zum monumentalen Ausdruck gebracht, noch mehr individualisirt sich die Kunst bei verschiedenen Stämmen.

Die beiden bedeutendsten Kirchen im bayerischen Schwaben aus der Glanzzeit der deutschen Bauweise, der Chorbau des Domes von Augsburg und die Kirche von Kaisheim haben beide die französische Kapellenanlage um den Chor. Man sieht, wir nähern uns dem Westen. Was sich erhalten hat von plastischen Gebilden im bayerischen Schwaben, hat das Gepräge des allgemeinen schwäbischen Charakters, es ist mehr weich als kräftig, aber sinnig, gemüthvoll und naiv. Besonders die Bildwerke des vierzehnten Jahrhunderts tragen diese Milde, diesen Reiz weiblicher Frömmigkeit an sich. Sehr charakteristisch sind die schwäbischen Malereien. In den Städten wirkte eine große Fülle von Malern, wie die Bürger- und Zunftbücher des Mittelalters bezeugen. Das Eigenthümliche dieser schäbischen Maler ist, daß sie feineren Geschmack, Sinn für natürliche, anmuthige Formen haben, alles Rohe und Gemeine vermeiden, ebenso alles Eckige und Gebrochene im Faltenwurf. Ihre Färbung ist dunkler, harmonischer, kühler als bei den Bayern, die Zeichnung dagegen

weniger gut, verschwommen; Alles ist malerisch und gemüthlich aufgefaßt.

Wie nun die Schwaben den Gebilden der Kunst ihre Gemüthlichkeit eingehaucht haben, so haben nicht minder die Franken die Originalität von Land und Leuten zum plastischen Ausdrucke gebracht. Einerseits lag hier der treffliche Sandstein in großer Nähe vor, der so leicht ornamentale Bearbeitung zuläßt, anderseits ist der Sinn des Volksstammes der Franken auf das Glänzende, Prächtige, Reichverzierte gerichtet; daher der Hang fränkischer Kunst zu reicher Anlage und üppiger Ornamentation. Als Repräsentant dieser Kunst kann der Dom in Bamberg gelten, ein Prachtbau mit zwei Chören, der zwar nicht durch seine Größenverhältnisse, aber durch seine Eleganz, Reinheit und Harmonie zu den schönsten Schöpfungen christlicher Kunst gehört. Ein Charakteristicum mittelalterlicher Bildwerke in Franken ist, daß die meisten Werke der Skulptur aus Holz und Stein in das Gewand der reichsten Farbenfassung gehüllt sind. Man that dies, um den Bildwerken mehr Leben, Pracht und Frische zu geben.

Die verschieden gearteten Bodenverhältnisse und die Besonderheiten des Stammescharakters haben also der deutschen Kunst innerhalb der Einheit eines allgemeinen deutschen Styles eine Mannigfaltigkeit der Formen und Originalität der Technik gegeben, die nur in den Variationen der Pflanzenwelt unter verschiedenen Himmelsstrichen ein Analogon findet. Und in dieser Individualisirung und Mannigfaltigkeit der Kunst wurzelt ihr reiches Leben, ihre ewige Jugend. Die Seele der Kunst ist die Aesthetik, die Aesthetik aber ist Tag und Nacht darauf bedacht, die Uniformität möglichst zu brechen und der Mannigfaltigkeit das Feld zu gewinnen.

Nach diesen Andeutungen liegt es auf flacher Hand, daß unsere Kunstschulen die rechten Siechenhäuser volksthümlicher Kunst sind. Bleiben wir bei den bayerischen Verhältnissen stehen, die

wohl überall in Deutschland leicht ein Analogon finden! Die jetzigen Grenzen Bayerns umschließen Bayern, Franken und Schwaben. In München ist die Kunstschule; hier werden die Architekten, Bildhauer und Maler für das ganze Königreich präparirt; sie ziehen Alle die gleichen Striche und lernen Alle die gleichen Sprüche, Bayern, Franken und Schwaben. Wenn sie dann heimkehren von der Akademie mit vollgepfropfter Mappe, dann ist zwischen ihnen nur der Unterschied, daß der Eine ostwärts und der Andere westwärts zieht, wie einst Abraham und Loth. Kommen sie in den Fall, Kirchen bauen zu müssen, so greifen sie zur Mappe, ziehen ihren Normalplan hervor und nun baut der Architekt an der Rhön genau so, wie der Architekt im bayerischen Wald, so daß der Mann aus dem Walde, wenn er einmal nach Fulda reist und dort oben plötzlich einen Zwillingsbruder seines heimathlichen Kirchthurms findet, unwillkürlich frägt, ob dieser Thurm hier gebaut worden sei. Daher diese Allerweltsphysiognomie moderner Bauten: ein Bahnhof wie der andere, ein Wärterhäuschen wie das andere, wer eines gesehen hat, der weiß sie alle auswendig; sie unterscheiden sich nur wie die Nasen: es gibt große, kleine, dicke, dünne, lange, breite, schmale, enge, krumme und gerade. Von einem volksthümlichen Charakter der Kunst kann da gar keine Rede mehr sein, diese Bauten passen vielfach nicht einmal zu den sie umgebenden Bäumen, geschweige zu den umwohnenden Leuten, und der Schiffer kann nicht froher sein, wenn er Land erblickt, als eine reisende Landratte ist, wenn sie vom Fenster des Waggons aus wieder einen alten Kirchthurm aus einem saftigen Gebüsche hervorlugen sieht. Wer recht augenfällig sich überzeugen will, wie die Schule alle Kunst verfälscht, der reise nach München und gehe durch die neue Maximiliansstraße, dort ist die höchste Trostlosigkeit schulgerechter Kunst zu schauen.

Die alten Bauhütten können zwar nicht wieder hergestellt werden, aber sie sind ein Fingerzeig der Natur, wie die Kunst

zu pflegen sei. Sie wurden nämlich nicht auf obrigkeitlichen Befehl angelegt, sondern sie haben sich überall dort gebildet, wo Reichthum, Material und Kunstsinn vorhanden war, sie haben geschaffen nach localen Verhältnissen und Traditionen, und je nachdem der Genius im Innern sie trieb. Die alten Meister wurden nicht in einer staatlichen Kunstschule kosmopolitisch präparirt, sondern sie bildeten sich aus natürlichen Verhältnissen heraus und darum blieben sie sich auch selber treu. Wenn wir heute irgendwo ein altdeutsches Bild finden, so ist es mit einiger Erfahrung leicht zu sagen, ob es aus Augsburg, Landshut, Nürnberg oder Cöln stamme; wenn sie aber nach drei oder vier Jahrhunderten irgend welchen Torso von einem heutigen Künstler ausgraben, dann werden Zwei miteinander raufen: der Eine wird sagen, es ist eine Antike, der Andere, es ist ein Canova. Die alten Bauhütten waren durchaus nicht kastenartig abgeschlossen: man hat die Meister von Regensburg nach Nürnberg berufen und von Freiburg nach Augsburg, auf diese Weise wurde die nöthige Einheit nationaler Kunst erhalten, ohne Aufhebung provinzieller Besonderung; denn einerseits berief man nur gleichgestimmte Männer, anderseits ist ein volksthümlicher Künstler kein Pedant, da die Pedanterie ausschließlich Produkt der Schule ist. Unsere Schulen sind kosmopolitisch bei aller Deutschthümelei, und die Kunstschulen sind es erst recht; so lange also die Kunst in die Schule gehen muß, wird man mit Recht von einer deutschen Kunst nicht mehr sprechen können.

Die Kunstdenkmäler sind der Abguß der Volksseele, und eine solch zerfahrene Kunst wie die moderne kann nur auf dem Boden einer zerfahrenen Gesellschaft wachsen. Unsere Kunstschulen haben zur nothwendigen Voraussetzung die moderne Volksschule. Hier werden die Kinder gezwungen, tausenderlei Fremdartiges in sich aufzunehmen und die eigenen Anlagen zu unterdrücken. Unsere Schulkinder wissen von den Pyramiden und von der chinesischen Mauer mehr, als von ihrer Dorfkirche und von der

Burgruine auf dem heimathlichen Schloßberg. Unsere Ahnen haben Alles eigenartig geschaffen, unsere Zeitgenossen äffen Alles nach. Als das sociale Leben noch gesund durch die Adern der Nation rollte, da assimilirten die Deutschen alles Fremde der eigenartigen Natur. Sie schufen ein eigenes Recht im Franken- und Schwabenspiegel, eine eigene Kunst, die Gothik, bauten die bürgerliche Gesellschaft nach dem ganz neuen Princip des Feudalismus, verschmähten sogar das römische Alphabet und schufen sich einzig und allein in Europa eine eigene Schrift. Sie gaben den klassischen Versbau auf und führten den Reim ein. Poesie, Sitte und Sage, Waffen und Tracht, Alles erzeugten sie aus eigenem Wesen und nach eigener Art. Die Kraft der Originalität in unseren Vätern war so groß, daß sie alles Fremde ohne Weiteres in den Bann der eigenen Art zwangen. Sogar Gott Vater mußte sich germanisiren lassen. Gott dem Vater setzten die mittelalterlichen Bildhauer die römische Kaiserkrone auf, Christus dem Herrn die deutsche Königskrone. Auch Reichsapfel und Scepter fehlen nicht in den göttlichen Händen. Der heil. Jungfrau haben die klösterlichen Künstler des Mittelalters ganz ungenirt Wimpel und Weyhel angethan. In der Ritterzeit haben sie den Heiland frischweg als Ritter gemalt; zu Schneeberg im Erzgebirg bohrt er heute noch in voller Waffenrüstung dem Teufel eine Lanze in den Rachen. Auf dem berühmten Dombilde des Meisters Stephan in Köln erscheinen die heil. drei Känige ganz in der Rittertracht jener Zeit mit Sammetwamms, goldenem Speere und dergl. Ein solches Selbstbewußtsein beseelte jene Zeit und eine solch unfehlbare Ueberzeugung des eigenen Werthes wohnte unseren Vätern inne.

Ja selbst später, als der neue Sündenfall der Rennaissance bereits geschehen war, wollte sich der Originalitätstrieb in den abendländischen Völkern, insbesonders im deutschen Volke nicht ersticken lassen. Riehl macht über die Roccoco-Zeit folgende geistreiche Bemerkungen: „Die Neu-Romantiker, die doch allen

literarischen Ueberlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts auf's entschiedenste den Krieg erklären, schwelgen trotzdem förmlich in Stoffen aus jener Zeit; die Herren in der Perrücke sind ihre dankbarsten Helden geworden, und nicht bloß in den Romanen, auch im Leben glauben wir unsere Salons nicht moderner schmücken zu können, als wenn wir sie mit dem Schnörkelwerk der Perrückenzeit möbliren. Diese Fascination, welche der Zopf auf den Geschmack ausübt, entspringt seinem kecken Trotze gegen jede Schulmäßigkeit und allen akademischen Regelzwang. Es ist die subjective Willkür, die hier waltet, der Geist der originellen, grillenhaften Charaktere. Diese freie Laune der Roccoco-Zeit dünkt uns frisch wie die Natur, gegenüber der glattgeschorenen Monotonie unserer modernen Zustände, die gar nicht mehr gestatten, daß Einer ein rechter Narr sei, und darum schon keine grellen Romanfiguren mehr aufkommen lassen, wie das achtzehnte Jahrhundert seinerseits schon keinen rechten dramatischen Charakter mehr hervorbrachte. Wenn Rousseau, sobald der Geist der Grobheit über ihn gekommen ist, aller Welt die genialsten Sottisen sagt, wenn der Bauer und Dichter Robert Burns, ein „riesenmäßig ursprünglicher Mensch", wie Thomas Carlyle ihn nennt, plötzlich unter den Drahtpuppen und Possenspielern des achtzehnten Jahrhunderts auftritt und mit seiner derben, einfachen Natur wie ein Wunder in den Edingburger Salons angestaunt wird, dann ergötzen auch wir uns an der Naturkraft, die in den Gebilden des Zopfes steckt. So muß selbst der Kunsthistoriker, der sich empört über den Vandalismus jener Zeit, die mit hoffärtigem Unverstand die Denkmale des Mittelalters zertrümmerte, doch zugleich das Selbstbewußtsein bewundern, das aus diesem Vandalismus spricht, den Trotz auf die Weisheit des eigenen Zeitalters, der alles Bildsame keck nach dem eigenen Geschmack ummodelte, weil er fest überzeugt war, daß dieser Geschmack der allein wahre sei. Das ist ein merkwürdiges Zeichen von Kraftbewußtsein und Lebensfülle, das mitten aus dem kranken Dasein

einer niedergehenden Zeit hervorbrach. Um diesen festen Glauben an sich selbst, um diese tolle Originalitätssucht des Zopfes können wir jene Zeit schier beneiden. Wir zweifeln stark an der Vortrefflichkeit unserer Entwickelung, während in den Tagen jener alten Zöpfe Niemand zweifelte, daß er im goldenen Zeitalter von Kunst und Wissenschaft lebe[1]).

Der Einwand liegt nahe, der historische Sinn unserer Tage sei doch ein offenbarer Fortschritt gegenüber den geschilderten barbarischen Anachronismen. Allein dieser historische Sinn ist meistentheils nichts als impotente Nachäfferei. Das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hatte doch wenigsteus den Muth der Kunstbarbarei, die antiken Gestalten ganz nach seinem Geschmack zu travestiren. Dadurch kam Wahrheit in die Lüge, wie ja überhaupt die ästhetische Unwahrheit der ächten alten Zopfzeit ganz naiv sich selbst betrog und dadurch ähnlich ist jenen Lügen, die ein Erzähler den Anderen so lange auftischt, bis auch er zuletzt daran glaubt und sich selber mit anlügt. Wenn die alte Zopfzeit ihre römischen Helden und Heldinen mit Perrücken und Reifröcken bekleidete, so gehörte Naivität dazu und Courage, ein übermüthiges Selbstbewußtsein, eine triebfähige Originalität und eine helle Freude am eigenen Rock. Als aber nach dem achtzehnten Brümaire mit dem alten Cäsarenthum auch die antike Kunst wieder Mode werden sollte, da schämten sich die Hofdamen ihres eigenen Rockes und warfen ein Ding wie eine griechische Tunika um, ja vornehme Frauen gingen barfuß und mit Sandalen auf die Straße, steckten aber als zeitgemäße Verbesserungen der Antike kostbare Ringe an die Zehen.

Unsere Kunstkritiker behaupten zwar, daß wir jetzt wieder zu gesünderen Zuständen gekommen seien, allein gerade das Gegentheil ist wahr. Der historische Sinn und die archäologische

---

1) Vgl. W. H. Riehl, „Culturstudien aus drei Jahrhunderten". Volksausgabe, Stuttgart, Cotta 1862. S. 136 ff.

Wahrheit, dessen sie sich rühmen, besteht zumeist nur in einem römischen Adler oder einer attischen Eule, die sie beisetzen als Entschuldigung für die schändlichen Nuditäten ihrer Darstellungen. Diese archäologischen Embleme und historischen Anklänge sind die Polizeikarten für die Damen Kaulbach's, Makart's und Consorten. Im Grunde aber fehlt unserer Zeit jeglicher Ansatz zur Originalität in Kunst und Literatur. Es ist eine Allerweltsnachbildnerei in allen Stylarten und in keiner ächt.

Noch Rubens hat kraft eigener Machtvollkommenheit das antike Ideal der schönen Menschengestalt breit und rund gemacht, weil die derben Flamänder, unter denen er lebte, auch breit und rund waren. Es war noch Natur und originelle Kraft in dem Manne. Auch die Künstler der napoleonischen Epoche stylisirten noch; aber ihre Inspiration floß nicht mehr aus der Natur, sondern aus der Manier. Sie glaubten die Statue des Kaisers griechisch zu stylisiren, indem sie dem untersetzten kleinen Manne möglichst lange Beine gaben, als wäre seine Hauptstärke das Laufen gewesen. Die kurzen Beine gehören zu den Erbstücken der Familie Bonaparte: fangen lassen sie sich, aber davonlaufen können sie nicht.

Als es galt, dem General Desaix ein Standbild zu errichten, stellte der Künstler den Mann, der eben noch unter seinen Zeitgenossen gewandelt war, den Augen derselben pudelnackt dar. Nachdem die Pariser Straßenwelt sich hinlänglich an dem nackten General skandilisirt hatte, zerbrachen sich die Techniker den Kopf darüber, wie man dem Erzbilde nachträglich einen Mantel umthun könne. Als aber ein halbes Jahrhundert später auf der Schloßbrücke zu Berlin jene schamlosen Figuren aufgestellt wurden, die noch dort stehen, war der „historische Sinn" wenigstens in Berlin schon so weit entwickelt, daß die deutschen Techniker mit jener posthumen Frage unbehelliget blieben.

Und auf diesem Punkte stehen wir. Nicht bloß in der Philosophie, auch in der Kunst sind wir bei der Nacktheit, beim

Nichts angekommen. Der kosmopolitische Frack, die Vatermörder, der Cylinderhut sind für die Kunst unassimilirbar. Die Blouse kleidet schon wieder besser. Vielleicht wird die neue Barbarei des Socialismus auch wieder einen originellen Trieb offenbaren. Denn wie die Natur, so hat auch die Barbarei den Muth der Eigenartigkeit. Die Mohren in Afrika streichen ihre Götzen, oder wenn sie getauft sind, ihre Crucifixe franchement schwarz an, den Teufel hingegen weiß. An einer Ecke des Münzgebäudes zu Berlin sitzt die alte Göttin Athene — mit einer Pickelhaube auf dem Kopfe. Das ist ein trostreiches Symptom eines neuen originellen Zeitalters der Kunst. Aber erst für die Zukunft! Einstweilen sitzt der deutsche Kunsttrieb vis-à-vis de rien.

Wir haben das Erlöschen aller originellen Anlagen in der deutschen Volksseele an der Kunst demonstrirt, weil sie hier am Augenfälligsten ist. Aber diese Haltlosigkeit der Kunst hat zur nothwendigen Voraussetzung die Zerfahrenheit der Literatur und den Kosmopolitismus der Schule. Unsere ganze „allgemein menschliche Bildung“ basirt auf den Classikern, auf Schiller, Goethe, Winkelmann, Lessing. Die Classiker aber führen diesen Namen, weil sie Stoff, Form und Motiv dem classischen Heidenthum entlehnten, im Gegensatz zu den Romantikern, welche an das christliche Mittelalter anknüpfen wollten. In der Literatur hat das antike Heidenthum gesiegt, dem Volke ist es fremd geblieben, dadurch bekam die ganze geistige Production der Neuzeit den Bastarden-Charakter — und Bastarde sind impotent. Aus unserer nationalen Bildung, ja aus dem ganzen europäischen Culturleben ist alle Originalität verschwunden.

Alle sogenannten deutschen Classiker sind Kosmopoliten gewesen. Shakespeare hat seine Holofernes, Balthasar, Brutus, Theseus und Ferdinand national-englisch drapirt. Ihn trieb eine eigenartige Natur. Die gegenwärtige Literatur aber gleicht auf's Haar den Frauen-Moden. Cotillon, Crinoline, Fischu stammen aus Frankreich, die Joppe aus Tyrol, Baschlik wahr-

scheinlich aus Griechenland, Frisur à la Giraffe aus Afrika. Der Roman kam aus Frankreich, Sestinen und Romanzen aus Spanien, die Stanzen aus Italien, die Oden aus Rom, die Ghaselen aus Persien. Oder wahrscheinlich stammen sie Alle miteinander, Cotillons, Sonetts, Madrigals, Chignons, Stanzen und Balladen aus Paris. Etwas Eigenartiges, etwas originell Deutsches ist an Allen miteinander nicht. Unsere Jugend liest mit gleicher Gier Walter Skott, Bulwer, Cervantes, Eugen Sue, Hackländer und Turgenew. Es ist ein Allerlei, ein Hachis, ein Potpourri, aber es ist nichts Originales.

Wer über ein Unglück verrückt ist, sieht immer das entgegengesetzte Glück. So ist das Haschen nach Originalität unter den modernen Schriftstellern zu einer wahren Manie geworden. Darum plündern sie ja eben alle Zonen, um Neues, um Nochnichtdagewesenes offeriren zu können. Man kann von unseren Literaten sagen, was der Oberpfälzer von der Gais behauptet: „Alle Biß' ein anderes Laub." In Berlin sagen sie feiner: „Jedes Thierchen sein Manierchen." Diese Zerfahrenheit, dieses Ausgelaugtsein der Geister dringt aber bei allen Nationen nur so tief hinab, als die „Bildung" eingesickert ist, d. h. als der Einfluß der Schule reicht. Der ächte Bauer hat noch seine eigene Sprache, Sitte, Kost, sein eigenes Lied und seine eigene Tracht. Und mit seiner Originalität hängt sein mächtiges Selbstgefühl zusammen, sein stolzes Bewußtsein eigener Geltung. Der unverfälschte Bauer schämt sich nicht, ein Bauer zu sein, er maskirt seinen Stand nicht mit dem „Civilrock"; es liegt ihm im Gegentheil viel näher, den modern gekleideten Mann als Schreiber und Schneider zu verachten. An einigen Orten in Frankreich und in Deutschland schmückt das Landvolk seine Schutzheiligen mit Bauernkleidern. Und wie die Mendicanten den Muth hatten, den Bettelsack auf den Schultern des heil. Felix auf den Altar zu stellen, wie man heute noch ein gewaltiges Exemplar in der Simultankirche zu Weiden an der bayerischen

Ostbahn sehen kann, so hält der Bauer seinen Rock für das kostbarste Staatskleid, selbst für St. Isidor, St. Wendelin und St. Nothburga.

Das „allgemeine Landes-Lehr- und Lesebuch" wird mit diesen Resten originellen Volksthums bald aufgeräumt haben. Das aber wird der Anfang vom Ende sein. Denn die individuelle Durchbildung des Charakters der einzelnen Volkskreise ist eine Bürgschaft für die Lebensfähigkeit der gesammten Nation. Das Volksleben eines jeden Gaues entwickelt sich nach seinen eigenthümlichen Anlagen und Existenzbedingungen, und anstatt das süddeutsche Volksthum mit seinen vorwiegend künstlerischen Instincten mit manchen in intellectueller Richtung vielleicht besser geschulmeisterten Volksgruppen des deutschen Nordens an ein Joch zu knebeln, sollten wir vielmehr froh sein, verschiedene Bildungsformen nebeneinander zu besitzen.

Die Schule sollte die Individualität der Bauern schonen. Unsere Lehrerbildungsanstalten reißen aber den Zögling, der doch meist ein Bauernjunge ist, künstlich aus dem Stande heraus, in den sie ihn eigentlich erst recht einführen sollten. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erzeugniß des nivellirenden Liberalismus. Ohne Schatten kein Licht, ohne Thal kein Berg. Je tiefer vielmehr die Bildung in das allgemeine Volk geht, um so mannigfaltiger spaltet, gliedert, individualisirt sie sich. Die großen Wurzeln verästeln sich in der Tiefe. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauern in seiner historischen Eigenart verwirklichen zu helfen. Wenn die Schullehrer klagen, daß sie in ihrem Dorfe keine Umgebung finden, mit der sie „auf ihrem Bildungsstandpunkte" verkehren könnten, so ist das ein sicheres Zeichen, daß ihr Bildungsstandpunkt ein verkehrter ist. Und verheerend und verkehrend sind dann auch die Wirkungen einer solchen Schule. Das Volkslied, die Poesie der Stämme, die Symbolik der Natio-

nalgebräuche, alle Originalität stirbt dahin. An die Stelle der Natur aber rückt nicht die Cultur ein, sondern die Barbarei. Betrachten wir die Umwohner größerer Städte, die nicht Fisch sind und nicht Fleisch, nicht Bauern und nicht Bürger, so muß jeden denkenden Mann die Barbarei dieses Volkes oft in tiefster Seele verletzen. Da findet man, nachdem der gesunde Kern des volksthümlichen Lebens längst verloren gegangen ist, die Barbarei der Bauernbildung, welcher Alles abhanden gekommen ist, was den Menschen liebenswürdig und heilbringend für die Gesellschaft macht. Von Religion in der Regel nur geringe Spuren; darin Zeitungslectüre schmutzigster Art, worin aller gesunde Verstand, alle natürliche Einbildungskraft, alle naive Gefühlsreinheit, jede originelle Anlage vertrocknet ist. Der Tannenwald ist abgetrieben, das Gestrüpp der Brombeerstauden überwuchert die Stöcke. Das Dorf ist im See versunken, nur Dichter und Schwärmer hören noch zur Nachtzeit das Glockengeläute.

Neuntes Kapitel.

Die Schule reducirt auch die Kräfte des Geistes.

„Doch, es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht."

Schiller.

Leib und Seele gehören zusammen wie Roß und Reiter. Eines kann das Andere zu Grunde richten, in der Regel aber theilen beide das gleiche Schicksal. Wie mit fortschreitender Cultur die Leibeskräfte der Völker zurückgehen, so nehmen langsam und unvermerkt auch die Kräfte des Geistes ab. Der Zusammenhang zwischen Leib und Seele ist ein höchst inniger und reicht bis in die höchsten Erscheinungen des Geistes hinein, obschon er im Einzelnen nur selten nachgewiesen werden kann. Daraus folgt keineswegs, daß das Geistige mit dem Leiblichen identisch oder gar nur ein Product desselben sei, wie man jetzt mit so großem Eclat behaupten will, obschon es doch nur eine Auffrischung altbekannter Plattheiten ist.

Das Pferd kann den Reiter abwerfen, und schon mancher Reiter hat sein Pferd zu Schanden geritten. Manch ein Mann hat seinen Geist durch Ausschweifungen ruinirt, hingegen haben sich Andere zu Tode studirt. Es kann ja vorkommen, daß die geistigen Funktionen in höchster Kraft stehen, wo das physische Leben bereits dem Erlöschen naht; das normale Verhältniß aber wird dort bestehen, wo ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe lebt. Die Uebung macht hier wie dort den Meister. Arbeit stärkt und stählt den Leib, Ueberarbeitung zerstört ihn. Wenn

Bewegung in freier Luft unter allen Umständen gesund wäre, dann müßten die Postpferde sehr langlebig sein. Uebung stärkt und stählt auch den Geist; Uebermüdung aber ruinirt Leib und Seele. Die Frohnarbeit in den Fabriken bringt die Nationen körperlich herab, degenerirt die Race; ganz dieselbe Wirkung übt die moderne Schule auf die Geister. Nach dieser Seite klappt der Vergleich zwischen Fabrik und Schule wirklich vortrefflich. M. Cousin bezeichnet das Ideal der Schule, die Schule der Zukunft, als eine „Fabrik großer Männer[1])". Ja, es ist Fabrikarbeit, bei der sich auch die Arbeiter ruiniren.

Es gibt keine Riesen mehr, weder dem Leibe noch dem Geiste nach. Immerhin bringen es Einzelne noch zu nennenswerther Größe. Im Herbste 1874 sind zwei deutsche Sprachgelehrte zu Grabe getragen worden, von denen Jeder eine eigenartige Erscheinung in seiner Wissenschaft gewesen ist. Denn während der Eine, Hans Konon von der Gabelenz, eine Unzahl von Hilfsbüchern zur Erklärung der unbekanntesten Sprachen unermüdlich schuf, sammelte der Andere, Fr. Xaver Richter, ebenso emsig verschiedene Lehrmittel, um sich zahllose Sprachen persönlich anzueignen. Gabelenz hat wohl ein halbes Hundert grammatikalischer Schriften verfaßt und sicherlich achtzig Sprachen verstanden; Richter hat sechsundsiebenzig Grammatiken verschiedener Sprachen besessen und sie auch sämmtlich ausgelernt. Dreiundzwanzig Sprachen hat er gesprochen, die übrigen gelesen und verstanden. Fr. Xaver Richter war katholischer Priester und lebte als Chor-Vikar am Collegiatstift St. Cajetan in München. Wenn in den Hotels der Hauptstadt, oder auch bei Hofe irgend ein Reisender aus Vandiemensland, Ceylon oder Yukatan eintraf, der alle sprachkundigen Kellner und Dollmetscher zur Verzweiflung brachte, so holten sie Hrn. Vikar Richter herbei, der sich mit dem

---

1) In seinem Mémoire sur l'instruction secondaire dans le royaume de Prusse. 2. Aufl. 1837. II. 341.

Gegenfüßler alsbald verständigte. Nicht minder bemerkenswerth als diese wunderbaren Sprachkenntnisse ist auch der Umstand, daß dieser Mann unter der „Nation der Denker" es bis zum Vikar brachte. Kein fremder Fürst, keine Universität, keine Akademie hat ihn geehrt.

Der im Jahre 1849 zu Rom verstorbene Cardinal Gasparo Giuseppe Mezzofanti verstand zweiundfünfzig Sprachen, von denen er die meisten sogar geläufig sprach, außerdem beherrschte er auch zwanzig, zum Theil sehr abweichende Dialecte bekannter Sprachen, so daß die Ziffer der ihm geläufigen Idiome siebenzig weit überstieg.

Theodor Agrippa d'Aubigne, Ritter und Stallmeister Königs Heinrich IV., ein Mann, der gar nicht für die Wissenschaften erzogen worden und nicht lesen und schreiben, sondern fechten und reiten sollte, erzählt in seinen nicht für den Druck, sondern für seine Kinder geschriebenen Memoiren: „Kaum hatte ich das vierte Jahr meines Alters zurückgelegt, so gab mir mein Vater einen Lehrmeister, Jean Cottin, einen lieblosen, trotzigen Mann, der mich aber im Französischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen zugleich und so gut unterrichtete, daß ich in meinem sechsten Jahre diese vier Sprachen ziemlich gut lesen konnte. Da ich sieben und ein halb Jahre alt war, übersetzte ich den Crito des Plato, weil mir mein Vater versprach, diese Uebersetzung drucken zu lassen, mit meinem jugendlichen Bildniß vor dem Buche. Als ich dreizehn Jahre alt war, schickte mich mein Vormund nach Genf. Damals las ich die Rabbinen geläufig ohne Punkte, ich las sie, sowie auch das Griechische und Lateinische in französischer Uebersetzung vor, ohne den Text vorher vorzulesen, und doch wurde ich zu Genf wieder in's Collegium gethan, weil ich einige Dialecte des Pindar nicht gut erklärt hatte[1])."

---

1) J. Gottfr. v. Herder's, Sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta 1828. X. Th. S. 28.

Ebenso talentirt war der berühmte Dr. Johann Eck, der Ingolstädter Professor, welcher den Dr. Martin Luther auf der Disputation zu Leipzig 1519 besiegte. In seinem neunten Lebensjahre wurde der Knabe seinem Oheime Martin Maier, Pfarrer in Rottenburg am Neckar, zur Erziehung übergeben. Die Art und Weise seines Unterrichts im Pfarrhofe erzählt er selbst, wie folgt: „Nachdem ich die Anfangsgründe gelernt hatte, wurde mir Cato erklärt nebst dem idioma von Paul Schneevogel, Aesop's Fabeln, den Lustspielen Aretin's, den Elegien Alda's und Seneca's Abhandlung de virtutibus, dann die Briefe Gasparin's, der Josephinus des Gerson, die Bibel in den Prologen, Boëthius de disciplina, Seneca ad Lucilium, der ganze Terenz, die ersten sechs Bücher der Aeneide, Boëthius über den Trost der Philosophie; ich wurde auch in den fünf Abhandlungen der Dialectik Isidor's geübt. Nachmittags las der Oheim mit mir die Bücher Mosis, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte. Ich las auch über die vier letzten Dinge, über die Seelen, einen Theil der Reden Augustin's ad haeremitas, den Augustin von Ancona über die Macht der Kirche, und eine Anleitung das Jus zu hören, die vier Abschnitte des dritten Buches der Decretalien mit den Glossen. Die Regeln des Rechts nach Panormitanus lernte ich in alphabetischer Ordnung auswendig. Ueberdies habe ich in der Schule die Bukolika Virgil's, Theodul und den sechsten Tractat Isidor's gehört. Die Hilfspriester meines Oheims erklärten mir die Evangelien, Cicero's Abhandlung über die Freundschaft, Basilius' Anleitung zum Studiren und den Homer über den trojanischen Krieg. Aus eigenem Antriebe habe ich die ganze Historia Lombardica, den Glaubensschild und sehr viele lateinische und deutsche Bücher durchgelesen, wiewohl damals noch keine schönen Studien in Blüthe waren." In seinem zehnten Lebensjahre wußte er bereits die ganze heil. Schrift auswendig[1]).

1) Dr. Theodor Wiedemann's, Dr. Johann Eck. Regensburg, Fr. Pustet 1865. S. 4 u. 5.

Das eben hat ihm ja auf der Disputation zu Leipzig den Sieg über die Reformatoren verschafft: Luther und Karlstadt mußten sich herumquälen, ihre Belegstellen in den Büchern nachzuschlagen; Dr. Eck wußte sie Alle auswendig.

Das sind gewiß merkwürdige Beispiele von enormen Geisteskräften aus neuerer Zeit. Gleichwohl halten sie den Vergleich nicht aus mit dem, was aus alter Zeit hierüber berichtet wird. Der Perser-König Cyrus kannte von seinen dreißigtausend Soldaten jeden persönlich und konnte jeden bei seinem rechten Namen rufen[1]). Lucius Scipio, genannt der Asiate, kannte und nannte ebenso alle Bürger von Rom. Cyneas, der Gesandte des Pyrrhus an die Römer, konnte schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes in Rom alle Senatoren und Patrizier mit Namen nennen und ihre Namen auswendig hersagen. Mithridates der Große sprach die zweiundzwanzig Sprachen der ihm unterworfenen Völker. Um den Vergleich dieses Mannes mit Mezzofanti richtig zu stellen, muß man sich gegenwärtig halten, daß der König von Pontus niemals in die Schule gegangen, niemals ein Buch gelesen, wohl aber sein Leben lang schwere Kriege geführt hat. Charmides, ein gelehrter Grieche, sagte aus allen Büchern, die in der ganzen Bibliothek standen, auswendig her, was man nur wissen wollte, wenn er es auch in seinem Leben nur ein einzigesmal überlesen hatte; mit anderen Worten: er wußte die ganze Bibliothek auswendig. Lucius Seneca, der berühmte Philosoph, ließ sich zweitausend beliebige Namen vorsagen. Wenn der Vorleser fertig war, wiederholte sie Seneca auswendig in derselben Ordnung, wie sie ihm vorgesprochen worden waren. Einst waren zweihundert junge Leute beisammen,

1) Die Belegstellen für dieses und die folgenden Beispiele, sowie noch einige weitere Exempel dieser Art stehen in H. J. Chr. Grimmelshausen, Simplicianische Schriften, herausgeg. von Hr. Kurz. Leipzig, J. J. Weber 1863. II. 8. Besonders interessant sind die Anmerkungen dazu von Hr. Kurz.

von denen jeder einen Vers citirte. Als sie geendet hatten, wiederholte Seneca diese Verse vom letzten bis zum ersten genau in der Reihenfolge, wie die Schüler sie vorgesagt hatten. Themistokles lernte die persische Sprache in einem Jahre und kannte die Namen aller seiner Mitbürger. Cäsar konnte drei Schreibern zu gleicher Zeit in die Feder dictiren, jedem ein anderes Thema. Er las, dictirte und gab zugleich Audienz. Der Kaiser Hadrian hat oft dasselbe gethan; zudem nannte er alle Bürger von Rom und alle seine Soldaten beim Namen, ja, wenn er oft einen längst entlassenen Veteranen nach Jahren wieder sah, redete er ihn sofort und sicher mit Namen an. Der heil. Einsiedler Antonius konnte die ganze heil. Schrift des alten und des neuen Testamentes nur vom Lesenhören auswendig.

Das Niveau der Geisteskräfte ist gesunken im culturgeschichtlichen und socialen Prozesse der Zeit. Bei Körper und Geist steigt die Ziffer der Mindermäßigen. Zu diesem normalen Rückgange der Kräfte bei zunehmendem Alter der Menschheit gesellen sich noch die Geisteskrankheiten, welche frühere Jahrhunderte kaum dem Namen nach kannten. Die Seelenerkrankung wächst mit dem Wachsthum der Culturbewegung überhaupt, und jede besondere Richtung der Civilisation erzeugt besondere Störungen des Seelenlebens, tritt allzeit als Mehrerin psychischer Krankheitsformen auf. Nicht bloß der Kaffee und der Thee und der Schnaps, nicht bloß die Bergwerke, die Fabriken und Maschinen haben ein Gefolge von Krankheiten mit in die Welt gebracht, auch die Buchdruckerkunst, insbesonders aber die Schule haben sich als wahre Pandorabüchsen erwiesen. Das ganze Alterthum kannte keinen Irrenarzt.

Von Menschenstämmen, die noch keine Culturgeschichte haben, z. B. von den Indianern Amerika's, weiß man nichts Wesentliches über das Vorkommen psychischer Erkrankungen. Humboldt so wenig wie die späteren Beobachter, welche mit den wilden Völkerstämmen in Berührung traten, berichten von derlei Erschei-

nungen in nennenswerther Ausdehnung. Dagegen je mehr und allseitiger der Naturmensch in die Reibung des Culturlebens hereingezogen wird, desto auffälliger zeigt sich sein Gehirnleben auch bedroht von der Carricatur der geistigen Selbstdarstellung — von der Geisteskrankheit.

Einen neuesten ebenso interessanten als schlagenden Beleg hiefür gibt uns eine Notiz des in New-York erscheinenden „Journal of Insanity“ (Jahrgang 1866), welches uns mittheilt, daß von den in den Nordstaaten befindlichen freien Negern, welche, um sie zu stimmfähigen „Bürgern“ zu machen, auf alle mögliche Weise geschult werden, fünfmal mehr der Geistesstörung anheimfallen, als von den in den Südstaaten befindlichen Sklavennegern. So ist es auch statistisch hergestellt, daß in denjenigen Ländern, wo der Culturfortschritt am allseitigsten und rascheſten in Bewegung ist, z. B. England, Frankreich und Amerika, die Verhältnißzahl der seelisch Erkrankten die der übrigen Culturstaaten bedeutend überragt. Im Jahre 1860 gab es in Frankreich (damals noch 86 Departements) im Ganzen 99 Anstalten für Geisteskranke, von denen 57 öffentliche und 42 Privatanstalten waren. Dieselben vertheilten sich auf 60 Departements, so daß also 28 Departements deren noch keine besaßen. Die Zahl der Geisteskranken ist in Frankreich in steter Zunahme begriffen, wie nachstehende Zahlen darlegen. Sie belief sich:

1835 auf 10,539	1845 auf 17,089	1855 auf 24,896
1840 auf 13,283	1850 auf 20,061	1861 auf 30,239

Dies macht innerhalb sechsundzwanzig Jahre eine Zunahme von 19,700 oder von 750 Köpfen jährlich und, den Bestand von 1835 verglichen mit dem von 1861 eine Zunahme von 187 Procent. Von den 30,239 Geisteskranken des Jahres 1861 sind:

26,450 verrückt, 3746 blödsinnig und 43 Cretins.

Die Zahl der Geisteskranken, welche nicht in Anstalten, sondern im Familienkreise verpflegt werden, ist nach den angestellten

Ermittelungen noch bedeutender. Sie belief sich im Jahre 1861 auf 53,160, gegen 24,433 im Jahre 1851. — Unter diesen 53,160 der häuslichen Pflege anvertrauten Kranken befanden sich 15,264 Irrsinnige und 37,896 Blödsinnige und Cretins. Die Zunahme in der Zahl sämmtlicher Geisteskranken Frankreichs betrug von 1851 bis 1856 34 Procent und von 1856 bis 1861 39 Procent.

Allen anderen Nationen weit voran, wie im Schul- so auch im Irrenwesen, sind leider die Deutschen. Frankreich zählte im Jahre 1866 genau 50,726 Geisteskranke[1]). Für das genannte Jahr dürfte in Deutschland die betreffende Ziffer nicht constatirt sein. Aber im Mai 1875 kam dieses traurige Thema in der Reichs-Justizcommission zur Sprache und man erfuhr dadurch, daß es in Deutschland mehr als 120,000 Geisteskranke gibt. Bei allen Culturvölkern zeigt sich ferner, daß die Centralstätten der Intelligenz, Bildung und Industrie auch die von der Seelenstörung ergriffeneren sind, wie denn in allen Irrenanstalten das Contingent der Städtebewohner das der ländlichen Bevölkerung weit überwiegt. In Berlin, dem notorischen Hauptsitz der deutschen „Intelligenz“, sind 1871 vom Stadtgerichte nicht mehr und nicht weniger als 500 Personen für blödsinnig erklärt worden. Aus dieser Ziffer läßt sich schließen, wie viele Blödsinnige in Berlin leben mögen, die nicht amtlich als solche erklärt sind. Das Seine-Departement, d. h. die Stadt Paris, zählte allein Ende 1860 16 Irrenanstalten mit 2148 Kranken. Nur die Salpetriere allein enthielt deren 1362. Schon von vornherein läßt sich errathen, daß im Lande des Schulzwanges, wo Stadt und Land über Einen Kamm geschoren werden, auch die Verheerungen der Schulwuth bereits tief über die ländliche Bevölkerung sich verbreitet haben. In der That meldeten die Zeitungen

---

1) Statistique de la France, II. Serie, Tome XVII. Strassbourg, imprimerie administrative de veuve Berger-Levrault, 1869.

im Jänner 1877: „Das königl. Landgericht Dachau macht heute bekannt, daß nicht weniger als 27 Personen — darunter 15 weiblichen Geschlechts — wegen Geisteskrankheit und 3 männliche Personen wegen Verschwendung unter Kuratel gestellt sind.“ Das Landgericht Dachau in Oberbayern zählt 22,000 Seelen. Davon wurden an einem einzigen Tag 27 Personen für geisteskrank erklärt! Der „Deutschen Reichs-Correspondenz“ wurde unterm 20. August 1877 aus Köln mitgetheilt, daß die Zahl der Geisteskranken in den preußischen Privat-Irrenanstalten seit einem Jahre um das Dreifache gestiegen sei. \

Auffallend ist hierbei eine besondere Gruppe von seelischen Erkrankungen, die, als specifisches Kind unserer Zeit, deren Signatur an sich tragend, sich nicht bloß an die Fersen des Proletariats, der Armuth, oder der gewöhnlichen Leidenschaft und des gewöhnlichen Unglücks heftet, sondern — und dies mit besonderer Vorliebe — auch den Gebildeten, den Begabten, den Hochstehenden und den Reichen, oder den auf der Freibahn der Gegenwart unter dem Sporn ihrer Förderungsmittel nach Erfolg und Auszeichnung, nach Einfluß und Besitz Strebenden, kurz, auch den Glücklichen oder Glücksuchenden überfällt. In der Regel von der heitersten Stimmung getragen, schwelgt die Phantasie eines solchen Kranken im Genuß eingebildeter Errungenschaften in allen Gebieten des Wissens, Könnens und Besitzens. Der Kranke ist in der Einbildung reich, mächtig, angesehen, alle Gaben des Geistes stehen ihm zu Gebote. Er ist nicht bloß selbst glücklich als Besitzer aller irdischen Güter und Auszeichnungen, ist Minister, Feldherr, König, Papst, ja Gott selbst, sondern er beglückt auch Alles, was sich ihm naht, durch millionenfache Spenden in Gold und Edelsteinen, durch Ernennung zu den höchsten Ehrenstellen. Das ist der Größenwahnsinn. Wie keine andere seelische Erkrankungsform gehört gerade diese unserer Zeit an. In ihr spiegelt sich geradezu unsere Culturepoche. Sicher aber ist es eine tragische Schattenseite der

Tugenden unserer Tage, daß schwere Krankheiten des Gehirns in ihrem unmittelbaren Gefolge sind, und zwar solche, deren Endprodukte man sonst nur im vorgeschrittensten Greisenalter zu beobachten gewohnt war als ein acutes frühreifes Greisenthum des Gehirns. Und diese Erscheinungen treten in unseren Tagen mit Vorliebe und in erschreckenden Fortschritten schon an die Kraft und Blüthe des zwischen dem fünfundzwanzigsten und fünfundvierzigsten Jahre sich bewegenden Menschen heran! Jede Schichte der Gesellschaft, die begabtere, höherstehende vorzugsweise, kann jetzt einen Theil ihrer Glieder, ja ihrer großen Namen herzählen, welche ein Schmuck der Wissenschaft und der Kunst waren, oder einflußreiche Stellungen einnahmen, die unerbittlich dieser modernen Krankheit des Gehirns zum Opfer gefallen oder ihr zu fallen im Begriff sind. Nur das weibliche Geschlecht ist bis jetzt um das achtfache mehr verschont. Allein dies wird bald schlimmer werden. Die Art, wie gegenwärtig die Bildung des Weibes aufgefaßt und betrieben wird, verbürgt es uns.

Auch eine andere Form des Wahnsinnes, der Selbstmord, nimmt unaufhaltsam zu. Von 100 Selbstmördern gehören in Bayern 69$^1/_3$ den gebildeten Ständen an.

Im Uebrigen ist an unserer modernen Form der Seelenstörung leider noch das Verhängnißvolle, daß, obschon der sie begründende krankhafte Hirnproceß vom ärztlichen Forscher tiefer erkannt ist als der aller anderen Seelenerkrankungen, doch die ärztliche Kunsthilfe zur Heilung wenig Erfolgreiches zu thun vermag.

Zum Glücke wissen wir uns zu trösten. Sollte nicht geläugnet werden können, daß unser Gedächtniß nicht völlig mehr die antike Kraft besitze, so hat hingegen unser Verstand bedeutend an Schärfe gewonnen. Die Tiefe mag abgenommen haben, die Breite ersetzt den Verlust. Bei uns ist mit achtzehn Jahren jeder Patriot, mit fünfundzwanzig Jahren Vater des Vaterlandes, die intelligenteste, ja genialste Haut von der Welt.

Und dann: wie sollten die Cretinen-Anstalten auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft sich halten, wenn der Blödsinn nicht zunähme? Die Jahresberichte über diese Anstalten sind genau so gehalten, wie die Geschäftsberichte des Münchener Hofbräuhauses. Sie alle stellen das Volkswohl in's gerade Verhältniß zu solchen Anstalten, da es doch offenbar im umgekehrten dazu steht. Nicht: je mehr desto besser, heißt hier die Conclusion, sondern: je mehr, desto schlimmer. „Unsere Anstalt hat auch heuer wieder an Umfang gewonnen," beginnen die Jahresberichte von Ecksberg bei Mühldorf, um dann auf der letzten Seite zu schließen: „daß es auch ferner so sei, das walte Gott."

Ueber die Statistik des Wahnsinns aber können wir uns um so leichter hinwegsetzen, als derselbe ein ganz naher Vetter der modernen Genialität ist. Man suche doch einmal bei unseren genialsten Schriftstellern, z. B. Dr. Sepp, Sacher-Masoch u. dgl., wo die Genialität aufhört, und der Raptus anfängt.

Unter dem Titel „Excentrisch aber consequent" machte im März 1876 eine Sensationsgeschichte die Runde durch die Blätter. Die Wahrheit daran war die, daß ein Student der Medicin, der wegen Melancholie in der oberbayerischen Kreis-Irrenanstalt weilte, in einem Momente der Aufregung die Flucht ergriff, von der Polizei nicht sofort requirirt wurde und bei Professor Ziemssen und Nußbaum sein Examen mit der I. Note machte, ein Resultat, das er brieflich der Leitung der Anstalt zur Anzeige brachte. Dieß ist lediglich für Jene überraschend, welche mit einer geistigen Störung den Verlust der Genialität verbunden betrachten.

Und nur genial! Der Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes mag unbesetzt bleiben. Dann wird es um so weniger in weiteren Kreisen kund, wie wesentlich sich die Schule um die Degradation und Depravation des Menschengeistes verdient gemacht hat.

Daß die Söhne der Wildniß den Culturmenschen wie an Schärfe der Sinne, so auch an natürlicher Schlauheit, Findigkeit und Pfiffigkeit oft weit überragen, ist allenthalben bekannt. Auf-

fallend ist, daß innerhalb der europäischen Gesellschaft selber eine ähnliche Ueberlegenheit der Natur über die Schule zu Tage tritt. In den Weltstädten Paris und London gibt es neben allen möglichen anderen Akademien auch förmliche Akademien für Spitzbuben. Die Polizeibeamten behaupten aber, daß es viel leichter sei, akademisch geschulte französische und englische Gaunerbanden zu fangen, als die deutschen Strolche zu verfolgen, welche ohne jene akademische Schulung überall nach eigenen Heften stehlen [1]). Wer eine Fackel im Hirn hat, sieht besser, als wenn ihm der Schullehrer mit der Laterne vorausgeht.

---

1) Dr. Avé-Lallemant's „Das deutsche Gaunerthum". Leipzig 1858.

Zehntes Kapitel.

Die Schule ruinirt die deutsche Industrie.

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.“

Schiller.

Da durch die uniforme Zwangsschule die Originalität der Geister abgestumpft wird, wie wir schon nachgewiesen haben, so gehen auf diese Weise auch alle diejenigen Zweige cultureller Entwickelung zu Grunde, welche Eigenartigkeit und Versatilität des Gedankens zur Voraussetzung haben. Dahin gehört besonders die Industrie. Unsere Zeit ist neuerungssüchtig in krankhaftem Grade. Das Wort Mode schließt noch weit mehr ethische, sociale und politische Krankheitserscheinungen in sich, als das Wort Fieber physische. Alles veraltet bei uns über Nacht. Noch vor fünfundzwanzig Jahren rühmten wir uns, sechs große „deutsche Classiker“ zu besitzen: Goethe, Schiller, Herder, Lessing, Wieland, Klopstock. Die letzten vier sind heute schon allgemein aufgegeben und werden von Niemanden mehr gelesen. Sogar Goethe und Schiller, so unglaublich das klingen mag, befinden sich bereits auf der Retirade. Schon 1848 hieß es in einem Gedichte von Herwegh:

„Was soll uns jetzt noch Schiller oder Goethe?“

Bald nachher ist der kecke Dichter der Revolution unter dem berühmten Spritzleder verduftet, aber auch wirklich Schiller und Goethe mit ihm. Heute regieren Richard Wagner und Offenbach, Schiller und Goethe werden nur noch Anstands, oder vielmehr Schanden halber an „Classiker-Abenden zu herabgesetzten Preisen“ gegeben.

Wie in der Poesie, so ist es in der Philosophie, in der Naturgeschichte und in allen Wissenschaften. Alles ist in maßloser Rotation, ein Tag überflügelt den andern, was heute die Spitze der Wissenschaft bildet, ist morgen überwunden und trivial. Was hat die deutsche Philosophie unter Kant, Fichte und besonders Hegel für Prätensionen gemacht! Sie wollte das Christenthum ersetzen, die deutsche Nation für alle sonstige Misère entschädigen — und nun! Die hirnverbrannten Sprüche dieser Philosophie des Absoluten werden heutzutage nur mehr in Witzsammlungen gelesen. Und dahin passen sie auch. Was ist ein Abgrund? Nach Hegel ist ein Abgrund ein Nichts, an dem alle Augenblicke Etwas passiren kann. Hie und da wird der Hegel'sche Sprach-Nebel auch noch benützt, um Dinge auszudrücken, welche in vulgärer Sprache unanständig klingen würden. Niemand darf sagen: „ein Loch im Hemd der Muttergottes.“ Hegel aber darf in jedem Salon definiren: „Die partielle Negation der Totalität des An- und Umsichseins der Causalität des Absoluten.“

Zu solchem Schund ist die Wissenschaft herabgesunken, weil etwas anderes Neues nicht mehr aufzutreiben war. Wenn nun das schon der Fall war in den unnahbaren Kreisen abstracten Denkens, in welche nur Philosophen und Professoren einzudringen pflegen, wie muß es erst zugehen auf den Boulevards und auf den Jahrmärkten, mit Einem Worte, auf dem weiten Felde der Industrie? Hier ist der Wechsel undefinirbar, Reifrock, Chignon und Cricri sind noch weit unfaßbarer als Kant, Fichte und Hegel. Wie Circe nur durch die Zauberblume, so kann die Mode nur durch die Phantasie gezähmt werden. Im industriellen Ringkampf der Völker haben die Engländer den Kohlenreichthum und die Herrschaft über das Meer für sich, die Amerikaner die Hilfsmittel einer neuen Welt, die Franzosen eine unerschöpfliche Originalität des Geschmackes. Die Deutschen müssen unterliegen, weil ihnen alle diese Voraussetzungen täglich mehr abhanden

kommen. Insbesonders die Originalität des Geistes, die Eigenartigkeit des Denkens und Empfindens wird im Lande des Schulzwanges ausgerottet.

Im Jahre 1867, als eben der „Schulmeister von Sadowa“ in der ganzen Welt von sich reden machte, wußte das preußische Cultusministerium nichts Besseres zu thun, als das Abbild eines vollständig eingerichteten Schulhauses für eine preußische Volksschule auf die Pariser Industrie-Ausstellung zu schicken. Es war ein verhängnißvolles Omen! In's Lager von Chalons hätten sie diese Maschine schicken sollen, dort hätte sie einen Sinn gehabt; aber auf der Industrie-Ausstellung nahm sie sich aus, wie der Galgen im Hause des Gehenkten. Neun Jahre später kam von der Industrie-Ausstellung in Philadelphia die Hiobspost einer deutschen Niederlage, welche eine industrielle Katastrophe darstellt, so groß und bedeutsam, wie die militärischen Gewitterschläge von 1870. In der ganzen Welt erregte ein Brief das größte Aufsehen, welchen der General-Commissär der deutschen Ausstellung in Philadelphia, Professor Reuleaux, in der Berliner „National-Zeitung“ veröffentlichte.

Derselbe zertrümmert mit einem wuchtigen Schlage das ganze Weihrauchfaß des leeren Patriotismus, der uns wirthschaftlich in hohlen Schwindel und geistig in haltlosen Dünkel hineingetrieben. Reuleaux glaubt es laut aussprechen zu müssen, „daß Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphiaer Welt-Ausstellung erlitten habe“ und fährt dann fort:

„Unsere Leistungen stehen in der weitaus größten Zahl der ausgestellten Gegenstände hinter denen anderer Nationen zurück, nur in wenigen erscheinen wir ihnen gleich, in einem Minimum von Fällen nur überlegen. Jahre lang haben die Deutsch-Amerikaner von den Leistungen gesprochen, die Deutschland, das wiedergeborene, an den Tag legen werde; mit Stolz haben sie prophezeit, wie ihr ehemaliges Vaterland die übrigen

Nationen überflügeln werde. Und nun ist von alledem das Gegentheil geschehen, und darum sind die überführten ehemaligen Freunde nun unsere bittersten Tadler geworden. Das neue Deutschland ist verwöhnt von seinen Schmeichlern; die Phrase von Deutschlands Stellung ist ihm so oft in's Gesicht gesagt, das Lied seines Ruhmes so oft vorgetrillert worden, daß es die Fühlung mit den Forderungen verloren hat, welche ein internationaler Wettkampf stellt. Thatsache ist: unsere Niederlage ist unleugbar. Sie zu verschweigen, wäre gegen die patriotische Pflicht. Ich werde vielmehr versuchen, nur in einigen Hauptzügen die gegen uns geschleuderten Vorwürfe auszuführen.

Als Quintessenz aller Angriffe tritt der Wahrspruch auf: Deutschlands Industrie hat den Grundsatz „billig und schlecht." Leider hat unsere Industrie wirklich im Durchschnitt diesen Grundsatz, und darum ist derselbe denn auch in unserer Ausstellung nur zu deutlich zum Ausdruck gelangt."

Im weiteren Verlaufe des Briefes klagt Reuleaux, daß den gewerblichen und bildenden Künsten in Deutschland jegliche Originalität, ja die Phantasie abhanden gekommen sei, so daß sie keine anderen Motive mehr kennen als tendenziös-patriotische, d. h. chauvinistische. Auf jedem Besenstiel ein Roon, auf jeder Kaffeetasse eine Germania, auf jedem Stiefelzieher ein Kaiser oder Moltke. Darüber erstaunten die Amerikaner und sagten: „In Deutschland scheint die Kriecherei und das Prahlhansenthum in höchster Blüthe zu stehen . . . . Bei allen Nationen, die auf der Ausstellung vertreten sind, haben wir etwas zu lernen gefunden, an Deutschland nichts."

Die Bestürzung über dieses industrielle Sedan war in Deutschland begreiflicher Weise sehr groß. Man suchte nach den Ursachen der Niederlage. Dabei ging es wie überall, wo das Unglück einreißt: Einer schob die Schuld dem Andern zu. Die Fabrikanten klagten die Arbeiter, die Arbeiter, und namentlich die socialdemokratischen, die Fabrikanten an, beide gemeinsam be-

klagten sich über das Publikum, und dieses gab die Klagen zurück. Die Agrarier sahen deutlich die Folgen der neuen Gesetzgebung, die Katholiken wiesen auf die Früchte des „Culturkampfes" hin, die Radicalen warfen die Schuld auf den preußischen Militarismus, die Liberalen machten die Socialdemokraten verantwortlich; es fehlte nicht an Stimmen, welche den Schwindel der Gründerzeit herbeizogen, viele Männer, und nicht unweise, murmelten von den unausbleiblichen Folgen des Milliardensegens, und Andere wußten andere Gründe.

Volkswirthschaftliche Probleme haben mit naturwissenschaftlichen Aufgaben das überein, daß man ihnen auf philosophischem Wege sehr ungenügend beikommt, sondern denselben mittelst der Induction auf den Leib rücken muß. Wenden wir einmal diese Methode auf unseren vorliegenden Fall an; untersuchen wir die einzelnen thatsächlichen Elemente und vergleichen dieselben mit dem, was wir bei unseren Nachbarn vorfinden. Es fällt in die Begriffe, daß, wenn dasjenige, was als die Ursache unserer gewerblichen Decadenz erklärt wird, ebenso bei anderen Nationen, welche uns industriell überlegen sind, vorhanden ist, dieses Moment dann unmöglich die richtige Ursache sein könne, denn gleiche Ursachen bedingen gleiche Wirkung. Also ist von vornherein zum Beispiel klar, daß die Gewerbefreiheit, überhaupt die liberale Gesetzgebung der letzten Jahre, unmöglich, wie von einigen Seiten behauptet wird, den Verfall unseres Gewerbes verursacht haben kann; denn sonst müßte doch in Amerika, England und Frankreich, wo schon längst der gleiche Rechtszustand besteht, dieselbe Wirkung sich zeigen oder gezeigt haben. Selten entspringt ein Kraut aus einer Wurzel: es ist ja wohl möglich, daß die Gewerbefreiheit mit zum Rückgang deutscher Manufactur und Industrie beigetragen hat, aber die einzige Ursache ist sie nicht, und nicht einmal die hauptsächliche.

Dasselbe gilt von der Socialdemokratie und dem Gründerthum; denn soweit auch Communismus und Socialismus in

Frankreich, und so üppig auch die faulen Actienunternehmungen in Amerika gediehen waren, Gewerbe und Industrie haben davon nicht gelitten. Andererseits aber beweist die inductive Untersuchung, daß auch der sogenannte Militarismus und ebenso die von Frankreich gezahlte Kriegsentschädigung nicht die Wurzel des beklagten Uebels bilden; denn als noch diese beiden Ursachen fehlten, war die Wirkung schon da; wir in Süddeutschland hatten noch lange nicht die allgemeine Wehrpflicht, wir hatten eine verschwindende Präsenz in der Armee, und doch schon ein ebenso schlechtes Gewerbe, und wir hatten damals nicht nur keine Kriegs-Entschädigung bekommen, sondern sogar dreißig Millionen Gulden bezahlt, ohne daß unsere Industrie sich dadurch aus ihrer Misère erhoben hätte. Setzen wir die Untersuchung weiter fort, so werden wir zu dem Resultat gelangen, daß unter den uns überlegenen Völkern sowohl Europäer als Ueberseeische, Katholiken nicht nur, sondern auch Protestanten, Romanen gleichmäßig wie Germanen vertreten sind, so daß also weder Racen-Unterschied noch Religion, weder geographische noch klimatische Verhältnisse, weder Gesetzgebung noch sociale Umstände als das bewirkende Motiv der vielbeklagten Erscheinung angenommen zu werden vermögen. Aber wenn dieß der Fall, wenn wir in all' diesen Richtungen Gemeinsamkeit mit allen oder doch mit einigen der Concurrenten genießen und doch hinter ihnen zurückbleiben, was ist denn das, was uns allein eigenthümlich ist, und was also als der Grund des industriellen Unterschiedes angesehen werden könnte? Allerdings findet sich ein Etwas, das uns — wie allgemein anerkannt — vor allen anderen Nationen auszeichnet, in dem wir nach gemeinsamer Ueberzeugung unseren sämmtlichen Nachbarn weit überlegen sind, das unseren Stolz und unsere Freude ausmacht, auf das wir ja doch sonst Alles zurückführen, selbst den Sieg bei Sadowa — unsere vielgepriesenen und vielbewunderten Schuleinrichtungen; aber natürlich, darin kann der Grund unserer gewerblichen Inferiorität nicht liegen. Denn es

ist sicherlich nur ein zufälliges Zusammentreffen, und es besteht keineswegs ein innerer Zusammenhang, daß wir in allem, was praktische Arbeit heißt, anstatt voran, ständig zurückgekommen sind, seitdem unsere Generationen unter jenem wohlbelobten System aufgezogen werden. Wie sollte dies auch möglich sein; unsere Kinder werden ja so praktisch herangebildet; in den wenigen Stunden, in denen sie auf den Schulbänken sitzen — wöchentlich kaum deren fünfzig —, werden sie ja nur zum raschen Denken und zur lebendigen Thätigkeit angehalten; sie lernen nur das wirklich Nützliche, das was man im Leben braucht, aber freilich nicht für das gemeine alltägliche unwürdige Dasein, sondern für die ideale Welt, in der sich der Mensch seiner Würde bewußt bewegen soll. Und darum lassen wir uns ja nicht irre machen; es mag wahr sein, was mir Feinde der Aufklärung als eine tagtägliche Erfahrung vorgehalten haben, daß die Kinder unter sechs Jahren geschickter sind in Besorgung von Aufträgen, in kleinen Handreichungen, in der Kunst, sich selbst zu helfen, als die schulpflichtigen Jungen und Mädchen; es mag immerhin sich in Richtigkeit verhalten, was schon manch' eine Mutter klagte, daß die Kinder, so lange sie in die Schule gehen, immer unselbstständiger, träumerischer, gedankenloser und ungenauer werden, und immer weniger im alltäglichen Leben zu brauchen sind — wie kann so etwas in die Wagschale fallen gegen die Erfolge im positiven Wissen; und wie weit werden diese kleinen Mängel durch die Thatsache überdeckt, daß der jugendliche Weltbürger die Höhe sämmtlicher Bergspitzen von Südamerika in Pariser Fuß aufzusagen weiß und die Regierungsjahre aller Könige aus dem Geschlechte der Seleuciden auswendig kennt? Aristoteles war ein ziemlich gelehrter Mann, und Cicero galt seiner Zeit auch für einen gescheidten Kopf, aber das Examen in einer unserer höheren Töchterschulen würde keiner von beiden bestehen, und mit dem Wissen eines Schülers der Fortbildungsschule könnte er schon gar nicht concurriren. Darum trösten wir uns, gehen wir

nach wie vor in schlecht gemachten Stiefeln, behelfen wir uns wie bisher mit gewerblicher Pfuscharbeit, kaufen wir, wenn wir etwas Preiswürdiges wollen, dieses, wie gewohnt, bei fremden Industriellen — wir bleiben doch die gelehrte Nation, und unsere Schuleinrichtungen sind mustergiltig.

Dr. F. v. Holtzendorff hat im März 1877 in der Augsb. Allg. Ztg. einen Essay „aus dem englischen Landleben" veröffentlicht[1]), worin er seinen Squire folgende vernünftige Ansichten entwickeln läßt. „Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß Unterricht und Kenntnisse alles im Leben sein sollen. Ich habe nichts gegen den Elementarunterricht; im Gegentheil! Aber man rede den Leuten doch nicht vor, daß sie wunderwas sind, wenn sie gut lesen und schreiben gelernt haben. Die Schulmeister sagen: Das Leben ist nicht bloß Biertrinken und Kegelschieben. Ich sage den Schulmeistern: Das Leben der armen Leute ist nicht bloß Schreiben und Lesen .... — Der Mensch besteht nun einmal aus Leib, Gemüth und Verstand. Es ist ein Unglück, daß die Zeitströmung immermehr dahin geht, einseitig nur den Verstand auszubilden. Der ganze Mensch soll gebildet werden. Was aus seinen Schülern später wird, ist dem Schulmeister beinahe gleichgiltig. Er will Paradepferde für den Schulinspector züchten. Wenn der Schulmeister jährlich einen Tag darauf verwendete, die Eltern seiner entlassenen Zöglinge aufzusuchen und sorgfältige Notizen zu sammeln über deren Thun und Treiben, so würde aus solchen Listen mehr zu lernen sein, als aus den wunderschönen Censuren. Die große Frage ist: welchen Einfluß die Schulzucht auf das spätere Leben ausübt. Nur danach ist ihr Werth zu bemessen. Heute scheint es, als ob Lernen der Zweck des Lebens werden soll. Lernen, Büffeln und immer Lernen! Die ganze Welt erscheint dem Schulmeister wie ein wohl=

---

1) Ist kurz hernach unter dem Titel „Ein englischer Landsquire". bei J. G. Cotta in Stuttgart als Broschüre erschienen.

eingerichtetes Schulzimmer, wo jeder auf dem Platze sitzen bleibt, den er auf der Schulbank angewiesen bekam. Ist es so? Nicht immer, aber auch nicht ganz selten ist die Rangordnung im Leben den Schulplätzen diametral entgegengesetzt: „die ersten werden die letzten sein." Was ein tüchtiger Arbeiter werden soll, muß auf der Schule nicht bloß mit dem Kopf, sondern auch mit der Hand lernen, und noch viel mehr rechtzeitig wollen lernen. Uebung des Willens in der Fähigkeit, sich leiblich und geistig anzustrengen, das ist der Punkt. Ist es nicht Narrheit, wenn man solchen Kindern, die besonders schön schreiben und besonders fließend lesen, voraus verkündigt, sie könnten etwas Besseres werden, als Arbeiter? Wenn ein wirklich fleißiger, hart angestrengter Bursche in der Schule zurückbleibt, so muß er bevorzugt werden vor der Sorte, die von der Natur gute Gaben erhielt und leicht lernt. Das ist Gerechtigkeit. Nun sehen wir aber, daß der Lehrer immer diejenigen mit Lobspendungen aufdonnert, welche ihm am wenigsten Mühe verursachen. Was ist die Folge? Die gestreichelten Schoßhündchen des Lehrers leisten im späteren Leben nichts, weil sie glauben, schon von der Schule her Alles zu können. Die langsamen Schüler leisten nichts, weil sie auch späterhin noch dem ewigen Tadel glauben, nichts zu können." Das dumpfe Hinbrüten in den Schulbänken ein halbes Menschenleben lang kommt begabten und langsamen Schülern gleichmäßig zu Gute. Es ist ein tiefes, wohl zu beherzigendes Wort, welches einer der größten Philologen der neueren Zeit, F. A. Wolf, aussprach: „Eine Ursache, daß wir so wenig wahrhaft große Männer haben, kommt von der sogenannten Verbesserung unserer Schulen [1])." Derselbe hochgestellte Biograph versichert auch: daß die Minister mit den jungen Leuten, welche mit den besten Abgangszeugnissen, d. i. mit der Note I versehen gewesen waren, später nichts an-

1) Jul. Friedr. Eylert, „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. von Preußen". Magdeburg 1846. III. Thl. I. Abth. S. 98.

zufangen gewußt und die Provinzialbehörden um junge Leute mit Nr. II gebeten hätten. Wenn nun das schon bei Juristen und Theologen, überhaupt bei geistigen Berufsarten der Fall, um wie viel empfindlicher muß sich diese Erfahrung erst bei industriellen Geschäften geltend machen, wo es gar nicht auf glänzendes, auf logisches und abstractes Denken, sondern vielmehr auf Anstelligkeit, Gewandtheit, Geschmack und Phantasie ankommt!

Zu viel Theorie muß bei praktischen Berufsarten, wozu doch in erster Linie Industrie und Gewerbe gehören, geradezu schädlich werden. Man sieht das vor Augen an den Professoren selber, welche, wie sie ohne Zweifel die theoretisch gelehrtesten sind, auch bei allen Völkern als die praktisch ungeschicktesten Menschen verspottet werden. Gerade die forcirte Richtung auf das praktische Leben, abseiten aller unnöthigen Schulfuchserei, hat wohl der amerikanischen Industrie die unerwartete Ueberlegenheit über die deutsche vorzugsweise verschafft.

Wir haben schon einmal das Urtheil von Dr. Gustav Hofacker über die Bildung der amerikanischen Frauen vernommen (oben S. 74 ff.). Sehen wir, in welcher Weise derselbe Schriftsteller schon damals den Bildungsgang des amerikanischen und deutschen Jünglings neben einander stellte! „Man braucht sich nicht zu wundern, daß der junge Amerikaner um classische Studien wenig sich kümmert, sondern nur Praktisches zu erlernen bestrebt ist, welches er dann möglichst rasch verwerthen, d. h. in Dollars umsetzen will. Der Yankee pflegt zu sagen: in seinem Lande regiere der »almighty dollar«, und wenn man die rastlose Jagd nach den Schätzen dieser Welt beklagen kann, so muß man doch zugeben, daß sie ein Haupthebel ist, die Cultur des Landes so mächtig zu fördern, dem Unternehmungsgeist so gewaltigen Aufschwung zu geben.

„Der junge Amerikaner sucht deßhalb so rasch als möglich das „Nothwendige“ gut zu lernen; von historischen Kenntnissen

eignet er sich nur die seines Landes an, und man ist erstaunt über seine Unwissenheit in allem, was nicht amerikanisch ist; ja selbst Geographie kümmert ihn nicht viel, und es ist vorgekommen, daß ein nach Costa-Rica ernannter Gesandter über Europa dahin abgehen wollte. Aber der Amerikaner will das „beste Englisch sprechen und schreiben lernen."

„Deutscher Fleiß ist sprichwörtlich; deutsche Gelehrte und Denker gelten überall für die ersten, aber von deutscher Praxis hört man nirgends.

„Der deutsche Jüngling wird dem amerikanischen in Geographie und Geschichte voraus sein, er wird ihm die Ströme und Flüsse, Gebirge und Formationen beinahe der ganzen Erde aufzählen, er wird ihm aus dem Kopf alle Nebenflüsse des Rheins, der Elbe, Weser und Oder, auch der Donau der Reihe nach hersagen, ja er wird ihm von griechischer und hebräischer Mythologie noch mehr auftischen können als von deutscher, er wird ihm auch an Kenntnissen lebender und todter Sprachen weit überlegen sein, er wird viel mehr Zoologisches, Geologisches, Geognostisches, Anatomisches, Botanisches, Chemisches, Physikalisches und Vergleichendsprachwissenschaftliches gelernt haben, er wird selbst besser turnen können, während der junge Amerikaner besser fahren und reiten kann; aber trotz aller dieser mühsam erworbenen Kenntnisse, welche vielleicht zu ihrem Glück die meisten nach wenigen Jahren vergessen, findet der junge Amerikaner im Leben rascher und besser seinen Weg. Sobald er die Schule verlassen hat, will er Geld verdienen. Niemand fragt, was er gelernt hat, sondern was er leistet; er denkt und handelt selbstständig, mit zwanzig Jahren sucht er sich eine Lebensgefährtin, die ebenso selbstständig ist als er, und wenn einmal Kinder da sind, wenn Familienglück und Segen ihn schützen und anfeuern, wenn die Gattin Glück und Unglück mit ihm theilt, so zwingen ihn die Verhältnisse, sein Gut zu vermehren und den rechten Weg zu wandeln. Uebrigens glaube man ja nicht, daß der

Amerikaner im modernen Wissen zurückbleibe; die unzähligen Zeitungen, die zum Theil vortrefflichen Zeitschriften, die vielen Fachjournale, die Vorlesungen und Versammlungen, welche jeden Abend stattfinden, der ruhige Sonntag, der Mangel an Wirthshaus- und Kneipenleben, die Regierung der Gemeinde, des Staats und der Union bieten dem Amerikaner, nachdem er die Schule verlassen hat, Gelegenheit in Hülle und Fülle, seine Kenntnisse zu vermehren, und nur so allein ist es möglich, daß der Buchhändler Franklin, der Ackerknecht Lincoln, der Schneider Johnson, der Gerber Grant die höchsten Ehren erreichten, welche die Union ihren Söhnen verleiht."

Vom deutschen Jüngling ist eine solche Selbstthätigkeit, eigenartige Strebsamkeit und kecke Initiative nicht zu erwarten, weil er nicht aus der Theorie der Schule in die Praxis des Lebens hinaus darf, bis er kahlköpfig oder grau ist. Selbst wenn er schon die Waffe trägt, so besteht die ganze Veränderung nur darin, daß er nunmehr von einem militärischen statt von einem civilen Schulmeister gegängelt wird. Man darf sich also nicht wundern, wenn wir in der Technik bedeutend zurückbleiben hinter den anderen Nationen, wo der Bildungsgang ein praktischerer und freierer ist. Unsere Industrie ist wirklich krank und forscht man ernstlich nach dem Grunde, weßhalb dies so ist, so findet man, daß sie thatsächlich von dem Zeitpunkte an erkrankte, wo wir wegen theuerer Arbeitslöhne nicht im Stande waren, die Rolle fortzuspielen, welche wir früher eingeübt: nämlich die Rolle der Nachahmung der Leistungen anderer Nationen, die schöpferisch zu Werke gehen.

Es ist hohe Zeit, daß wir die Augen öffnen und um uns blicken, wie es bei uns in Wahrheit aussieht. An theoretischen Kenntnissen sind wir reich; auch in Meistern der technischen Theorie stehen wir in gleicher, vielleicht sogar in hervorragender Linie mit den fortgeschrittenen Nationen da. Was die Masse der schulmäßig gebildeten jungen Leute betrifft, so übertreffen wir hierin ganz entschieden England und Frankreich in sehr hohem

Grade. Wo es jedoch gilt, irgend etwas praktisch zu verwirklichen, da greift man wegen der Ungeübtheit im eigenen Schaffen fort und fort nach dem fremden Muster, worin wir bisher nur deßhalb etwas leisten konnten, weil unsere Arbeitslöhne billiger waren, als in der Heimath der schaffenden Meister. Darum stockt bei uns Alles, sobald die billigen Arbeitslöhne stocken.

Es nimmt uns gar nicht Wunder, wenn unsere Industriellen nach einem Schutzzoll schmachten. Unsere Spinnereien, unsere Webereien sind nach englischem Muster eingerichtet, woher wir auch die Maschinen hierzu beziehen. Unsere Druckerei und Färberei, unsere Appretur und Schönung ist ganz in Nachahmung französischer Industrie aufgewachsen. Jetzt, wo man Elsaß, den Hauptsitz dieser Geschmacksindustrie, in Deutschland einverleibt hat, sind alle unsere Nachahmestätten ruinirt. Unser ganzes Maschinenwesen, von der Kochmaschine bis hinauf zum Dampfkessel, von der Nähnadel bis zum Schiffspanzer, ist der englischen Industrie nachgeahmt. Gas, Wasserleitung, Canalisation, sogar die Straßenfegemaschine und die Chausseeramme ist von der Fremde hergeholt und nachgemacht. Das ganze häusliche Maschinenwesen vom mechanischen Quirl bis zur Nähmaschine ist erfinderisch amerikanisches Eigenthum.

Daß diese Verkümmerung unserer eigenen Leistungsfähigkeit nicht im Mangel an geistigen Gaben liegt, das beweist wohl am Schlagendsten die Telegraphie, die eine echt deutsche Erfindung ist: dennoch sind alle Apparate für praktische Ausübung nichts als Nachahmungen der amerikanischen Muster, welche Morse und Hughes geschaffen. Nicht die Theorie, sondern die schaffende Praxis fehlt uns, weil wir es schon zu weit treiben mit der Heranbildung unserer jungen Leute auf Schulen, die bis in's Mannesalter von der Staatsgängelei geleitet werden.

Drückt die deutsche Schulwuth an und für sich schon schwer auf die Nation, so daß durch dieselbe die Originalität und natürliche Frische der germanischen Stämme depravirt wird, so

vertiefen sich diese Schäden noch bedeutend durch das Eingreifen der militärischen Dienstpflicht in die Erziehungsverhältnisse. Die Schulmeisterei im Dienste der Militärpflicht hat uns wirthschaftlich und gewerblich so tief herunter gebracht. Sie hat die ganze natürliche Heranbildung unserer Jugend zu praktischen Beschäftigungen zerstört und eine Jagd nach einer Halbgelehrtheit allgemein gemacht, die den jungen Menschen in der Regel zu nichts als zum Schreiber-Handwerk befähigt. Es gibt keine auch nur einigermaßen erwerbsfähige Familie, die nicht Alles daran setzte, um ihren Söhnen das Recht zum einjährig-freiwilligen Dienst zu verschaffen. In Folge davon werden unsere höheren Schulen, die so eigentlich eine Vorstufe zum akademischen Studium bilden sollen, mit einer Schülerlast überladen, die eben nichts weiter beabsichtigt, als sich jenes Recht zu erwerben. Während gerade dieser Stamm der Jugend wohlhabender Eltern in allen civilisirten Ländern frühzeitig in die praktische Welt eintritt, das Erwerbsleben kennen lernt und muthig daran geht, Verdienstliches zu schaffen, bleibt unsere Jugend mit unverdauter Schulmeister-Bildung am liebsten am Schreibtisch kleben und versteht nichts zu schaffen, was der Nation Gedeihen verbürgt. Wir denken, die Herren, welche Gesetze fabriziren, sollten doch endlich die Augen öffnen, um die tiefen Schäden zu sehen, die dieses Eingreifen der Dienstpflicht in die Erziehungsverhältnisse hervorgebracht hat.

Ein blühendes industrielles Leben hat zur Voraussetzung eine frühzeitige Heranbildung unserer Jugend zum praktischen Lebensberuf, wie wir dies in Amerika, England und Frankreich beobachten. Können wir das aber erreichen? Man gehe von Haus zu Haus in die wohlhabenden Familien und predige ihnen die Noth des Vaterlandes und die Nothwendigkeit einer solchen praktischen Heranbildung der Jugend, man wird immer und immer und ohne jede Ausnahme hören: „Ja, ja, das ist ganz schön und wahr; aber unsere Söhne müssen vor Allem das

Examen zum einjährigen Dienst hinter sich haben; denn sehen Sie, drei Jahre den Sohn dienen lassen in dem Alter, wo er am strebsamsten nach einem Lebensziel sein muß, das ist ein Familienunglück, welches Sie mir nicht zumuthen dürfen!" Selbst der Berliner „Volkszeitung", dem Hauptorgan der preußischen Fortschrittspartei, entschlüpfte unter dem ersten Eindruck der Reuleaux'schen Briefe folgendes Geständniß: „Ja auf die Gefahr hin, der vollen Reichsfeindschaft bezichtigt zu werden, müssen wir es aussprechen: die dreijährige Dienstzeit bringt uns nicht bloß finanziell, sondern auch gewerblich herunter. Hier ist es, wo der Staat die Schule zwingt zur Erziehung eines eifrigen Schreiberwesens, zu einer schulfuchsigen Heranbildung aller Söhne vermögender Eltern, bis sie mit dem heransprossenden Bart endlich ihr Zeugniß zum einjährigen Dienst hinter sich haben. Zu praktischen, tüchtigen, schaffenden Menschen sind sie durch diesen Staats- und Schulzwang für immer verdorben."

Der preußische Handels-Minister ging nach England, um den dortigen Betrieb des Erwerbslebens in nächster Nähe kennen zu lernen. Welche Eindrücke und Notizen er mit heimgebracht hat, ist uns nicht bekannt geworden. Was er mitgebracht haben sollte, das wäre die einfache Erkenntniß, wie die Engländer ihre Söhne nicht mit müßigen Halbgelehrtheiten bis in's reife Jünglingsalter quälen, sondern sie frühzeitig in's praktische Leben des Erwerbens und Schaffens einführen, um aus ihnen tüchtige Männer zu bilden. Die Engländer — ja sie können es, sie sehen eben nicht das Schreckniß der dreijährigen Dienstzeit vor sich, welcher man nur durch Halbgelehrtheit entgehen kann. Wir — was sollen wir machen?

Daß aber der preußische Handels-Minister, ein deutscher Bureaukrat wie er nun einmal ist, diese Erkenntniß nicht mitgebracht hat, darauf kann Einer Gift nehmen. Man spricht ja jetzt schon davon, daß man in Zukunft noch höhere Anforderungen

an die Schüler zu stellen beabsichtige, welche das Zeugniß der Reife zum einjährigen Militärdienst erlangen wollen. Der bayerische Unterrichts-Minister aber hatte nach der Blamage von Philadelphia nichts Eiligeres zu thun, als die Gewerbeschulen zu reorganisiren, d. h. dieselben um zwei weitere Classen zu vermehren und sie so zu befähigen, gültige Zeugnisse über die wissenschaftliche Qualification zum einjährig-freiwilligen Militärdienst auszustellen. Es ist nicht zu verwundern. In Bayern geht es schon lange, wie in jenem österreichischen Volksmärchen, wo es während einer Hungersnoth Petersilie regnet.

Auch der bayerische Minister des Innern wollte etwas thun. Hr. v. Pfeufer regte deshalb die Abhaltung von Vorträgen über die Philadelphia-Ausstellung an. Das bayerische Gewerbe-Museum übernahm die Leitung der Vorträge und übertrug die Abhaltung derselben seinem Secretär Dr. Seelhorst, welcher in Philadelphia gewesen war und die Einkäufe für das Gewerbe-Museum besorgte hatte. Vom 14. Dezember 1876 bis 22. Februar 1877 haben Vorträge stattgefunden in Fürth, Ansbach, Hof, Kulmbach, Würzburg, Kitzingen, Marktsteft, Lohr, Zeil, Mellrichstadt, Bayreuth, Bamberg, München und Augsburg, und demnächst folgten solche in Freising, Landshut, Deggendorf, Straubing, Vilshofen, Regensburg und Amberg. Die Vorträge Dr. Seelhorst's erzielten überall durchschlagenden Erfolg. Besonders erregten amerikanische Werkzeuge großes Interesse, und haben schon verschiedene Bestellungen veranlaßt. Minister Pfeufer hat deshalb das bayerische Gewerbe-Museum angegangen, die Vermittelung des Ankaufs amerikanischer Geräthschaften zu organisiren, und Director Dr. Stegmann hat sich bereit erklärt, die Sache in die Hand zu nehmen.

Petersilie! Lieber sollte man den freien Schulmeister Amerika's nach Deutschland verschreiben und den Schulmeister von Sadowa auf Nimmerwiederseh'n in's Pfefferland schicken. Wie sich die letzten Reste ständischer Gesinnung und Gesittung in den deutschen

Hinterwald geflüchtet haben, so werden auch in nächster Bälde originelle Schößlinge deutschen Gewerbefleißes und deutscher Kunstindustrie nur mehr dort gefunden werden, wo die Zwangsschule noch nicht alle Natur erstickt hat. Das Gerede von der Rohheit der Sitten und der intellectuellen Bildungslosigkeit, in welcher das bayerische Landvolk noch befangen sein soll, erscheint in seinem wahren Werthe, wenn man den kunstgewerblichen Productionstrieb damit vergleicht, welcher in ebendenselben Volksgruppen sich bemerkbar macht. Diese Kunstindustrie sproßt aus natürlichem, aus volksthümlichem Boden, und wer diese Schnitzwerke, Garn- und Flechtarbeiten 2c. je gesehen hat, der wird lebhaft empfunden haben, daß die moderne Kunstpflege in München und Nürnberg willkürlich improvisirt sei und außer allem Zusammenhang mit dem Gefühle und dem Geiste des Volkes stehe.

In Sachen der Volksbildung sind unsere städtischen Literaturmenschen gar flink mit einem Urtheil bei der Hand. Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntniß und Wissen überflügelt werden sollen, besitzen wiederum für sich einen Schatz originellen Sinnes und technischer und künstlerischer Fähigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn die Tyroler ihre Ledergurten auf's zierlichste mit Pfauenfedern abnähen und ihre Teppiche durch halb Europa tragen, wenn in den bayerischen Dörfern Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien gemacht werden, wenn dort von allen Feldern sinnige Volkslieder in tausendfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei Treffliches geleistet wird, so ist das wohl auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung bloß darnach mißt, wie viel Procent von Artikeln des Conversationslexicons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Die Reste des ausgerotteten deutschen Kunstgewerbes leben noch in verschiedenen Bergdörfern; denn alle Geschlagenen flüchten

sich von jeher in die Berge. In Oberbayern braucht man nur die Namen Berchtesgaden und Oberammergau zu nennen, um überall in der civilisirten Welt verstanden zu werden. In Niederbayern sind bekannt: Neukirchen b. heil. Blut mit seinen Herrgottschnitzern, Obernzell mit seiner Schmelztiegelfabrikation, die Leinen-Industrie des ganzen bayerischen Waldes und besonders die Weberei von Madrastüchern in und um Passau. Der Kunstweber Jos. Groß in Perlesreut rief 1836 diesen Industriezweig in's Leben und fertigte nach achtzehn Jahren auf einundzwanzig Jaquardstühlen wöchentlich fünfundzwanzig Dutzend größerer und kleinerer Tücher in fünfzig verschiedenen Mustern. In der Stadt Passau und in den Gerichtsbezirken I und II arbeiteten 1854 hundertundsechs, in den Landgerichten Vilshofen und Wegscheid zweiundfünfzig Jaquardstühle ausschließlich für Madrastücher. Die Zahl der im Jahre 1857 auf zweihundertfünfunddreißig Stühlen gewebten Tücher ward von der Gewerbe- und Handelskammer auf siebenzehntausend Dutzend mit einem beiläufigen Handelswerth von einer Viertel-Million Gulden angegeben. Das Absatzgebiet dieser Tücher war Altbayern, sie hatten aber auch trotz des Zolles starken Eingang in Oesterreich gefunden. Da war es freilich Zeit, daß der Staat sich annahm. Es wurde eine Weber-Schule in Passau errichtet und staatlich subventionirt und fast gleichzeitig in allen Schulen des Landes das Tragen von Kopftüchern auf das Allerstrengste untersagt. Es ist keine Ironie! Die Aufsichts-Organe rissen den Mädchen die Kopftücher mitunter eigenhändig herunter. Die Madrastücher-Weberei geht jetzt rückwärts; aber die Weberschule blüht fort. Der Staat subventionirt noch immer.

In der Oberpfalz dürfte vor Allem Stadlern zu nennen sein. Daher kommen die „Stadler-Dosen", aus denen mancher vornehme Herr seine Prise nimmt, ohne das Oertlein an der böhmischen Grenze zu kennen, wo sie fabrizirt werden. Weit bedeutender noch ist Hilders in der Rhön, wo die wunder-

schönen Stroh-Mosaiken gemacht werden, die auf Etuis-Arbeiten und dergl. nunmehr durch ganz Deutschland wandern und bereits in den Hausrath von Fürstinen eingedrungen sind. Ohne Zweifel gelten sie in jenen feinen Cirkeln als Pariser Fabrikat der elegantesten Art, während die rauhen Berge der Rhön diese eigenartige Blüthe deutschen Geschmackes und Fleißes erzeugen. Den frappantesten Beweis für unsere Ansicht aber bildet Nürnberg. Daselbst haben sie eine Kunstindustrie-Schule gegründet, welche dem Staate Hunderttausende gekostet hat und noch kostet. Es ist das offenbar geschehen zur Förderung und Entwickelung der „Nürnberger Spielwaaren-Industrie", welche einen Weltruf genießt und sogar den amerikanischen Dollar zahlreich nach Bayern lockt. Allein die alte und berühmte Stadt Nürnberg in Mittelfranken gibt zu diesen Kinderspielsachen wenig mehr her als ihren guten Namen, die Waare selber wird zum allergrößten Theil im Thüringer Wald und im Erzgebirge erzeugt und geht zu Nürnberg in den Handel.

„Es ist nicht nothwendig, daß die Frösche Schwänze haben," sagt ein altes Sprüchwort. Und es ist nicht gut, daß die Arbeiter durch Schule und Lectüre zu Raisonnirern und Proletariern herangezogen werden. Sie selber verderben dabei und auch ihre Arbeiten mißrathen. Wenn der Handwerker alten Styles darauf losschlug, daß ihm der Kopf dampfte, so konnte er wenig denken, und mit dem Schweiß der körperlichen Anstrengung gehen nicht bloß allerlei überflüssige Säfte ab, sondern auch allerlei überflüssige Gedanken. Während dagegen die Maschine für den Arm des Fabrikarbeiters hämmert, stößt, webt, spinnt, bleibt ihm selber Muße genug, mit seinen Gedanken zu weben und zu spinnen. Ist das nicht ein ungeheuerer Fortschritt? Aber gerade dieser Dilettantismus des Denkens, dieses Brüten, Sinnen, Träumen, wie es sich beim Bildungsstandpunkte des Fabrikpersonals in den arbeitslosen Minuten bei der Maschine von selbst ergibt, ist social gefährlich und auch für die

Industrie bedenklich. Von jeher waren diejenigen Handwerker, denen bei einer sitzenden Lebensart und geringem körperlichen Kraftaufwand das Brüten und Sinnen den ganzen Tag über gestattet ist, z. B. Schuster und Schneider, am meisten von socialistischen Vapeurs geplagt. Von dergleichen Krankheitsanfällen bei Grobschmieden, Steinmetzen, Holzhauern, kurzum bei Arbeitern, die allzeit im Schweiße ihres Angesichts schaffen müssen, hat man weit weniger gehört.

Für die deutsche Zeitungs- und Romanschreiberei wäre es allerdings wenig rentabel, aber für die deutsche Industrie offenbar von größtem Vortheil, wenn einige hunderttausend Arbeiter nicht lesen und nicht schreiben könnten. Man schweige doch von dieser Fortbildung und von dieser Intelligenz, die der Arbeiter aus seiner Lectüre schöpft! Wir wissen, was sie lesen. Dieses Licht strahlt Finsterniß aus, wie das Feuer in Dante's Hölle. Im August 1876 wurde zu Havre der von den Pariser Arbeitern mit vierzig Francs den Tag nach Philadelphia geschickte Arbeiter-Abgesandte Abadil eine Stunde nach seiner Landung besoffen auf der Straße aufgelesen. Da er sich widerspenstig zeigte und sich auf seine Eigenschaft berief, forschte man nach und fand in seinem Gepäck eine Menge unzüchtiger Photographien und Broschüren. Dies war seine einzige Ausbeute von der vielberühmten Ausstellungsreise.

Ueberhaupt gilt insbesonders für den deutschen Arbeiter, was Riehl treffend von der Vielleserei im Allgemeinen schreibt: „Beim Anblick der schwindelerregend unerschöpflichen modernen Bücherproduction mag uns wohl der Gedanke beschleichen, als sei das doch noch eine idyllische, eine wahrhaft arkadische Zeit gewesen, wo ein Briefsteller noch eine Encyklopädie von einem halben Dutzend Wissenschaften war, wo Marpergers „allzeit fertiger Handelscorrespondent" im Vorbeigehen die ganze Nationalökonomie, Finanz- und Handelswissenschaft als Zugabe zu den Briefformularien tractirte, wo man den König David noch als den ältesten Clas-

siker des Briefstyls hinstellte, weil er den Uriasbrief geschrieben, und dann eine Geschichte der Epistolographie von David bis auf die Gegenwart noch auf zwei bis drei Octavseiten abzuhandeln pflegte. Die gemeinnützige Literatur der Haus= und Handbücher, die jetzt eine so ungeheuere Ausdehnung gewonnen hat, war zu unserer Urgroßväter Zeiten in drei bis vier Bücher keimartig zusammengedrängt. Aus dem Kalender brachen die Lokalzeitungen hervor zusammt dem Heer der tagesgeschichtlichen Flugschriften; aus dem Briefsteller stiegen Geschäftshandbücher aller Art auf, Staatskalender und genealogische Taschenbücher, Sprachlehren und Encyklopädien, und nur als Hefe blieb der moderne Briefsteller zurück. Wo jetzt der Mann des gebildeten Mittelstandes eine bändereiche „Weltgeschichte für's deutsche Volk“ in seiner Hausbibliothek aufstellt, da begnügte sich der Urahn mit der einzigen Acerra philologica, dem merkwürdigen „Schatzkästlein nützlicher, lustiger und denkwürdiger Historien“, welches noch in Goethe's Jugenderinnerungen eine Rolle spielt, und fast durch ein Jahrhundert als eines der gelesensten Hausbücher vorgehalten hat. Wo gegenwärtig hundert gemeinnützige Schriften erscheinen, da erschien vordem kaum eine, ward aber bei gutem Glück hundert Jahre gangbar, während von jenen hundert Büchern ein Theil nur wenige Jahre geht, die andere Hälfte aber überhaupt niemals gehen lernt.

„Als die Hausbücher noch so compact waren, daß der Briefsteller allein eine ganze Encyklopädie von allerlei Wissenschaften darbot, waren auch die Persönlichkeiten compacter als gegenwärtig. Sie lebten sich ein in ihre wenigen, oft sehr naiven und rohen Bücher, behielten dabei aber auch Sammlung, sich in sich selber einzuleben. So hängt ein Stück des eigentlichen Seelenlebens vergangener Geschlechter an jenen für sich vielleicht ganz bedeutungslosen alten Scharteken, und nicht ohne Rührung, ja nicht ohne Ehrfurcht kann man manche dieser Noth= und Hilfsbücher betrachten, aus denen unsere Vorfahren manchmal durch hundert

Jahre sich den bescheidenen Schatz ihrer Kenntnisse sammelten, um sich dann im Vertrauen auf Gott und ihren Mutterwitz im praktischen Leben oft weiter zu bringen, wie wir mit unserer bändereichen Gelehrsamkeit[1])." Ganz richtig! Compactere Persönlichkeiten brauchte unsere Industrie, etwas mehr Mutterwitz und sehr viel weniger Schule. „Sie haben schrecklich viel gelesen."

Die Folgen von Philadelphia werden in ihrer Art größer sein, als die von Sedan gewesen sind. Instinctiv fühlt jedes Volk, daß es sich durch eigenartige, von anderen unterschiedene Formen und Producte der Arbeit persönlich ausweisen müsse in der Gesellschaft der Nationen. „Die Völker legitimiren sich durch ihre Arbeit." Die Beispiele liegen vor Augen selbst in modernen Zeitläufen. So strengen die Magyaren aus allen Kräften den Beweis an, daß auch sie nationale Dichter, Gelehrte, Künstler und Industrielle haben. Selbst an sich bescheidene Größen werden emporgeschraubt und auf das Piedestal nationaler Begeisterung erhoben, damit durch den Ruhm des Einzelnen der Nimbus der Gesammtheit etwas heller glänze. Sie wissen wohl, daß man nicht bloß angestammte Naturanlagen eigenen Volksthums, sondern auch gleichzeitige nationale Arbeit aufweisen muß, um als vollwerthige Nation zu zählen.

Ja sogar durch nationale Arbeit der Vergangenheit suchen sich die Völker zu legitimiren. Die Italiener sprechen von ihren Malern, Bildhauern und Schiffern zur Zeit der Medici. Mehr noch als bei den Individuen erprobt bei den Nationen die Vorzeit den Adelsbrief. Faule Völker werden hinweg gearbeitet, sie verschwinden ohne verlorene Schlachten, weil sie ihre Persönlichkeit nicht behaupten können. Die Völkerwanderung weist viele Beispiele auf, daß siegreiche Barbarenstämme von besiegten Culturvölkern vollständig ausgesogen wurden und verschwanden.

1) W. H. Riehl, „Culturstudien aus drei Jahrhunderten". S. 35.

Einen bloß in Kriegsarbeit und nicht auch in Friedensarbeit mächtigen Stamm verschlingt die Erde.

Man kann dieselbe Beobachtung noch alle Tage machen. Strömt in herabgekommene Städte, deren Bürger träge, stumpf und lüderlich geworden sind, ein frischer Zufluß fleißiger und muthiger Einwanderer, so verschwinden die alten Familien und Namen. „Der Hauch des weißen Mannes" rottet die Rothhäute aus, welche zwar tapfer kämpfen, aber nicht arbeiten. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat Bayern allmälig seine Besonderung in Wissenschaft, Kunst und Literatur aufgegeben, und hat sich durch Berufungen aus Preußen und insbesonders durch den Zollverein der culturellen Hegemonie Preußens unterworfen. Eben sinkt auch die politische Selbstständigkeit dahin. „Die Völker legitimiren sich durch ihre Arbeit." So oft sie an Philadelphia denken, haben die Deutschen Ursache auszurufen: o Solon! Solon!

Elftes Kapitel.

Die Schule erzeugt den Mangel an landwirthschaftlichen Dienstboten.

„Armuth studiret,
Reichthum jubiliret.“
Friedr. Petri 1605.

Seit ungefähr einem Decennium hat sich in Deutschland ein vorher unbekanntes sociales Uebel entwickelt: die Dienstbotennoth. Sie wird von Jahr zu Jahr empfindlicher und ist eine gesellschaftliche Krankheit, die nicht bloß das Leben verbittert, wie das Zahnweh, sondern das Leben bedroht, wie das Fieber. Die Klagen darüber sind allgemein, bei allen Parteien, in allen Blättern; selbstverständlich aber ist das Uebel am fühlbarsten in vorwiegend ackerbautreibenden Districten. Niederbayern, die „Kornkammer Bayerns“, leidet wohl am schwersten dabei. Die Passauer „Donau-Zeitung“, welche in jener Provinz ausgiebig verbreitet ist, enthielt schon im Juli 1872 einen Artikel hierüber, der als ein wahrer Nothschrei erscheint. Hier folgt er; man lese! „Die Dienstbotennoth hat heuer einen Grad erreicht, wie er selbst während der Kriegsjahre nicht dagewesen ist. Mir ist ein Weiler bekannt von zwei Bauernhöfen, von denen jeder ungefähr hundert Tagwerk Felder umfaßt: der eine dieser Bauern hat keinen Knecht, der andere keine Magd; auch Taglöhner sind um keinen Preis zu bekommen. Und diejenigen Bauern, welche noch Dienstboten haben, müssen sich von denselben behandeln lassen wie die Hunde. Die alten heidnischen Römer hatten bekanntlich ein Fest, die Luperkalien, welche drei Tage dauerten und innerhalb welcher die

Sklaven ihre Herren prügeln durften. Diese Luperkalien dauern bei uns sechs Monate, und es ist sehr zweifelhaft, ob die römischen Sklaven, welche nach drei Tagen wieder unter die Botmäßigkeit ihrer Herren zurückfielen, ihre Luperkalien so benützt haben, wie unsere Dienstboten, welche alle drei Tage andere Plätze haben können. Am vergangenen Sonntag machte ein Knecht in meiner Nähe seinem Bauer außergewöhnliche Grobheiten. Es entstand ein Geräufe, welches erst endigte, als keiner der beiden mehr ein Hemd auf dem Leibe trug. Dann stürzte der Knecht fort und schlug zuvor noch einen ganzen Fensterstock mit Läden und Scheiben in die Stube hinein. Der Knecht hat heute schon wieder einen Platz, der Bauer wird in einem Monat noch keinen Knecht haben. Und dabei machen diese Herren Knechte mit ihrer Bauernschinderei auch noch gute finanzielle Geschäfte. Um Lichtmessen verdingen sie sich um einen festen Jahreslohn und lassen sich den Winter über abfüttern. Im Frühling und Vorsommer, wenn die Arbeit kommt, da treten sie nicht aus, sondern sie erzwingen durch Brutalität die Entlassung. In diesem Falle muß der Dienstherr den fälligen Lohn zahlen, und zwar für den Winterschlaf gerade so viel, wie für die Erntezeit. Nun verdingt sich der Knecht wieder, und bekommt jetzt von seinem neuen Dienstherrn, der ihn nicht überwintern darf, mehr Lohn, als er von Lichtmessen aus bekommen hätte! — So treiben sie's, und Jedermann weiß, was der bestehende gesetzliche Schutz dagegen zu bedeuten hat. Der Knecht wird vielleicht ein paar Tage eingesperrt und der Bauer hat einen enormen Schaden an Geld, Vieh und Früchten und hat sich noch dazu einen rohen und gefährlichen Feind auf den Hals geladen. Die Folgen dieses fürchterlichen Nothstandes werden bereits sichtbar: die alten, festen Bauern schwinden ein, sie kommen entweder auf die Gant, oder sie parcelliren! Sie verkaufen so viel weg, daß sie den Rest ohne Dienstboten bearbeiten können. An Stelle unseres weltberühmten, ehrenfesten

Bauernstandes tritt allmälig ein ländliches Proletariat, welches von den berüchtigten „eingebauten" Häusern aus im Sommer mit Schubkarren und Sichel und im Winter mit Schlitten und Axt halb durch Arbeit halb durch Diebstahl sich nährt."

„Im dreißigjährigen Krieg sind die geschundenen Bauern aus Verzweiflung vielfach unter die Soldaten gegangen. Den Tornister tragen sie jetzt ohnehin allgemein, darum fangen sie an, aus Verzweiflung unter die Socialdemokraten zu gehen. Perimus — wir gehen zu Grunde!"

Die Völker Europa's fühlen sich unwohl, und ihre Krankheit nennt man die „sociale Frage". Eigentlich hat das Uebel verschiedene Namen, je nachdem es sich in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Glieder schlägt. In Berlin heißt es zumeist Wohnungsnoth, in Leipzig Setzerverband, in Norddeutschland Socialdemokratie, in ganz Europa heißen sie es Internationale, und bei uns, wo der Ackerbau eine wichtige Rolle spielt, nennt man es Dienstbotennoth. Uns interessirt jetzt zunächst die landwirthschaftliche Seite der socialen Frage. Die preußische Regierung setzte 1873 fast gleichzeitig zwei Commissionen nieder, eine Cholera-Commission und eine Special-Commission zur Berathung der ländlichen Dienstbotennoth. Erstere bestand aus einer Anzahl vornehmer Mediziner, die nach Berlin berufen wurden, um auf Staatskosten eine Enquête über die Cholera zu halten. Einer derselben, Professor Pettenkofer aus München, bekannt durch seine Ansichten über das „Grundwasser", hat in jenen Tagen an Herrn v. Bismarck also geschrieben: „Oft wiederholte Fragen zwingen uns das traurige Geständniß ab, daß sich die Heilkunst der Cholera gegenüber fast absolut machtlos bewiesen hat." Das hätten wir auch ohnedies gewußt. Niemand weiß, wo es den Cholerakranken eigentlich fehlt, geschweige welches Kräutlein dafür gewachsen ist. Einige suchen den Sitz der Krankheit in den Nerven, Andere im Blut; Einer sucht sie in den Gedärmen, der Andere im Hinterkopf; Einige lassen sie

durch ein Contagium verbreiten, Andere durch ein Miasma. Man weiß nicht, hilft süß oder sauer, kalt oder warm, trocken oder naß, Sitzen oder Schwitzen. Die „Allg. Ztg.“ sagt, man solle scharfen Senfteig auf den rasirten Hinterkopf legen; die belgische Regierung aber läßt ausschreiben, heiße Ziegel auf die Fußsohlen müßten es sein. Dr. Dyes empfiehlt Chlorwasser als unfehlbares Heilmittel; Dr. Honinburger aber in Calcutta läßt Quassia einimpfen und rettet dadurch acht von zehn Patienten. Herr Pfarrer Jos. Reither zu Groß-Marosch in Ungarn macht einen nationalen Kornbranntwein von einer Schärfe, daß der Schnurrbart brennend werden könnte, und rettet dadurch von dreihundert Kranken zweihundertneunundneunzig. All' das dürfte nur beweisen, daß der Finessen-Sepperl der größte Philosoph gewesen ist, den München je hervorgebracht oder berufen hat; denn: „Nichts Gewisses weiß man nicht.“

Genau wie mit der Cholera steht es mit der socialen Frage. Die Krankheit ist fürchterlich, aber die Heilkünstler, welche sich vordrängen, wissen nicht, sollen sie dieselbe hinten oder vorne anpacken. Ja, die sociale Frage wird eigentlich noch weit schlimmer behandelt, als die Cholera. Denn man hat doch noch nirgends gelesen, daß Einer gegen die Cholera das Köpfen empfohlen hätte, oder das Aufhängen, oder das Zusammenliegen mit Cholerakranken; ungefähr solche zweckmäßige Mittel empfehlen sie uns aber gegen die sociale Krankheit.

Es ist ja ganz augenscheinlich, daß gerade die Schule es ist, welche die Hauptschuld an der landwirthschaftlichen Dienstbotennoth trägt; gleichwohl ist es fast unmöglich, daß ein gebildeter Deutscher von diesem Mangel spricht, ohne daß er die Schule als Gegenmittel empfiehlt. Sie meinen, wenn alle Mädchen Goethe und Schiller lesen würden, so würde bald keine Düngergabel mehr müßig stehen. Inzwischen vaziren diese uneleganten Gabeln gerade deßhalb, weil es zu viel Klaviere, Stick-, Strick-, Näh-, Busen- und Haarnadeln gibt.

Die andere Commission galt dem Dienstboten-Mangel. Man vernahm über die Arbeiten dieser Commission, an deren Spitze der preußische Ackerbau-Minister Graf Königsmarck stand, Folgendes: In erster Linie wurde auf die Auswanderungsverhältnisse Rücksicht genommen, und durch welche Maßregeln die Auswanderung in ersprießlicher Weise beschränkt werden könnte. Dann ward die Nothwendigkeit anerkannt, die Schulen zu verbessern und die materielle Lage der Lehrer zu heben. Es wurden Maßregeln zur Erleichterung der Rückwanderung aus Amerika in Vorschlag gebracht. Von hervorragender Wichtigkeit sei die Anschaffung von Maschinen an Stelle der Dienstboten. Ein Gesetz über den Contraktbruch wurde als zweckmäßig begrüßt u. s. w. Mit solchen Polizeikniffen soll einer Krankheit der menschlichen Gesellschaft abgeholfen werden! Es ist Petersilie, den es während der Hungersnoth geregnet hat.

Der Arbeitermangel unserer Zeit ist eine abnorme Erscheinung. Er ist wie der Wassermangel auf dem Meere: Wasser ringsum, aber keines zum Trinken! Noch niemals hat es so viele Leute auf der Welt gegeben, wie jetzt. Fürst Bismarck hat zwar viel gethan, um wieder etwas Platz zu machen; allein trotzdem nimmt die Dichtigkeit der Bevölkerung überall zu. Niemals gab es einen solchen Menschenüberfluß und niemals einen solchen Arbeitermangel wie in unseren Tagen. Die socialen Heilkünstler haben unzähligemale die Entstehungsfrage gestellt. Die Antwort lautet dann zumeist, die ganze Calamität komme von der bornirten Gesetzgebung einer glücklich überwundenen reactionären Periode her, wo die Bauern nicht jeden Strolch heirathen und sich fortpflanzen ließen. So fein und scharfsinnig dieser Gedanke ist, so macht er doch nicht Alles klar. Damals nämlich, wo es viel weniger Leute im Lande gab, ist nie ein Dienstboten-Mangel fühlbar gewesen und jetzt in der Periode der Uebervölkerung nehmen die Köpfe zu und die Hände ab! — Geben wir doch der Wahrheit die Ehre und sagen wir offen heraus, was Schuld an der Misère ist.

Die Schuld liegt nicht an Einem Dinge. Es ist mit den socialen Krankheiten, wie es mit den physischen zu sein pflegt; meistens unterliegt der sterbende Mensch nicht einer einzelnen Krankheit, sondern einem ganzen concursus malorum. Aus diesem Rattenkönig von Uebeln ragt vor allen die Schule hervor. Wie die moderne Schule selber das Kind eines Uebels ist, nämlich der übertriebenen Cultur, so erzeugt sie fortwährend wieder Böses, nämlich die Superfötation des Lehrstandes auf Kosten des Nährstandes. Die Ueberwucherung der Schule ist eine Folge unserer verdorbenen Cultur. Niemand will mehr unten bleiben in der dienenden Schichte, Alles will sich empor arbeiten in die lichten Höhen der „Denker".

Aber wie die überwuchernde Schule eine Folge unserer verdorbenen Cultur ist, so wird sie zugleich wieder eine Ursache der socialen Krankheit. Der Wassersüchtige trinkt, weil er krank ist, und er wird noch kränker, weil er trinkt. Die Schule producirt über Bedarf. Zum Schreiben braucht man eine leichte Hand: es gibt zu viel weiße Hände und zu wenig schwielige. Alles wendet sich den gebildeten Berufsarten zu und für die ungebildeten bleibt Niemand übrig. Und doch muß es auch ungebildete Leute geben, sonst muß sich der Herr Pfarrer seinen Haber selber dreschen und der Bezirksamtmann seinen Dünger selber ausfahren. Aber das darf man jetzt gar nicht mehr sagen, daß es auch ungebildete Leute geben muß, weil es in der menschlichen Gesellschaft Stellungen und unerläßliche Arbeiten gibt, die einen Gebildeten unglücklich machen würden. Denn die Schulwuth hat unsere Gelehrten ganz dumm gemacht, so daß sie geradezu in's Feuer rennen. Man nehme doch nur die nächste beste Zeitung in die Hand: überall offerirt der Inseratentheil ein ganzes Rudel Gouvernanten, Jungfern, Gesellschaftsdamen, Beschließerinen, Stützen der Hausfrau u. s. w.; aber eine Oeconomiedirne findet ihr nicht. Ganz natürlich: jene sind zu viel, diese sind zu wenig. Und doch hören die liberalen Zeloten nicht auf,

aus denen, welche von Natur und Geburt zu glücklichen Mägden bestimmt wären, mittelst Schule und Bildung unglückliche Jungfern zu machen. Ja, unglückliche Jungfern! Die „Süddeutsche Presse" des Herrn Julius Fröbel ließ sich vor einem Decennium aus London schreiben: „Eine Vermehrung der Auswanderung aus dem vereinigten Königreich ergibt sich in den Classen der Gebildeteren, der Aerzte, Rechtsgelehrten, Erzieherinen. Die letzteren haben allerdings gute Ursache, zu gehen; denn im Allgemeinen ist ihre Lage ungünstig. Der Markt ist überfüllt, und mit Ausnahme von wenigen guten Stellen und einer gewissen Anzahl erträglichen, ist die Zahlung dürftig, die Stellung unerquicklich. Man kann das kaum zu oft sagen; vielleicht wird sich's doch die eine oder die andere der vielen deutschen Familien zu Herzen nehmen, die ihre Töchter in Schwärmen herüberschicken. von denen viele hier nur durch wenig würdige Annahme von Unterstützung durch wohlthätige Gesellschaften sich durchhelfen [1])."

So ist es, die Schule bringt unsere Gesellschaft aus dem Gleichgewicht. Die Schulwuth hat schon mehr deutsche Jünglinge und Mädchen um's Leben gebracht, als die Cholera.

Wo sollen denn die Dienstboten herkommen, wenn alle Welt, Männlein und Weiblein, studiren müssen? An der Schulwuth geht das Volk zu Grunde. Wir haben es schon gesagt, und wiederholen es allen Schul-Fanatikern zum Trotze: es muß ungebildete Leute geben, weil es unentbehrliche Berufsarten in der Welt gibt, welche einen Gebildeten unglücklich machen würden. Wer die doppelte Buchführung versteht, der mag nicht Vieh füttern, und das Vieh will auch gefüttert sein.

Es ist mit den Leuten, wie mit dem Lande. In einem bewohnbaren und culturfähigen Lande muß es nicht bloß Treibhäuser und Gärten, sondern es muß auch Wiesen, Felder, Wälder und sogar Weideplätze geben. Mensch und Baum haben

1) „Südd. Presse." Jahrg. 1868. Morgbl. Nr. 172.

viele Aehnlichkeit, also auch Volk und Wald. Ein Volk, welches noch den frischen freien Wald, nicht bloß auf Berg und Höhen, sondern abwechselnd mit Wiese, Feld und Garten auch in Thälern und Ebenen besitzt, hat nicht bloß eine grüne und gesunde Gegenwart, sondern auch noch eine Zukunft. So ist in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimniß ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt, wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slavenreiches verbürgt, während uns aus den englischen und französischen Provinzen, die gar keinen ächten Wald mehr haben, ein schon halbwegs ausgelebtes Volksthum entgegen schaut.

Wenn wir über ungeheuere Strecken einer unfruchtbaren und uninteressanten Landschaft hinreisen, so drücken die Scenen, die uns umgeben, nicht bloß unsern Geist nieder und legen uns wie durch Zauber ein ungeselliges Stillschweigen auf, sondern sie theilen sogar unserem Verstande etwas von ihrer eigenen Dürre mit. Man sagt, es habe eine Zeit auf unserem Planeten gegeben, wo in Folge der großen Menge von Kohlensäure in der Atmosphäre das Wachsthum der Vegetation überaus üppig, rasch und colossal war. Bei einem Rückblick auf die etwaigen Menschen damaliger Zeit ahnen wir: „daß es Riesen waren in jenen Tagen.“

Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom rohesten Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrer Corruption, welche sogar die Präsidentenwahl fälscht, würden rasch ihrem Untergang entgegen eilen, wenn sie im Hintergrund nicht den Urwald hätten, der ein frischeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland groß zieht. Die Wildniß ist das große ruhende Baarkapital, auf dessen Hinterlage die Amerikaner noch lange ihren politischen und socialen Schwindel forttreiben können. Aber wehe ihnen, wenn einmal dieses Stammkapital selber aufgezehrt ist.

Spanien ist nach Abtreibung der Wälder strichweise verödet.

Das italienische Abgeordnetenhaus berieth am 20. und 21. April 1877 ein Gesetz über den Waldschutz. Alle Parteien waren sich bewußt, daß sie über eine Lebensfrage Italiens verhandelten und daß die Wiederbewaldung des Apennins das größte Culturproblem der Halbinsel sei. Der deutsche Wald mit seinen Gerechtsamen und Servituten war bis vor Kurzem ein letztes verkörpertes Stück Mittelalter. Nirgends lagen die Trümmer des feudalistischen Elements so offen zu Tage, wie in den Forstordnungen. Der Wald allein sicherte dem Landvolke eine von der Hetzjagd der Concurrenz und der Parcellenwirthschaft unberührte Beisteuer zu seiner Existenz. Es ist merkwürdig, daß die Vertheilung der Wälder in Deutschland meist mit dem Ausbruch der Schulwuth zusammenfällt. Heute gibt es keinen offenen, gemeinschaftlichen Wald mehr; jede Hecke ist im Privatbesitz abgeschlossen. Der Barkenkäfer und der Schulmeister wirken synchronistisch.

Die Feinde des Waldes deuten siegesgewiß auf die nicht mehr ferne Zeit, wo man gar keine Wälder mehr brauchen wird wegen der sich mehrenden Ersatzstoffe des Holzes, wo man alles Waldland in Ackerland verwandeln kann, damit jede Scholle in den civilisirten Staaten Europa's auch einen Menschen ernähre. Dieser Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen, hat für die Phantasie jedes natürlichen Menschen etwas grauenhaft Unheimliches, ganz besonders ist er aber dem germanischen Geiste zuwider. Es wäre alsdann Zeit, daß der jüngste Tag anbräche. Emanuel Geibel hat dieses natürliche Grauen vor dem äußersten Maß der absoluten Civilisation in seinem Gedichte „Mythus" symbolisirt. Er schafft sich eine Sage von dem zum Knechtesdienst gefesselten Dämon des Dampfes. Erst dann wird dieser seine Bande sprengen und mit seiner im Kern der Erde schlummernden titanischen Urkraft die Erde selber zertrümmern, wenn einmal der ganze Ball überzogen sein wird mit dem Zaubernetze der Eisenbahnen. Bis dahin werden auch alle Wälder in Ackerland umgewandelt sein.

In unseren Walddörfern sind unserem Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Haiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildniß und Wüstenei ist eine nothwendige Ergänzung zu dem cultivirten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildniß in Deutschland gibt. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein todtes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mit sammt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft.

Es ist eine seltsame Begriffsverwirrung, wenn Viele die Waldrodungen in dem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts noch wie ein Urbarmachen des Bodens, wie einen Act der inneren Civilisation ansehen, durch den das gerodete Stück überhaupt erst der Cultur gewonnen würde! Der Wald ist für uns nicht mehr die Wildniß, aus der wir in's geklärte Land hinausstreben sollen, sondern eine wahrhaft großartige Schutzhege unserer eigensten volksthümlichen Gesittung [1]). Wie im Leben der Natur, so sind auch im socialen Leben Wälder nothwendig, d. h. Menschen, Volksgruppen ohne alle Schulbildung. Sind die Berge abgeholzt, so schwemmt der Sturzregen das Bischen übrige Vegetation weg. Ist die Natur gänzlich durch die Schule verdrängt, so stirbt auch im Volksleben das Beste ab in Blasirtheit und Blödsinn, während die Blutregen der Revolution alles Uebrige

1) Vgl. W. H. Riehl, „Land und Leute". Volksausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta. 1861. S. 28, 35 und allenthalben.

noch abschwemmen. Urwälder, die noch keine Menschenhand berührt hat, gibt es in Europa nicht mehr; aber Hochwälder müssen wir haben. Wilde Menschen darf es in der christlichen Gesellschaft nicht geben, aber ungeschulte müssen sein. Für die untersten Schichten genügt die Schule des Lebens. Die bekannten fünf Stücke, welche nach dem Katechismus jeder Mensch nicht bloß glauben, sondern auch wissen muß, reichen noch immer zur Seligkeit aus, selbst wenn man auch über Umfang, Inhalt und Zweck des allerneuesten bayerischen Schulplanes keinen Bescheid wüßte. Es ist ebenso unmöglich zu glauben, daß die Bildung einmal allgemein werden könne, als anzunehmen, daß es je einmal auf der ganzen Welt zu gleicher Zeit Tag sein könne. Wenn beides einmal eintreten sollte, dann muß es der jüngste Tag sein.

Was würde man sagen, wenn so ein halbnärrischer landwirthschaftlicher Professor aufträte und etwa Folgendes behauptete. In Bayern gibt es noch eine Million Tagwerke Wald, das ist ein antediluvianischer Zustand. Wenn das lauter Acker, Wiesen und Gärten wären, so könnte das Land eine Million Menschen mehr ernähren; also muß man die Wälder abholzen und sie cultiviren. — Ja probirt es; dann sind Land und Leute caput! Es muß Wälder und Haiden geben! Wir loben die Kunstgärtnerei, wir ermuntern und bewundern sie; aber es wird Niemanden einfallen, das ganze Land in einen Garten zu verwandeln. Den Freischärlern von 1848 sagt man nach, daß sie in einer Resolution das Ministerium aufgefordert hätten, im Winter alle Fluren und Wälder auf Staatskosten zu heizen. Während wir nun aber über diesen Unsinn in der physischen Welt lachen, betreiben wir den gleichen Unsinn in der socialen Welt mit dem Fanatismus der Secte. Im Gebiete des Geistes darf es durchaus keinen uncultivirten, keinen naturwüchsigen Fleck mehr geben: Alles muß cultivirt sein. Alles muß lesen und lesen und lesen und schreiben und zeichnen. Ganz richtig! Aber wenn alle Welt Schulmeister wird, dann dürft ihr euch nicht wundern,

daß es keine Knechte und Mägde mehr gibt. Dann mag sich der Herr Baron nur seine Senkgrube selber ausfahren, und die Frau Baronin ihre Kühe selber putzen; denn Leute, die Etwas gelernt haben, mögen das nicht mehr thun. Es muß auch in der Menschenwelt Wälder und Haiden geben, und wenn ihr Stallmägde und Pferdeknechte wollt, so müßt ihr nicht alle Welt zu Studenten und Pensionärinen machen. Es muß Ungebildete geben, sonst gibt es auch keine Gebildeten mehr, wie es auch keinen Feiertag mehr gäbe, wenn kein Werktag wäre. Nur dann gibt es ein Oben, wenn ein Unten ist. Die Communisten haben Recht, wenn sie die Schulwuth loben, aber die Communisten wollen auch nicht alle Welt hinaufheben, sondern Alles zu sich hinabziehen. Und im Communismus gäbe es auch keine Cultur mehr.

Außer Stande, gegen die offenbare Wirklichkeit anzukämpfen, lassen unsere Schulmeister das Schlagwort „ultramontaner Volksverdummung" gegen uns los. Allein das Kraftwort rührt uns nicht. Wie sollten wir auch die Herren fürchten, welche sich nur dadurch behaupten können, daß sie sich durch Verbannungsgesetze, Lehrmonopol, Universitätszwang und dergleichen freie Mittel das Versimpelungsmaterial in die Bude treiben lassen!

Wir sind nicht Gegner der Wissenschaft, nicht Feinde der Schule. In die Schule sind wir selber achtzehn Jahre lang gegangen, und die Wissenschaft pflegen wir alle Tage unseres Lebens. Man ist nicht ein Feind und Verächter der Kunstgärtnerei, wenn man für die Erhaltung der Wälder plädirt. Die Pelargonien, Centifolien, Dalien und Astern gefallen uns recht gut; aber wir sind der Ansicht, daß es auch Kornblumen, Vergißmeinnichte und Wasserrosen thun. Vor Männern der Wissenschaft beugen wir uns tief, aber Bauern muß es mehr geben als Professoren. Aber unsere Schulwuth hat die ganze bürgerliche Gesellschaft aus dem Gleichgewicht gebracht. Zu Paris hat Scribe 1829 die berühmte „Gesellschaft dramaturgischer Schrift-

steller" gegründet: es waren ihrer 30 Stifter. Im Jahre 1875 zählte dieselbe Gesellschaft 749 Mitglieder. — Armes Frankreich, hättest du um 700 Bauernknechte mehr und um 700 Dramaturgen weniger! Auch bei uns kann man ernsthaft zweifeln, ob es z. B. in Oberbayern mehr Professoren oder mehr Bauernknechte gibt. Nun gehen zwar die Schulmeister auch zeitweilig auf's Land; aber sie säen nicht und ernten nicht und spinnen nicht, lassen sich aber gleichwohl von ihrem himmlischen Vater gut ernähren.

Und obwohl der Lehrstand, d. h. die Leute, welche nicht körperlich arbeiten, durch die grassirende Schulwuth ohnehin bereits so sehr überwuchert, daß er den Nährstand beinahe erdrückt, so fährt die Staatsgewalt gleichwohl fort, die Jugend zur Schulmeisterei förmlich zu verführen. So z. B. erhalten in Bayern 90 Procent sämmtlicher Schulpräparanden ein jährliches Staatsstipendium von je 50 fl. — Und da soll es noch Bauernknechte geben! Und dabei faseln sie noch von Lehrermangel! Es gibt Schulen, welche 12—16 Werktags- und 6 Feiertagsschüler zählen, und dafür muß die Gemeinde einen definitiven Lehrer halten. Alles was recht ist! Der fabrikmäßige Betrieb der Schule producirt bei uns über Nachfrage. In Württemberg findet zu keinem Berufe ein solcher Andrang statt, wie zum Lehrfach. Im J. 1877 haben sich über 500 Schulpräparanden gemeldet und um Staatsstipendien nachgesucht. Die Zahl überstieg bei Weitem die Bedürfnisse des Landes; gleichwohl wurden 214 Unterstützungen gewährt. Der Münchener „Volksfreund" vom 23. October 1877 enthielt folgenden Artikel:

„Unsere Präparandenschulen sind in jüngster Zeit die reinsten Versorgungsanstalten für liederliche und faule Schlingel geworden. An den höheren Lehranstalten werden auch die kleinsten Stipendien nur an solche Studirende gegeben, welche über ihre Dürftigkeit wie über ihre Sittlichkeit und über ihre Fortschritte durch Zeugnisse sich ausweisen; an den Präparanden-

schulen dagegen werden die Stipendien an alle Zöglinge ohne Ausnahme, sogar an Söhne sehr reicher Eltern, sogar an die unfleißigsten, talentlosesten und unwürdigsten Repetenten, in vollstem und reichlichstem Maße verschwendet. Da kann es allerdings vorkommen, daß Repetenten nicht Lust hatten, die Anstalt zu verlassen, da sie durch die Stipendien die Mittel zu einem flotten Nichtsthun erhielten; ja die „Augb. Postztg." berichtet sogar, daß einzelne Eltern, welche die Unfähigkeit und Unwürdigkeit ihrer Söhne erkannten, diese nur deßhalb in Lehrerbildungs-Anstalten beließen, weil man ihnen „weitere und höhere Stipendien" in Aussicht stellte. In der Pfalz sind sogar „die in der einjährigen Praxis befindlichen Seminaristen" alle besoldet und die ihnen „zur Anschaffung von Büchern" verliehenen Stipendien sind — Biergeld, wie dies die betrübenden Resultate der Anstellungsprüfungen beweisen."

Soweit haben der Staat und die Schulwuth mit einander den Leuten die Köpfe verrückt, daß es als eine reale Pflichtverletzung erscheint, wenn Eltern ihre Kinder dem landwirthschaftlichen Berufe widmen. Alle einigermaßen anständigen Eltern fühlen es wie eine heilige Pflicht, ihre Kinder „Etwas lernen zu lassen," d. h. sie ja nicht der Landwirthschaft zu überlassen. Dieses „Etwas", was gute Eltern die Kinder lernen lassen, ist nun bei unbemittelten bäuerlichen Eltern ein Handwerk, bei bürgerlichen Eltern die Schullehrerei und Schreiberei, bei allen Gebildeten das Brodstudium. Nur der vermögende Bauer läßt seinen Sohn wieder Bauer werden, aber seine Tochter schickt auch er schon gerne in's Institut. Die landwirthschaftlichen Dienstboten aber rekrutiren sich ausschließlich aus den Kindern der ledigen Weibsbilder, die jetzt zwar nicht ausgestorben, aber plötzlich insgesammt ausgeheirathet sind, und aus den Kindern solcher kleinbegüterter Eltern, die gewissenlos genug sind, ihre Kinder nicht auch „Etwas lernen zu lassen". Eine solche Begriffsverwirrung hat die Schulwuth angerichtet! Als ob die

Landwirthschaft nicht auch Etwas wäre, was gelernt sein will! Jeder, der Dienstboten hat, weiß z. B., daß unter zehn Dirnen kaum eine füttern kann.

Aus dem Gesagten erklärt sich aber auch schon theilweise die Verwilderung der Dienstboten, welche eine allgemeine Klage der Bauern bildet. Woher stammen sie denn? Wenn sie ordentliche Eltern gehabt hätten, dann wären sie ja keine Dienstboten. Die Schulwuth hat es dahin getrieben, daß es als eine gesellschaftliche Makel gilt, „Nichts gelernt zu haben,“ d. h. ein Knecht oder eine Magd geworden zu sein — und dann wundern sie sich, daß dieses verachtete Geschlecht der deutschen Parias ausstirbt! Als ob nicht ein ganz anderer Fond von Kraft, Sitte und Charakter dazu gehörte, eine tüchtige Bauerndirne zu sein, als so eine lumpige Kellnerin oder „kohlensaure Jungfrau“! Allein diese hat „Etwas gelernt“ und jene natürlich nicht, und darum ist es Pflicht des Staates und jedes Gebildeten, alle Bauerndirnen durch Schule und Unterricht zu kohlensauren Jungfrauen zu veredeln. Schon das langjährige unthätige Schulhocken bei oft schon sehr vorgeschrittener körperlicher Entwickelung der Kinder schwächt die Arbeitslust und disponirt zur Weichlichkeit. Denn trotz der banalen Phrasen vom Ruhme der Arbeit, von der Heiligkeit der Arbeit u. s. w. ist und bleibt die Arbeit ewig und einzig nur ein nothwendiges Uebel, dem der Mensch die Ruhe unbedingt vorzieht. Die Arbeitslust oder doch den Fleiß muß sich der Mensch erst angewöhnen. Davon aber geschieht in der Schule das Gegentheil, wie schon der Name besagt. Das Wort Schule stammt vom griechischen σχολή, und dieses sproßt aus der Wurzel von σχεῖν, ἔχω, d. h. freie Zeit haben, Σχολαστικός der Schüler kommt von σχολάζω müssig gehen, bedeutet also einen Menschen, der nichts zu thun hat, daher auf tolle Einfälle geräth[1]). Im Lateinischen heißt der Schullehrer

1) Griech.-deutsch. Wörterbuch von Dr. V. Chr. Fr. Rost. Erfurt, Hennings. 1829. II. Bd., S. 518.

ladimagister, d. h. Spielmeister, woraus zur Genüge erhellt, was das Alterthum für Ansichten über die Förderung des angeborenen Arbeitstriebes durch die Schule hatte.

Die sociale Gährung im deutschen Landvolke äußert sich bis zur Stunde vornehmlich durch einen bedenklichen Hang zur Auswanderung. Die in Cincinnati erscheinende Zeitung „Unsere Zeit", welche sich die Vertretung deutscher Interessen zur Aufgabe gemacht hat, enthielt i. J. 1866 folgenden Artikel über den barbarischen Unfug, der mit deutschen Auswanderern getrieben wird: „Wie wir hören, veraccordirt sich gegenwärtig in New-York jede Woche die erschreckliche Zahl von durchschnittlich nicht weniger als 500 Mann neu angekommenen deutschen Einwanderern als Arbeiter nach dem Süden. In den bekannten Arbeitsnachweisungs-Bureaux von Zander und Meyer Nr. 4 Greenwichstraße, Hindenlang (?) Nr. 27 Greenwichstraße, werden diese Leute angeworben. Als ein weiteres Bureau dieser Art, und zwar als das schlimmste von allen, wo die Armen auch noch zwei Dollars per Mann dafür bezahlen müssen, daß sie Arbeit bekommen, wird uns Nr. 71 Broadway bezeichnet. Jeden Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend gehen die Bahnzüge ab, welche die frisch angeworbenen Transporte nach dem Süden befördern, und wovon nur der allermindeste Theil bisher von den Deutschen abgefaßt und zurückgehalten wurde. So schwunghaft und großartig wird jetzt dieses Geschäft betrieben . . . In die erledigte Stelle Afrika's, das aufgehört hat, dem neuen Continent seinen fürchterlichen Tribut an Menschenfleisch zu entrichten, will also jetzt das „gemüthliche" Deutschland eintreten, um seinen Beruf als „Denkernation" und Weltvolk besser zu illustriren."

Aber auch die Socialdemokratie dringt bereits in unsere landwirthschaftlichen Kreise ein. Der „Volksstaat" vom 20. August 1873 schreibt: „Die Verhältnisse haben sich in Deutschland seit dem letzten Kriege in einer Weise entwickelt, welche die kühnsten Erwartungen der Feinde des heutigen Staats- und Gesellschafts-

systems übertrifft." Das heißt auf Deutsch: das Proletariat wächst heuer mit den Pilzen in die Wette. Jetzt fehlt nur noch, daß wir die „Bildung" in eine solche Tiefe hinuntertreiben, wo auch die Bauernknechte auf den „Volksstaat" stoßen. Das ist ja das einzige Hinderniß, daß die socialdemokratische Agitation mit dem Strikewesen noch nicht in die landwirthschaftlichen Kreise eindringen kann, weil der Strom der „Bildung" in jenen Regionen noch nicht schiffbar ist.

„Als das größte Uebel zeigt sich,
Daß die Bauern gar nicht lesen.
Das ist Schuld an allem Unheil
Und am Bauernkrieg gewesen."

Wird jener Strom erst schiffbar sein, dann werden die Piraten der menschlichen Gesellschaft gleich zur Stelle sein. Und die Wasser steigen zusehends. Bereits fangen sie auch in Deutschland an, unter dem Mantel der landwirthschaftlichen Vereine Volksbibliotheken, Lesezimmer, Vereinsbibliotheken u. dgl. einzuschmuggeln. Die Früchte werden nicht ausbleiben. Mit den „Lichtenhofer Blättern" geht es an und mit dem „Volksstaat" geht es aus. Leider sind sogar einige katholische Geistliche, ich weiß nicht dumm oder servil genug, den Wolf im Schafspelz zu recommandiren. Die unglückseligen Erfahrungen Frankreichs, wo sich jene bäuerlichen Lesezimmer in wahre Kloaken der „Bildung" verwandelt haben, scheinen für jene Kreise verloren zu sein. Aber macht nur so zu! Erst wird das Lesen System und dann kommt das „Gang-System". Ist denn die Cochonnerie in den unzähligen Wirthshäusern noch nicht genug? Muß auch die literarische Besoffenheit noch unter die Bauern kommen? Nun, dann werden an Stelle der blauen Montage ganze blaue Wochen treten, und noch verschiedene andere Dinge werden blau werden.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule erzeugt das Proletariat.

„Wann erscheint der rechte Meister,
Der den Wasserkrug zerschlägt,
Und zu Besen macht die Geister,
Und damit die Tenne fegt?"
M. Diepenbrock.

Die Aufklärung unseres Jahrhunderts hat alle Gespenster aus der Welt vertrieben bis auf das „rothe Gespenst". Der Pauperismus, die Massenarmuth, die Legionen der „Enterbten" sind es, welche den Geist der Zeit in Angst erhalten. Der Liberalismus, welcher das herrschende System des Zeitalters ist, läugnet jede überirdische Gebundenheit. Für alle Dinge, auch für Recht und Moral, statuirt er die letzten Gründe im Diesseits, woraus mit logischer Nothwendigkeit Wohlleben und Reichthum als Endzweck des menschlichen Daseins auf Erden sich ergeben. Aber wie dem Lichte der Schatten, so folgt dieser Theorie die blutige Furie der Revolution, vor welcher unsere Zeit entsetzt zusammenschrickt.

Die Schriftsteller, welche sich in der Presse und auf dem Katheder mit Erklärung und Lösung der socialen Frage beschäftigen, handtiren hierbei ausschließlich mit materiellen Factoren, indem sie Kapital und Arbeit, Kraft und Zeit, Angebot und Nachfrage, Waare und Geld 2c. gegen einander abwägen. Allein nicht in dem Verhältniß von Kapital und Arbeit, d. h. nicht in dem Mißverhältniß des Reichthums zur Armuth liegt in Wahrheit der Angelpunkt der socialen Frage, sondern in dem Verhältniß der Religion zur Libertinage, in dem Verhältniß der

Sitte zur bürgerlichen Entfesselung liegt er. Die Sitte ist der Kitt der Societät; wo sie zerbröckelt, verfällt die Construction der historischen Gesellschaft und der Schutthaufen des Proletariats wächst unaufhaltsam. Die sociale Frage ist zuerst eine ethische, nachher erst eine volkswirthschaftliche. Der Arbeiter bricht nicht mit Religion und Sitte, ja mit der ganzen bestehenden Gesellschaft, weil er sich „enterbt", d. h. arm fühlt; sondern zuerst hat er mit Glaube und Sitte gebrochen, und dann fühlt er sich arm. Zuerst hatte Adam vom Apfel gegessen, und hernach erst merkte er, daß er und die Eva nackt seien. Nicht umgekehrt ist es gewesen; vorher hatte er nichts gemerkt. Arm ist der Arbeiter immer gewesen, früher sogar viel ärmer als jetzt.

Der Unterschied zwischen Armuth und Proletariat ist genau derselbe, wie zwischen Irrthum und Ketzerei. „Raisonnir' Er nicht!" pflegte der Vater des alten Fritz durch die Nase zu schnarren; aber gerade das Raisonniren macht es aus. Nichts kann bezeichnender sein, als daß die Socialdemokratie aller Länder sich unablässig mit der theoretischen Erörterung ihrer Stellung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft abmüht. Was sind wir, was wollen wir, was wollen wir nicht: das sind die stabilen Themate, worüber ihre tausend Reden und Schriften nur Variationen liefern. Dieses Ventiliren der gesellschaftlichen Stellung liegt den ächten Söhnen der ächten, alten Stände gänzlich fern. Und der einzige Umstand, daß der Proletarier reflectirt, d. h. über sich selber und seine Stellung innerhalb der Gesellschaft raisonnirt, reicht hin, um das ganze Proletariat als eine durchaus moderne Erscheinung zu charakterisiren.

Die Armuth von ehemals und von heute sind ganz incommensurable Größen, welche sich gar nicht unter eine Gleichung bringen lassen. Nicht die Massenarmuth als solche bildet die zunehmende Gefahr, sondern das täglich wachsende Bewußtsein dieser Massen von ihrer Armuth. Die Armuth war immer auf Erden und wird auch niemals vom Erdboden verschwinden; „denn

Arme habet ihr allezeit bei euch." Matth. 26, 11. Aber die Armuth war früher naiv, d. h. sie philosophirte nicht über die eigene Lage. Die Bettler stellten nicht die Frage: „warum hat euch Gott verboten, von diesem Baume zu essen?" Man merke: der verbotene Baum ist der Baum der Erkenntniß gewesen. Das „warum" ist eine gefährliche Frage, wie schon die kurze Geschichte des Paradieses beweist. Mit der besseren Erkenntniß geht die Unschuld verloren. Die Bettler früherer Jahrhunderte glaubten, daß sie Bettler von Gottes Gnaden seien, wie die Könige ihren Stuhl auf Gottes Gnade gründeten. Sie erfaßten ihre Armuth als die unerforschliche Fügung des Himmels und waren resignirt in diesem Glauben. Sie grübelten nicht über den Unterschied zwischen Reich und Arm und fragten nicht murrend an, warum es nun einmal so und nicht anders geworden sei. Sie nahmen eine Hungersnoth hin, wie man Regen und Sturm und böses Wetter hinnimmt, sie sahen Hunderte neben sich verschmachten und verderben, ohne daß dadurch der Gedanke des Aufruhrs gegen die Reichen in ihnen entbrannte.

Das Christenthum hat Unglück und Noth geheiliget, um sie zu lindern. Die christliche Liebe ging in diesem Bestreben so weit, daß der Gipfel des menschlichen Elendes, der Aussatz, das ganze Mittelalter hindurch als eine Gabe Gottes, eine besondere Auszeichnung, ein Beweis der göttlichen Aufmerksamkeit galt[1]). Die Armuth aber wurde innerhalb der christlichen Kirche von einem Glanze umgeben, den einzig nur die Glorie der Jungfräulichkeit überstrahlte. Sie ist eines der drei großen Gelübde, auf denen das ganze Ordenswesen beruht. Durch solche Ehre der freiwilligen Armuth verlor auch die unfreiwillige jede Makel. Noch im sechszehnten, und auch im siebenzehnten Jahrhundert

1) Vgl. was hierüber im „Leben der hl. Elisabeth" vom Grafen v. Montalembert, Aachen und Leipzig bei J. A. Mayer 1837, S. 298 ff. so schön geschrieben steht.

nannten sich die Bauern beinahe in ganz Deutschland „arme Leute" und führten diesen Namen als einen ganz ehrbaren Titel, der ihnen nach eigener Ueberzeugung und nach der Anschauung der Zeit eben so nothwendig und unabänderlich zukam, wie den anderen Ständen das Prädicat von Fürsten, Prälaten, Rittern und Herren. Der jetzige vierte Stand umschließt die zum socialen Raisonniren erwachte Armuth.

Die sanfte Elegie war einst die Stimmung der Armuth, welcher bekanntlich am Ende niemals der Trost fehlt. Wohl das schönste deutsche „Lied eines Armen" hat Uhland gedichtet, und dieses enthält folgende Strophen:

„Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
„Ich seh' die gold'ne Saat:
„Mein ist der unfruchtbare Weg,
„Den Sorg' und Mühe trat.

„Doch weil' ich gern mit stillem Weh'
„In froher Menschen Schwarm
„Und wünsche Jedem guten Tag,
„So herzlich und so warm."

So singt kein Socialdemokrat, das ist nicht die Stimmung der „Enterbten". Ihre Dichtungsart ist die Dithyrambe, welche die wildeste und trunkenste Begeisterung des Hasses gegen die Besitzenden schnaubt.

„Mit dem Beil in der Faust, in dem Herzen die Wuth, stürmt an der Enterbten Gewaltschaar,
„Dumpf dröhnt und schwer ihr eherner Tritt, wild wehet im Winde das Haupthaar.
„Wir gedenken des Raub's, den an uns ihr verübt, schamlos von Geschlecht zu Geschlechte,
„Weggaunernd durch eurer Gesetze Betrug uns der Arbeit Früchte und Rechte.
„In dem stolzen Palast der Cultur, der erbaut durch uns, ihr lungernden Drohnen,
„Habt frech ihr genistet euch ein, uns heißt in den Höhlen des Jammers ihr wohnen.

„Jetzt trinkt ihr behaglich des Arbeitsvolks Mark zu euch, ledig der Sorgen,
„Aus goldenen Kelchen, im Taumel der Lust, nicht denkend an's schreckliche Morgen.
„Es ist da! Wie den Gott ihr der Priester so schlau durch die Wissenschaft stießet vom Throne,
„So schleudern den euern, das goldene Kalb, in den Koth wir mit siegendem Hohne."

Das ist ein Demokratenlied [1])! Der Unterschied springt in die Augen: früher streckte der Arme die Hand aus, jetzt ballt er die Faust; einst führte er den Bettelstab, jetzt führt er den Knittel.

Er hat ihn auch früher schon manchmal geschwungen. Es sind die Geschichte des Aufstandes der römischen Sklaven unter Spartakus, die Episode des „armen Konrad" und verschiedene Niedermetzelungen der Juden, welche sich augenblicklich Jedem aufdrängen. Wir gestehen, daß die Armee des Spartakus, hervorgegangen aus ähnlichen gesellschaftlichen Zuständen, auch die meiste Aehnlichkeit mit den Bataillonen der Pariser Commune hat. Gleichwohl fehlte jenen wilden Haufen die Reflexion des Hasses, die Theorie der Revolution. Sie wollten den Bau der Gesellschaft stürmen, nicht um ihn einzulegen, sondern um ihn nun ihrerseits zu bewohnen. Sie wollten mit den bisherigen Herren nur die Rollen tauschen. Spartakus war ein aus dem Gefängnisse ausgebrochener Gladiator, und der Haupteindruck seiner Erscheinung ist doch der eines großartigen Räuberhauptmannes. Ihn treibt der Instinct, nicht der Gedanke. Die aufständischen Bauern des Reformationszeitalters trieb ebenfalls nicht der Haß gegen das Kapital, sondern die Liebe zu demselben. Sie raisonnirten nicht gegen das Erbrecht und über den Productionsprozeß des Kapitals, das fanden sie Alles ganz gut, da-

1) Aus dem anonymen Flugschriftchen: „Die Gesellschaft". Passau, J. Bucher 1872.

rum griffen sie zu. Es war Raubwesen im Großen. Vollends gar die armen Teufel, welche, von den Juden oder von einer Hungersnoth zur Verzweiflung getrieben, ihre Aussauger erschlugen, können hier gar nicht in Betracht kommen. Im Hungerwahnsinn haben manchmal schon die Hunde eines Dorfes sich zusammengerottet und die Menschen gefressen. Der Abstand ist unabsehbar zwischen einem solchen armen Menschen, der das Eigenthum stiehlt und einem modernen Proletarier, der das Eigenthum für Diebstahl erklärt. Kurz: der Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden ist alt, aber das sociale Bewußtsein der Armuth als Stand ist neu. Gedämmert hat es manchmal früher schon, neuestens leuchtete es hell vom Brande der Tuilerien. Unter solchen Verhältnissen wäre es freilich ein Unglück, wenn bei uns noch Menschen aufwachsen würden, die nicht gelehrt worden wären, über den besten Staat zu raisonniren und eine eigene Weltanschauung sich zu bilden. Die alte Welt gleicht ohnehin einem Guckkasten vor lauter Weltanschauungen. Die Schule liefert Holz in die brennende Stadt, das Petroleum aber besorgt die Presse.

Die Massenarmuth des gemeinen Mannes wird nur da gefährlich, wo ihr die Massenfaulenzerei der begüterten Welt gegenüber liegt. Die Schule lehret nicht bloß die Enterbten aller Stände „raisonniren" und macht so aus Bettlern Proletarier, sondern sie erzeugt schon direct den Pauperismus. Die Schule schafft uns die Massenfaulenzerei. Wir haben in Deutschland jetzt beinahe ebenso viele Leute, welche das Papier bearbeiten, wie solche, welche das Feld bebauen. Deutschland erzeugt mit seiner Zwangschule mehr geistiges Product, als es brauchen und bezahlen kann. Diese chronische Ueberproduction, welche zudem in fortwährendem Wachsen begriffen ist, zeugt von einem krankhaften Zustande der gesammten Nationalarbeit und von einer widernatürlichen Vertheilung der Säfte. Die Diagnose ist um so trüber, als den lokalen Anschwellungen stellenweise Einschrumpfun-

gen am selben Körper entsprechen, wie die Dienstbotennoth zeigt. Der Büchermarkt von Leipzig ist ein noch weit traurigeres Schlachtfeld deutschen Geistes, als der Industriepalast in Philadelphia. Das Geistesproletariat ist eine weit schärfere Satyre auf den Nationalwohlstand, als alles Fabrikarbeiterelend. Wir stehen hier vor einem bösen Zirkel. Die geistige Production schießt in's Kraut, weil ihr der materielle Erwerb nicht hinreichend lange und tiefe Wurzeln gewährt, und diese Wurzeln können sich hinwiederum nicht recht vertiefen und verbreiten, weil Saft und Kraft unmäßig in das endlose Blätterwerk treiben.

Der Schwerpunkt des Proletariats liegt in Deutschland nicht bei den Fabrikarbeitern oder Landpächtern wie in Frankreich und England, noch weniger bei den verdorbenen Bauern, denn nicht die unteren Schichten der Gesellschaft sind bei uns am meisten zerbröckelt, sondern die höheren. In der Aristokratie, im gebildeten Mittelstande Deutschlands ist die Existenz des Einzelnen durchschnittlich weit mehr gefährdet, die Concurrenz weit übermächtiger als bei den Handwerkern und im Bauernstande. Die Proletarier des Geistes sind für Deutschland dasselbe Schreckgespenst, was für Frankreich die brodlosen Handarbeiter, für England die Fabrikbevölkerung. Die gebildeten Proletarier sind bei uns der Sauerteig, der das gesammte übrige Proletariat immer erst in Gährung versetzt. Was von socialen Bewegungen im Sinne des Proletariats in neuester Zeit in Deutschland vorgekommen ist, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen. Das eigentlich gefährliche Proletariat unseres Vaterlandes geht nicht in der Blouse, sondern im Frack; es fängt bei den apanagirten Prinzen und mediatisirten Reichsfürsten an und reicht bis zum letzten hungerigen Literaten abwärts. Der Widerstreit des Erwerbes mit dem Bedürfnisse, der eingebildeten gesellschaftlichen Stellung mit der wirklichen, ist bei dieser Gruppe des vierten Standes am unversöhnlichsten.

Die Proletarier der Geistesarbeit haben existirt, seit man

überhaupt des Geistes Weben und Schaffen als Arbeit zu betrachten und auf den Markt zu bringen begann, und gar viele Männer, deren Bildsäulen die Geschichte in dem Pantheon des nationalen Ruhmes aufgestellt, waren nichts Anderes als solche Proletarier. Aber in dem Maße, als die ganze nationale Existenz Deutschlands mehr und mehr zu einer bloß literarischen zusammenschrumpfte, mußten die Proletarier der Geistesarbeit eine immer höhere Meinung von ihrer Bedeutsamkeit bekommen und immer schneidender den Widerspruch empfinden, worin ihre materielle Stellung hiezu stand. Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie selbst nun auch wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten. Aber die Wirklichkeit spottet der Bildung und Einbildung, und der Zorn darüber ist das Ferment des Proletariats.

Wir haben gesehen, daß kein einziger der alten Stände mehr intakt ist: alle liefern ihr Contingent zur Armee der Enterbten; aber das Hauptdepot ist die Schule. Hier keimt und sproßt das ganze Proletariat der Geistesarbeit, welches Riehl zerlegt in Schulmeisterproletariat, Beamtenproletariat, perennirende sächsische Predigtamtscandidaten, verhungernde Privatdocenten, Literaten, Journalisten, Künstler aller Art, vom gastirenden Virtuosen bis zum wandernden Comödianten und den Drehorgelleuten und Bänkelsängern abwärts. Ueberschlägt man in Gedanken diese Legion der deutschen Geistesproletarier, dann muß man wohl zu dem Resultate kommen, daß in keinem Lande Europa's die in Rede stehende Gruppe des vierten Standes zahlreicher und mannigfaltiger vertreten sei als bei uns. Es liefert dies den Beweis, daß der Umsatz des materiellen und namentlich industriellen Kapitals der Nation unverhältnißmäßig zurücktritt neben dem Groß- und Kleinhandel, Schacher und Wucher, der mit dem geistigen Pfunde getrieben wird.

Und das rentirt nicht! Die kümmerlichen Honorare, welche

die Heroen unserer classischen Literaturepoche für ihre dem Verleger mitunter sehr einträglichen Meisterwerke bezogen, sind vielfach im Einzelnen bekannt. Wer sich überzeugen will, daß selbst die geistvollste Tagesschriftstellerei in den hiefür doch am empfänglichsten gestimmten Tagen der ersten französischen Revolution nur einen gar mageren Verdienst gewährte, der mag Georg Forster's kummervolle Briefe nachlesen. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß zu selbiger Zeit in den zahlreichen Sinekuren von Historiographen, Bibliothekaren, fürstlichen Privatsecretären und besoldeten Titularräthen aller Art dem bekannteren Schriftsteller nicht selten eine sorgenfreie literarische Thätigkeit vergönnt wurde, und daß diese Stellen jetzt in eben dem Verhältniß zusammengeschrumpft sind mit den ehemaligen Höfen. Diese kleinen deutschen Höfe mit ihren Stellen sind beinahe sämmtlich eingegangen, die höheren und niederen Schulen aber, welche dereinst weiter nichts waren als ein Departement der Hofhaltung, wie eben die Theater, Löwenzwinger und Fasanerien auch, diese sind geblieben. Ohne unsere politische Geschichte versteht man unsere Schulkrankheit nicht. Das fürstliche Mäcenatenthum, welches der Humanismus besonders in Schwung brachte, producirte Schulen aller Art. Es wäre kein rechter Kurfürst gewesen, der nicht eine Landesuniversität hatte, und wo ein kleiner Herzog das nicht erschwingen konnte, unterhielt er doch Gymnasien und Lyceen. Das gehörte, wie gesagt, zu einer respectabeln Hofhaltung, gerade so wie Pferde, Equipagen und Lakaien. Der Strom der Zeit hat die kleinen Höfe weggeschwemmt, ihre Kunstgärten, Wasserkünste, Glockenspiele u. s. w. sind eingegangen, ihre Schulhäuser aber sind geblieben. So werden immer studirte Leute producirt, und es existiren die Stellen nicht mehr, wo sie früher versorgt wurden. Da muß der breite Strom des literarischen Proletariats freilich wachsen von Jahr zu Jahr. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sehen wir wohl einige beliebte Roman- und Schauspielschreiber auftreten, die sich ein ganz hübsches Einkommen zusam-

mengeschrieben haben mögen, allein das waren damals wie heute rare Schwimmer auf dem endlosen Meere. Der Journalismus war im vormärzlichen Staate nur geduldet wie weiland die Schutzjuden; die Literaten aber wollten keineswegs Schutzjuden sein. In dem Seitenblicke auf französische und englische Preßverhältnisse schwelgend begann das deutsche Literatenthum sich zu fühlen, und doch waren solche Zustände in Deutschland noch gar nicht vorhanden. Die Nation war reicher geworden an politischer Begeisterung, aber reicher für die Publicisten war sie darum durchaus nicht. Nicht die Steigerung der buchhändlerischen Rente, sondern der sehr unangenehme äußere Zwang der gesteigerten Concurrenz hatte die Buchhändler bestimmt, der schriftstellerischen Industrie mindestens einen Bettelpfennig zu garantiren. Und es ist wirklich ein Bettelpfennig. Die Pennyalinears haben ihren Namen davon.

Durch Einwirkung der Schule und des von ihr erzeugten Literatenthums scheidet sich vor unseren Augen das ganze Bürgerthum in zwei große Abtheilungen: in Bourgeoisie und in Proletariat. Jenes sind die Besitzenden, diese die Enterbten. Alle sind gebildet und Alle raisonniren. Die Reichen raisonniren über Religion und Moral, weil sie sich von diesen genirt fühlen; die Armen raisonniren über das Erbrecht und das Kapital, weil hier sie der Schuh drückt. Und die Zersetzung geht unaufhaltsam fort, der Classenhaß steigt, der Friede weicht.

Am besten hält noch der Bauer Stand, und zwar, man täusche sich doch nicht, einzig deßhalb, weil er noch nicht „gebildet“ genug ist. Er hält Kopfweh für die leichteste Krankheit, weil ihm die Arbeit mit dem Kopfe die leichteste und entbehrlichste Arbeit dünkt. Der Bauer von ächtem Schrot und Korn beneidet den vornehmen Mann keineswegs, er hält ihn vielmehr immer für etwas windig und unsolid. Die Geschichte weiß von Bauernbewegungen aller Art zu berichten, von Anstrengungen und Kämpfen, durch welche eine Besserstellung des vielgeschun-

denen und geplagten Landmannes bezweckt wurde; aber ein Streben der Bauern, aus ihrem Stande und Beruf heraus zu treten, vornehme Leute werden zu wollen, den Pflug liegen zu lassen, um etwa das ruhigere Geschäft eines Rentiers und Kapitalisten oder eines Pariser Staatsfaulenzers zu ergreifen, ein solches Streben ist bei den deutschen Bauern ganz unerhört. Dagegen liegt gerade der Kern der socialen Bewegung in den niederen Schichten der städtischen Gesellschaft darin, daß immer der geringere Stand und Beruf den höheren beneidet und in seine Stelle einrücken möchte, daß der geringere Arbeiter sich seines Berufes schämt. Der Fabrikarbeiter, der Handwerker wünscht nicht etwa bloß seinen Arbeitsverdienst erhöht, — das wünscht der Bauer auch — er will aufhören Fabrikarbeiter, Handwerker zu sein, er schämt sich dessen, er möchte auch ein großer Herr werden. In diesem erbärmlichen Neide, der sich bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft fortsetzt, liegt das nichtswürdigste und unsittlichste Moment der socialen Agitation. Der Bauer kennt diesen Neid noch nicht, er ist noch von dem edlen Stolze des Korporationsgeistes beseelt, der früher auch den Handwerkerstand beseelte und ihn so viel ehrenwerther und tüchtiger erscheinen ließ, als es jetzt großentheils der Fall ist. Will der siebenbürgische Sachse seine Achtung vor einem Manne ausdrücken, so sagt er: „et äß äser ener" — er ist unser einer. Wenn der Mann im Rock den Mann im Kittel über die Achseln ansieht, dann ist dieser sofort mit der schlagenden Argumentation zur Hand: „wenn wir Bauern nicht wären, dann hättet ihr nichts zu essen." Und bei diesem Worte soll der Bauer stehen bleiben, es ist ein stolzes Wort, darauf er sich schon etwas einbilden kann. Nun aber die Schule! Diese erklärt schon von vornherein, daß der Bauer ein ungeschlachter und ungehobelter Klotz sei, der eben deshalb in die Schule müsse, damit man ihn hobele. Der Bauernbube muß sich hüten, ja nichts zu offenbaren, was seinen Stand verriethe; muß, um ein braver Schuljunge zu sein, werden wie die Schusterbuben und die Institutsmädchen!

Dagegen wird aber auch der Bauer, wenn er einmal aus der alten festen Form herausgerissen ist, der allerverderbteste Bengel. In den Gegenden, wo ein entarteter, modernisirter Bauernstand seine Sitze hat, sind jetzt meist die Kirchen leer, dagegen das Saufen und Lärmen am Sonntage während des Gottesdienstes zur Sitte geworden. Mißhandlung der obrigkeitlichen Personen, namentlich der Vollziehungsbeamten, heimtückische Verwüstung fremden Eigenthumes aus Neid oder Rachsucht oder zum Behufe der Erpressung waren in den Tagen der Anarchie an der Tagesordnung. Und neben die Criminalstatistik der entarteten Bauern reiht sich meist — im Verhältnisse wie Ursache und Wirkung — die Criminalstatistik der Dorfschullehrer. Der proletarische verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende, verkommene Literat in den Städten spielt. Die Wirksamkeit einer großen Zahl badischer Volksschullehrer bei der Einfädelung und Durchführung des badischen Aufruhres ist bekannt. Lehrreich dürfte es sein, ein Fragment aus der neuesten Criminalstatistik des Herzogthums Nassau daneben zu stellen. Dasselbe ist von Riehl, einem Manne, der sicherlich nicht feindselig der modernen Cultur gegenüber steht. „In Nassau saßen im Sommer 1850 acht Schullehrer — d. h. beinahe ein Procent der gesammten Lehrerschaft — gemeiner Verbrechen angeklagt in den Criminalgefängnissen. Auf fünf derselben lastete die Anklage des Meineides und verschiedener Betrügereien, darunter der unerhörte Fall, daß einer ein förmliches Institut zur Ausschwörung falscher Eide errichtet hatte und arme verführte Landleute für diesen Zweck gegen ein Billiges vermiethete; der sechste war des Versuches unzüchtiger Handlungen gegen seine eigenen Schulkinder angeklagt, der siebente der Ermordung eines von ihm geschwängerten Bauernmädchens, der achte der Urkundenfälschung. Würde die gesammte

erwachsene Bevölkerung Nassau's ein gleiches Procent wie der Lehrerstand in die Criminalgefängnisse geliefert haben, so hätten dieselben damals beiläufig zweitausend Insassen beherbergen müssen; die Zahl der Criminalgefangenen soll aber nie über hundert gestiegen sein; von sämmtlichen Criminalgefangenen des Landes fielen also acht Procent auf den Lehrerstand. Von der großen Zahl politischer und religiöser Wühler unter den Schulmeistern, die theilweise durch Dienstentsetzung bestraft wurden, wollen wir hier nicht reden, da uns keine Zahlenangaben zu Gebote stehen. Jedenfalls würde sich hier das Verhältniß noch auffallender herausstellen. Aber nicht der Lehrerstand als solcher trägt die Schuld an alle dem, sondern fast lediglich die verkehrte Politik, welche den Lehrer, der unter Bauern wirken soll, zu einem in Halbbildung überbildeten Proletarier der Geistesarbeit erzieht und dadurch mit dem Volkslehrer zugleich den jungen Nachwuchs der Bauernschaft aus allen natürlichen Bahnen reißt. Wir glauben aber nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß die sittlichen Zustände des Lehrerproletariats so ziemlich Hand in Hand gehen mit den Zuständen des modernisirten, verstädtelten, proletarischen Bauern überhaupt. Hierin liegt ein beherzigenswerther Fingerzeig [1])."

Im Allgemeinen ist der Stand der Schullehrer stets zahlreicher im Lager der Enterbten vertreten gewesen, als in der Gesellschaft der Reichen. Nicht als ob sich nicht einzelne Männer daraus hoch empor geschwungen hätten. Die HH. Barodet in der französischen, Strauß rc. in der bayerischen Kammer sollen sich nur nicht einbilden, daß etwa das Abgeordneten-Mandat, welches sie besitzen, den Gipfel welthistorischen Schulmeisterglückes bilde. Es sind schon ganz andere Dinge dagewesen! Johannes Zemisces kam aus der Schule zum Kaiserthum. Johannes I., Zemisces oder Zemisca, war Feldherr des byzantinischen Kaisers Romanus jun., heirathete dessen Tochter Theodora, tödtete dessen

1) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". S. 133 ff.

Nachfolger Nicephorus und ließ sich 969 durch den Patriarchen Polyeuctus krönen. Wie Flavius Vopiscus berichtet, ist auch der Imperator Bonosus der Sohn eines armen Schulmeisters gewesen. Die Stelle bei Vopiscus lautet: „Bonosus war ein Spanier, seiner Abstammung nach war er ein Brittanier, mütterlicher Seits ein Gallier; nach seiner eigenen Aussage wäre sein Vater ein Rhetor gewesen, er war aber, wie ich von Anderen erfahren habe, nur ein gewöhnlicher Schulmeister [1]."

Solch' glückliche Schullehrer, obschon es deren noch viele ähnliche geben mag, sind gleichwohl weiße Raben, und in der Regel sind die Raben schwarz. Viel häufiger kommt es vor, daß Leute, welche aus besseren Schichten unter das Proletariat hinabgesunken sind, gerade bei der Gruppe der Schullehrer sich einreihen. Als der nachher in Bayern so einflußreich und so berüchtigt gewordene Baron von Ickstadt noch als Abenteuerer in der Welt herumfuhr, stellte er auch einmal in London seine vagabundirende Penaten auf. Um sich Nahrung zu verschaffen, hing er anderen Tages eine Tafel vor seinem Quartier aus mit der Aufschrift: „Hier lernt man Mathematik, Latein, Griechisch 2c." Die Neuheit der Sache zog so viele Zuhörer an, daß der Herr Baron ein gutes Geschäft machte. Unter den berühmten Afrika-Reisenden des Continents nimmt der Portugiese Travasso Valdez einen hervorragenden Platz ein. Der Mann hatte ein wechselvolles Schicksal: er war General, Beamter, Schriftsteller, Verlagshändler, zuletzt versuchte er es noch als Schullehrer zu Barra Mansa in Brasilien, wo er sich 1877 selbst erschoß. Um dieselbe Zeit meldeten die Zeitungen, daß Riciotti Garibaldi, Sohn des Giuseppi und selbst General, als Schulmeister in Victoria auf Australien sich niedergelassen habe. Auf dem socialistischen Weltcongreß im Haag 1872 spaltete sich die internationale Arbeiterassociation in die Marx'sche und Bakunin'sche Richtung.

---

1) *Flav. Vopisci*, Scriptt. hist. rom. ed. Haurisius II, 423.

Letztere ist die radicalere und verwirft jede Gebundenheit des Individuums, sogar den Staat. Bakunin ist 1876 zu Genf gestorben; seitdem wird seine Partei von dem früheren Schullehrer, jetzigen Redacteur Guillaume in Lausanne geleitet. So findet eine Art Freizügigkeit, wenn nicht gar Wahlverwandtschaft statt zwischen Schulmeisterei und Proletariat. Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Stellung, Ueberbildung und Einbildung disponirt sie für einander.

„Was stehst du hier in stillem Schmerz?
„O Schäfer, sag' es mir!
„Wohl schlägt auch hier ein wundes Herz,
„Das ziehet mich zu dir."

Was Kaiser Max I. von den Franzosen sagte, das gilt auch von ihnen: „sie singen höher als die Noten lauten, sie lesen anders als geschrieben steht, sie reden anders als ihnen um's Herz ist."

Dreizehntes Kapitel.

Die Schule ist die Carrikatur der Gesellschaft.

„Sie schlagen ein Rad wie ein Indian,
Gar elendig schaut sich's von hinten an."
Clem. Brentano.

Alle menschliche Gesellschaft beruht auf der Familie. Keine Familie, keine Societät und kein Staat. Das wirkende Princip ist bei der Familie der Naturtrieb: der Wille kann ihn leiten und bändigen, aber nicht einmal hervorrufen. Gleichwohl wird durch den Willen der Gatten erst vollendet, was durch den Trieb der Natur nur eingeleitet ist. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und der Geschwisterte unter einander beruht lediglich auf der Geburt, d. h. auf der natürlichen Nothwendigkeit. Aber da der Mensch aus Leib und Seele besteht, so treten zu den natürlichen Verhältnissen sogleich auch geistige Beziehungen, wodurch der blinde Instinct zum Gehorsam und zur Pietät sich verklärt. So wirken die Familienverhältnisse mit der Sicherheit einer Naturkraft und sind gleichwohl sanctionirt durch ein moralisches Princip.

Niemand wird behaupten wollen, daß bei der Schule das Gleiche der Fall sei. Die Schule ist nicht das Product der organisch wirkenden Natur, sondern die Wirkung mechanischer Gewalt, mag dieselbe ausgehen von wem immer. Die Schule begründet nicht dauerhafte Bande, und selbst dort wo Achtung und Liebe gegen einen guten Lehrer Wurzel fassen, sind diese nur zufälliger und persönlicher Art mit lediglich moralischer Kraft.

Die Familie enthält den Keim jeglicher socialer und staat-

licher Bildung. Sie ist das von der Natur gelegte Saatkorn aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Ohne die „Liebe“ würde auch der „Hunger“ nicht ausreichen, die Menschheit gesellschaftlich zu organisiren. Ohne die Familie würde auch der wirthschaftliche Zusammenhang der Gesellschaft in Nichts zerfallen; denn es ist zuletzt doch nur die Hauswirthschaft, welche der Volkswirthschaft einen ausreichenden Halt gibt.

Dieses zugegeben, so muß man die staatliche Zwangsschule geradezu ein Attentat gegen die menschliche Gesellschaft nennen. Sie legt nicht den Keim zu gesellschaftlichen Gestaltungen, sondern sie zerschneidet diesen Keim, indem sie die Familie zerreißt. Während die Schule in ihrer natürlichen Stellung die Eltern nur unterstützt, ihnen aber keineswegs das Dispositionsrecht über ihre Kinder nimmt, reißt die Zwangsschule die Kinder aus den Armen der Eltern. Sie ist der künstlich geheizte Brutofen neben dem natürlichen Vogelnest.

Die Familie erzeugt Kinder, die Schule setzt abstracte Individuen neben einander. Aus der Familie entwickeln sich in ruhiger Gesellschaft naturnothwendig die Stände. Das erzeugende Princip ist bei den Ständen die Gleichheit der Lebensweise, der Arbeit, der Nahrung, des Erwerbes, kurz der ganzen Lebensstellung, woran sich verschiedene Rechte und Interessen und eine verschiedene Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft anschließen. Die Stände fassen also wirklich gleiche Menschen in einen sittlichen und rechtlichen Rahmen zusammen, die Schule aber pfropft Kinder, welche gesellschaftlich völlig ungleich sind, in die gleichgehobelte Schulbank zusammen. Dieses äußere Nebeneinander erzeugt keinen innern Halt; und während die Familie die lebendigen Stände erzeugt, producirt die Schule nur ein Publikum. Die Schule gliedert sich nicht, sondern scheidet sich in Klassen. Deßgleichen hat das Publikum nur Gesellschafts-Klassen, durch die Höhe der Kapitalsrente abgetheilt, und im wilden Klassenkampf gegen einander begriffen.

Die Stände entstehen aus der Geburt und sind zwar nicht nothwendig — denn das wäre die Kaste — immerhin aber in der Regel erblich.

„Und weil mein Vater e Schuster is,
„Hab' ich e Schuster werde gemüß."

singt Adalbert Müller in seinem „Wanderleben". Dieser Ursprung aus der Geburt gilt auch beim geistlichen Stande, wo die Zeugung eben eine geistige ist. Darum lassen sich die Priester der katholischen Kirche, wo die leibliche Fortpflanzung durch den Cölibat unterbunden ist, von ihren Gläubigen Väter nennen. In noch weit eminenterem Sinne nennen die Bischöfe ihre Priester Geliebte Söhne! Die Stände werden nicht planmäßig geschaffen, nicht von der Staatsgewalt „organisirt", sondern sie wachsen aus dem Organismus der Gesellschaft heraus, als das Product vieler zusammenwirkender Elemente. Die Stände sind der Hauptsache nach spontane Bildungen, der Staat schützt sie nur in der von ihnen selbst eingenommenen Stellung. All das ist bei der modernen Zwangsschule völlig anders gestaltet. Diese Schule entsteht nicht aus der Geburt, sondern aus der Conscription, sie bildet sich nicht organisch, sondern wird mechanisch erzeugt, sie ist kein spontanes Gebilde, sondern eine Einrichtung der Staatsgewalt.

Entsprechend ihrem Ursprung und ihrer Natur gemäß sind die Stände auch körperschaftlich organisirt. Sie bilden, entwickeln und regieren sich nach inneren Gesetzen, und nur in so weit sie einen speciellen Zweck und ein Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit haben, kommt ihnen auch eine wirkliche Bedeutung zu. Die Aristokratie hat überall, wo sie vorkommt, auch ihre besonderen Standesrechte, welche Anfangs in rechtskräftige Gewohnheiten sich ausprägen, später dann als Adels-, Haus- und Familiengesetze codificirt werden. Die Zünfte haben ihre Zunftordnungen, die sich ebenfalls aus biegsamen Gewohnheiten zu fixen Statuten entwickeln, während die bäuerlichen Sonderrechte sich nur selten

aus der Gewohnheit zum formulirten Gesetz ausbilden, da ja der ganze Bauernstand in allen seinen Lebensverhältnissen beinahe ausschließlich unter dem Banne der Sitte steht. Dagegen hat der Klerus seine Standesrechte um so schärfer präcisirt und im kanonischen Recht ein System geschaffen, welches keinem anderen Recht, auch dem römischen nicht, weder an Folgerichtigkeit, noch Gelehrsamkeit, noch Allseitigkeit nachsteht. Das formulirte Recht ist aber bei den ächten Ständen keineswegs die Hauptsache, sondern nur ein Accessorium, welches auch verschwinden kann, ohne daß deßhalb der Stand verschwände. Eben weil es hier der eigene lebendige Geist ist, der die Form geschaffen hat, so kann er dieselbe umbilden, kann sie temporär auch entbehren, könnte sie wohl ein zweitesmal schaffen. Dem Adel wurden oft seine Vorrechte genommen, aber sein Geist blieb ihm, und so bestand er fort. Die Bauern sind jetzt allenthalben Staatsbürger geworden, aber Lebensweise, Sitte und Gewohnheit halten den Stand noch vielfach zusammen. Anders verhält es sich mit dem Beamtenstande, dem Offiziersstande u. dgl., welche nicht aus dem socialen Boden hervorgesproßt, sondern ein Product der Staatsgewalt sind. Wenn sie heute ihre amtliche Geltung verlören, würden sie morgen spurlos verschwinden.

Die Schule stellt sich auch von diesem Punkte aus als ein Zerrbild der Gesellschaft dar. Sie könnte und sollte ein sociales Institut sein, mit der Aufgabe, die Familie zu unterstützen und den Wissenstrieb der ganzen Menschheit zu fördern. Sie hat aber ihre sociale Mission um das Linsengericht einer bureaukratischen Stellung hingegeben, ist ein Departement der Staatspolizei geworden, ohne innere Geschlossenheit, ohne selbsteigenes Bewußtsein. Unsere Schule, welche so sehr auf den freien Geist pocht, die Freiheit der Wissenschaft proklamirt und so überaus emancipationslustig ist, entwickelt sich nicht von innen heraus, sondern wird von außen commandirt, vom Ministerium aus, wo die Juristen herrschen und die Schulmeister groß und klein nur

antichambriren dürfen. So ist die Schule eine Composition aus socialen und bureaukratischen Elementen, d. h. eine Carrikatur. Alle Stände haben die Grundlage ihrer Existenz in einem eigenen Besitze, weil von Sonderrechten und irgend welcher Autonomie nicht die Rede sein kann, wo dieser fehlt. Die Bureaukratie wird niemals zu einem Stande sich verdichten, weil sie lediglich auf den Staats-Säckel angewiesen ist und keinerlei unbewegliche Habe besitzt. Ihre Devise wird und soll immer sein: „Wessen Brod ich esse, dessen Liedlein ich sing." Der Klerus, welcher gleichfalls immer mehr à conto des Staatsbudgets sich besolden läßt, verliert in eben dem Maaße seinen Standesgeist und seine Selbstständigkeit. Die Schule der alten Zeit war fundirt: die Universitäten hatten Güter und Höfe, Zehenden und Gilden, der letzte Dorfschullehrer hatte einen Acker, in Schulgeldern und Stolbezügen hatten sie eigene Einnahmen. Die moderne Staatsschule lebt ohne Spur eigenen Besitzes auf Staatskosten. Die Volksschulen sollen sociale Anstalten sein, wie schon der Name besagt, werden aber vom Staate decretirt und unterhalten; sie sind formell Gemeindeanstalten, und werden aus Kreisfonds salarirt. So ist die Schule auch in dieser Beziehung nicht Fisch und nicht Fleisch, sondern ein Zerrbild.

Von nichts träumt die moderne Schule so gerne, als von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Sie will, das wird bis zum Ueberdrusse wiederholt, „auf sich selber gestellt" werden. Dieses eigene Stehen und Gehen wäre ohne Zweifel als ein Naturrecht anzuerkennen, wenn die Schule nur auch eigene Füße hätte. Aber sie hat, wie eben erörtert wurde, kein eigenes Princip, kein Standesrecht, keinen selbstständigen Besitz und hat auch, um das noch zu sagen, keine eigene Sitte. Jeder ächte Stand hat auch seine eigene Sitte: vom Bauer, vom Adel und vom Klerus ist darüber nichts weiter zu sagen; sogar die unächten Stände wie Beamte und Soldaten haben in dieser Beziehung einen Anflug von Besonderung aufzuweisen. Nur die

Schulmeister haben es auch hier nicht einmal zu einem Anfluge gebracht. Sie affichiren sogar mit jenem edlen Stolze, der sein Gewicht um so tiefer fühlt, je mehr es in die Höhe steigt, ihr bekanntes »non scholae sed vitae«. Nur als Träger der Pedanterie ist der deutsche Schulmeister in Romanen und Comödien stabil geworden; aber das ist ja schon an sich die leibhaftige Carrikatur.

Weil die ächten Stände aus der Geburt entstehen, so haben sie, neben ihrer moralischen Seite, weit mehr noch eine physische. Dieses zeigt sich besonders darin, daß man fast ebenso leicht Aepfel auf Birnen propfen kann, als von einem Stand in den andern übertreten. Ein geadelter Bürger bleibt trotz seiner Orden und auch trotz seiner Millionen Zeit Lebens ein Parvenu, und ein in die Stadt übergesiedelter, zum Wohlstand gekommener Bauer mag mit der Zeit allerdings weiße Hände bekommen und sehr dicke goldene Ringe daran, gleichwohl „wischt er sein Dorf niemals ab". Noch schwerer geht der Weg umgekehrt: es braucht Generationen und erfordert den Druck jahrelangen Elendes, bis aus einem rechten Junker ein ehrsamer Bürger, oder aus einem rechten Bürger ein rechtschaffener Bauer wird. Das ist in der Schule ganz anders: man rückt um eine Bank hinauf und ist dadurch von einer niederen in eine höhere Classe übergetreten. Darum aber auch, und trotz des Spruches »non scholae sed vitae«, verhalten sich die Kinder der Schule und der Stände zueinander wie der in der Phiole destillirte Homunculus zu dem natürlich erzeugten Menschen.

Wie gesagt: alle Stände wurzeln im Besitz; die Schule abstrahirt von jeglichem Besitz und reflectirt auf den Kopf allein. Schon dadurch präparirt sie für das standeslose Proletariat, das sich „enterbt" nennt und auf Kopf und Arm allein sich stellt. Der Act über die ganze große Zeitfrage könnte ja füglich das Rubrum führen: „Arbeit contra Kapital." Wir haben gesehen, wo die Schule steht. Das Buch über „Schule und Societät"

schließt mit dem Resultate, daß die Schule ein Zerrbild der bürgerlichen Gesellschaft sei. Wo immer auf Erden die Menschheit sich civilisirt hat, ist sie abgestuft in verschiedene Stände, Berufsarten, Lebensstellungen. Die Pferde, die Hunde, die Affen sind vollkommen gleich. Sie sind verschieden gefüttert, treiben verschiedene Arbeiten, sind auch verschieden dressirt, bei alledem aber sind sie social gleich und werden nur numerirt. Werden die gesellschaftlichen Unterschiede in der Menschheit beseitiget, so hört alle Freiheit auf. Die Stände abschaffen heißt nichts anderes, als keine gesellschaftliche Entwickelung gestatten wollen. Kann die Gesellschaft sich frei bewegen, so ruft sie auch Unterschiede hervor, die sich mehr und mehr befestigen und einen eigenthümlichen Charakter ausprägen, worin eben das Wesen der Stände besteht. Das „allgemeine Lehr= und Landes=Lesebuch" hobelt Berg und Thal gleich. In der bisherigen Gesellschaft gab der Stand den Rang: in der Schule entscheidet die Nummer, wie beim Proletariat. Wenn der Schulmeister von Sadowa die sociale Entscheidungsschlacht gewonnen haben wird, dann wird es gleichwohl offenbar werden, daß eine Schaar Vögel keine Gesellschaft ist.

Zweites Buch.

Schule und Kirche.

Erstes Kapitel.

Die freie Schule ist eine Schöpfung der Kirche.

„Alle Civilisation ist von Rom ausgegangen. Betrachten Sie eine Weltkarte; überall wo der Einfluß Rom's aufhört, hört auch die Civilisation auf. Das ist ein Weltgesetz."

J. de Maistre.

Unter den banalen Phrasen des Jahrhunderts, welche Jeder im Munde führt und Keiner versteht, ist eine der gangbarsten diese: daß die Schule eine Tochter der Kirche sei. Auch die Liberalen acceptiren dieselbe, indem sie sagen, daß jede Tochter, zur Reife der Jahre gelangt, der mütterlichen Gewalt entwachse, daß also die Schule von der Kirche emancipirt werden müsse. Die Schule ist keine Tochter der Kirche. Sie kann es schon aus dem Grunde nicht sein, weil es mit natürlichen Dingen nicht angeht, daß die Tochter älter ist als die Mutter. Nun ist aber die Kirche um einige Jahrhunderte oder gar Jahrtausende jünger als die Schule, wie nicht bloß die Schönheit ihres Antlitzes beweist, sondern auch historisch erhärtet werden kann.

Niemals ist ein Name älter als die bezeichnete Sache. Immer war zuvor der Begriff oder das Ding vorhanden, und dann haben die Menschen erst einen Ausdruck, ein Wort dafür gebildet. Nun aber waren die Wörter σχολή und schola längst vor dem Christenthum schon auf Erden, und darum ist die Schule älter als die Kirche. Letztere hat Wort und Sache vom Heidenthum übernommen und adaptirt. Oder vielmehr nicht vom Heidenthum stammt die Schule und nicht vom Judenthum, sondern sie ist ja eine sociale Einrichtung, ein Product allgemein

menschlicher Entwickelung. Schulpläne und Schulinspectoren und Unterrichtsminister hat es zu Abrahams und der Propheten Zeiten freilich nicht gegeben; aber wo immer auf Erden planmäßig gelehrt und gelernt wird, da ist eine Schule, und das war schon lange vor Erbauung Bethlehems der Fall. Wir können uns hier auf die alten Propheten- und Philosophen-Schulen nicht weiter einlassen; die Erinnerung an den Schulmeister der Falisker ist odios; an den Schulbesuch der jungen Grachen aber ist schon erinnert. Vorübergehend soll noch notirt werden, daß nach der Erzählung des Aristoteles der Tyrann Dionysius zuletzt Schulmeister geworden ist. Es wird schwer nachzuweisen sein, wie die Druidenschulen im alten Germanien unter den berühmten Eichen organisirt waren; aber bestanden haben sie, wie schon vorlängst Cajus Julius Cäsar und neuestens F. J. Lipowsky bewiesen haben[1]). Wenn man durchaus bildlich sprechen wollte, so könnte man die Schule mit mehr Recht eine Amme der Kirche nennen, als eine Tochter; denn sie hat wesentlich zum Emporkommen des jungen Christenthums beigetragen. Die zwölf Apostel waren allerdings Analphabeten; aber der Dreizehnte war ein studirter Mann. St. Paulus, zu Tarsus in Cilicien geboren, besuchte die blühende Hellenistenschule seiner Vaterstadt und studirte später in Jerusalem unter Gamaliel's Leitung jüdische Theologie. Und dieser studirte Apostel, ausgerüstet mit den Mitteln der Schule, hat bekanntlich „mehr geleistet als alle andern", er ist der Weltapostel geworden.

Durch das Gesagte kann aber das Verdienst der Kirche um die Schule keineswegs geschmälert werden. Die Kirche hat sich alsbald nach ihrem Entstehen der Schule bemächtiget, hat derselben ganz neue Elemente zugeführt und dem Unterricht wie der

---

1) *C. J. Cäsar* de Bello Gall. l. IV. c. 14. F. J. Lipowsky, „Geschichte der Schulen in Bayern". München bei J. Giel 1825. §. 1.

Wissenschaft eine Verbreitung und einen Einfluß auf Erden verschafft, daß vor unseren Augen der Schulmeister um den Rang mit dem Priester streiten kann. Das muß man constatiren.

Die Religion des Kreuzes enthält zwei Elemente, welche wie ein energischer Keim zu dieser weltüberschattenden Entwickelung des Unterrichswesens getrieben haben. Erstens hat Christus der Herr die Kinder lieb gehabt, hat sie gerne bei sich gesehen und wiederholt gesegnet; zweitens hat er seinen Aposteln nicht das Schwert mitgegeben, wie Mohamed, sondern das Wort. Er selbst war das incarnirte Wort, seinen heil. Geist schickte er in Gestalt von feuerigen Zungen, und die gemeinschaftliche Instruction an die zwölf Botschafter lautete: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret jedes Geschöpf." Das war auf der Welt noch zu Niemanden gesprochen worden. Vor Christus gab es keine Lehrer für die Kinder des Volkes; die angeführten Worte des Erlösers erst haben die Volksschulen gegründet.

Auf dem allgemeinen Katholiken-Congresse zu Mecheln am 31. August 1864 hielt Msgr. Dupanloup eine Rede über den Volksunterricht, in welcher folgende Stelle auffällt: „Ich sage nicht, daß es zuvor gar keine Schule irgend einer Art gegeben habe, ja ich erinnere mich in der Schrift eines Mitgliedes der französischen Akademie gelesen zu haben, daß er in ägyptischen Hieroglyphen das Bild eines Knaben gefunden habe, der mit seiner Büchermappe zur Schule ging, also vor drei bis viertausend Jahren — es steht dieß, wenn ich mich recht erinnere, in der Schrift des gelehrten Herrn Emanuel de Rouge über die von Herrn Mariette entdeckten Denkmäler — was ich aber bestreite, ist dieß, daß dieses Kind ein Kind des Volkes war, denn ich weiß, wie man damals das Volk in Aegypten und auf der Oberfläche der ganzen Erde behandelt hat. Jesus Christus ist es, der zu einem Dutzend Männern aus dem Volke es gesprochen: „Gehet hin und lehret jedes Geschöpf!" Damals wurde der allgemeine Volksunterricht begründet, und seit achtzehn-

hundert Jahren haben wir nicht aufgehört, an demselben thätig zu sein."

Bezeichnend ist die Kürze und unglaublich die Kraft, welche in den beiden Worten liegt: „Gehet und lehret!" Gehet, gehet, wandert ohne Unterlaß, die Erde ist groß; lehret überall, lehret Alle, gehet bis an's Ende. „Gehet und lehret!" Dieses mächtige und doch so gehorsame Wort hat die Jahrhunderte durchmessen. Dieses Wort erfüllt sich in allen Kirchen, von einem Ende der Erde bis zum andern, so oft ein Priester die Kanzel besteigt und das Evangelium auslegt. In der Kraft dieses Wortes hat der Klerus vom Anfange an gegen die Verthierung der Geister den Angriff unternommen, wie er auch gegen die leibliche Sklaverei und Verthierung gekämpft hat. Die katholischen Kirchen sind und waren stets unentgeltliche und öffentliche Volksschulen für Religion, Moral, Philosophie, Politik und praktisches Leben.

Man wird es vielleicht doch entschuldigen, daß die Kirche zuerst Kirchen gebaut, d. h. Schulen gegründet hat für jene Disciplinen, durch welche der Mensch seine Seele zu den höchsten Dingen erhebt, und dann erst Schulen für Lesen, Schreiben und Rechnen. Indessen hat sie auch mit diesen letzteren frühe genug begonnen. In Zeiten, wo die „Staatsmänner" und Heerführer noch nicht lesen und schreiben konnten, wo noch kein Mensch an ein Kind dachte, da haben die Priester es gekonnt und der Jugend es gelehrt. Schon in den Katakomben hat die Kirche Schule gehalten. Denn in jene Zeit reichen die sogenannten apostolischen Constitutionen zurück, in welchen bereits den Eltern die Pflicht eingeschärft wird, ihre Kinder im Worte Gottes und in der weltlichen Lehre zu unterrichten [1]). In der Regel des heil. Basilius, welche aus dem vierten Jahrhundert stammt und zur allgemeinen Ordensregel für die Mönche der griechischen Kirche geworden ist, wird es den Mönchen zur Ordenspflicht gemacht, sich der Erziehung

1) Constitut. apost. IV. 10. in Labbei Concil. tom. I. p. 335.

und dem Unterricht der Jugend zu widmen und zu diesem Zwecke verwaiste, oder auch von den Eltern ihnen anvertraute Knaben in den Klöstern aufzunehmen. Viele dieser Knaben wurden Mönche und Priester, andere kehrten in die Welt zurück. Was in diesen Schulen gelernt wurde, zeigt folgende Basilianische Bestimmung: „Da manche Handwerke frühzeitig erlernt werden müssen, so sollen in solchen Fällen die Knaben den Tag über bei den Meistern des Handwerks sein dürfen, aber sonst mit den übrigen Zöglingen zusammen wohnen[1].“ (Und nicht als besoldete Knechte haben die Priester jener Tage Schule gehalten, unter ewigen Lamentationen über prekäre Stellung, sehnsüchtigen Suppliken um Heirathsbewilligung, Anciennetätszulagen und Gehaltsaufbesserungen, nicht unter dem blechernen Schild einer Bureaukratie, welche sie hätschelte; sondern um Christi willen, unter Hunger und Lebensgefahr.) Aus den düsteren Jahrhunderten der Völkerwanderung, wo nur selten ein bleicher Strahl der Geschichte die greifbare Finsterniß durchbricht, ist uns das Bild des heil. Cassian erhalten, welcher noch heute als Patron der christlichen Schullehrer gilt. Der heil. Cassian war ein Wanderbischof in Rhätien, welcher unter Autorität des Patriarchen von Aquileja einige Jahre auch das Bisthum Seben (Brixen) verwaltete. Von da durch einen Tumult der Heiden vertrieben flüchtete er sich nach Imola und fing an, dort Schule zu halten, der christliche Bischof für Heidenkinder. Die Bestrafung eines Schülers, des Corvinus, reizte diesen und dessen Vater so, daß sie die Vollmacht erwirkten, die Strafgesetze gegen die Christen auf Cassianus anwenden zu dürfen. Corvinus vollzog den Auftrag unter Beihilfe seiner Mitschüler selbst und Cassianus wurde im Lehrzimmer mit Griffeln und den Scherben der Schreibtafeln zu Tode gemartert. Sein Martyrium beschreiben Prudentius, Ennodius,

---

1) Basil. Regulae. Interrogatio XV. Opp. Basil. Ed. Garnier tom II. p. 355, 357.

Gregor von Tours und das Martyrologium von Notker. Sein Tod fällt in das Jahr 304[1]).

Wer immer die Geschichte der Schule in irgend einem Lande der Welt schreiben will, muß sich seine Quellen in den Akten der Concilien, in den Archiven der Bischofs- und Pfarrhöfe suchen. Die Schulakten des Staates befinden sich noch alle in den Manualschränken der Bureaukratie, weil sie erst gestern angelegt wurden. In Italien hat Rom die Cultur der antiken Welt geerbt, hat dieses kostbare Licht oft vor den Barbaren in die Erde vergraben müssen, aber niemals erlöschen lassen; und von Rom aus hat es sich wieder über die Erde verbreitet. In Frankreich hat zu Tours auf einer Insel der heil. Bischof Martin († 410) nachweisbar die erste Klosterschule gestiftet, welche gleich von achtzig Knaben besucht war. Der heil. Martin war vorher römischer Offizier gewesen. Theodulph, Bischof von Orleans, hat schon im achten Jahrhundert eine Verordnung über den Volksunterricht erlassen, welche folgende Stelle enthält: „Die Priester sollen Schulen haben in Dörfern und Weilern, und die Kleinen, welche ihnen von den Gläubigen zum Unterricht anvertraut werden wollen, sollen sie aufnehmen und sie zu lehren sich nicht weigern." Hinkmar, der berühmte Primas von Rheims, konnte daher bereits im neunten Jahrhundert seine Landdekane beordern, überall nachzuforschen, ob jeder Pfarrer eine Schule und einen passenden Kleriker habe, um den Kindern der Pfarrei den Elementarunterricht zu ertheilen. Der vom Papste Gregor d. Gr. anno 586 mit vierzig Religiosen nach England gesendete Benediktiner Augustin brachte dahin einen ganz neuen Aufschwung der Cultur, eine verbesserte Schrift, römische Kunst und Wissen-

---

1) Vgl. Proprium Festor. Dioeces. Ratisp. pg. 328. Dazu meine Festschrift: „St. Cassian und seine Kirche in Regensburg." Regensburg, Fr. Pustet, 1865; und die „Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens" von H. Rolfus und A. Pfister. Mainz, Fl. Kupferberg 1863, Bd. I. S. 302.

schaft. Er stiftete zu Canterbury ein Kloster mit einer Schule, welche bald einen abendländischen Ruf sich erwarb. Ein Provincial-Concil, das zweite von Vaison, befahl, „daß die Priester, welche Pfarreien vorstehen, so viel junge Schüler in ihre Häuser aufnehmen sollen, als sie können.“

Auch in Deutschland entstehen die ersten Schulen mit den ersten Klöstern. Der erste Mann, der sich eines bajuwarischen Jungen annahm, um ihn abzurichten, heißt St. Severin. Zur Zeit der Agilolfinger war Bayern schon in hoher Blüthe; von der Höhe seiner Cultur zeigt der Name Theodolinde. Bis zu dieser Stunde ist Bayern niemals wieder so groß und bedeutsam geworden wie damals. Ueber den Volksunterricht haben sich einige Bestimmungen aus jener Zeit erhalten, welche festsetzen, daß die Bischöfe fleißig die Schulen visitiren sollen, und daß keinem Fremden gestattet werden dürfe, Kindern Unterricht zu ertheilen. Es trieben sich damals in allen Ländern Fremdlinge herum, besonders Juden, welche sich Bischöfen und Pfarrern als Schulmeister anboten, junge Menschen an sich lockten und dann den Mauren in Spanien verkauften. Gregor von Tours erzählt ein schauderhaftes Malheur, welches dem Bischof Aetherius von Lisieux um's Jahr 580 mit einem vaganten Schulmeister begegnete[1]).

Kaiser Karl d. Gr. hat dem Schulwesen in seinem Reiche ein so mächtiges Compelle gegeben, daß ein verrückter Züricher Professor den großen Analphabeten neuestens als den Vater des Schulzwanges erklärte und über diese Idee 1865 eine Schrift herausgab.

Richtig ist es: mehr als tausend Jahre lang ist das ganze Unterrichtswesen Europa's beinahe ausschließlich in den Händen des Klerus gelegen. Schuld daran sind die HH. Liberalen selber,

1) Minutiöse Citate für alle vorstehenden Angaben finden sich bei Lipowsky a. a. O. und in der allegirten Rede Dupanloup's, welche 1864 bei Kranzfelder in Augsburg deutsch erschienen ist.

weil sie eben damals nicht beigingen. Auch das ist richtig, daß die alten Dom-, Kloster- und Pfarrschulen vom Volke wenig benützt wurden und zumeist nur von solchen Schülern frequentirt zu werden pflegten, welche höhere Studien aspirirten. Die alten deutschen Bauern hatten weder Geschmack noch Bedürfniß nach der Feder; denn sie wurden weder Soldaten noch Handwerksburschen und brauchten also keine Briefe zu schreiben. Erst mit dem Aufkommen des städtischen Lebens und eines freien Bürgerstandes konnte ein Unterricht im Lesen und Schreiben der Muttersprache und im Rechnen nach und nach als Bedürfniß für das praktische Leben sich geltend machen, namentlich in solchen Städten, wo ein lebhafter Handel stattfand. Dann aber entwickelten sich auch sogleich entsprechende Schulen. Diese Schulen waren theils städtische Anstalten, theils Stiftungen, theils Privatschulen. So finden wir denn Lese- und Schreibschulen zu Hamburg schon im dreizehnten Jahrhundert, gleich darauf zu Lübeck, wo die Schullehrer eine eigene Gewerbszunft bildeten, welche Einrichtung merkwürdiger Weise sich bis 1820 erhielt. Aehnliche Schulen waren in jener frühen Zeit auch zu Nürnberg, in Süddeutschland und in der Schweiz. Ebenso wurden Schulen für Mädchen von „Lehrmüttern" in den genannten Städten gehalten.

In dieselbe graue Zeit, nämlich in's dreizehnte Jahrhundert geht die Erwähnung der Meßnerschulen zurück, und das ist der Anfang der meisten jetzigen deutschen Volksschulen gewesen. Man übertrug dem Meßner der Kirche das Geschäft, den Pfarrer beim Unterricht der Kinder im Christenthum, beim Erlernen der Gebete zu unterstützen. Derselbe lehrte dann auch später, als sich dazu das Bedürfniß zeigte, und besonders als man nach Erfindung des Bücherdruckes den Lehrstoff erst allgemeiner bekam, das Lesen und die übrigen Elemente[1]). So ist die Volksschule ent-

1) Dr. Heppe, „Geschichte des deutschen Volksschulwesens". I. 1, 20, IV. 146, V. 224, 285. Mone, in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. II. 129, 131.

standen, nicht bloß die deutsche, sondern die Volksschule aller christlichen Länder. Diese, nämlich die Volksschule, ist in der That eine Tochter der Kirche. Die modernen Feuerreiter sind meistentheils zu wenig gebildet, um das zu wissen. Hat ja schon Heppe die Wahrnehmung gemacht, daß „selbst gebildete Pädagogen auch nicht eine Ahnung haben von dem wirklichen Ursprung der Volksschule".

Aus diesem geschichtlichen Entwickelungsgang erklärt es sich, warum noch heutzutage, besonders im ganzen katholischen Deutschland, die Schullehrer zugleich die Meßner- und Cantordienste versehen, freilich jetzt als „Nebendienste". Von Rechtswegen ist die Schullehrerei der Nebendienst. Im ganzen Königreich Bayern befanden sich am Schlusse des Jahres 1866 5523 katholische und 2553 protestantische Schulen. Mit 5410 dieser Lehrstellen war zugleich der Meßnerdienst verbunden. Daher auch kommt es, daß so viele Schulhäuser heute noch Eigenthum der Kirchenstiftungen sind. Die Kirche hat Millionen beigetragen zum Neubau von Schulhäusern, sie trägt heute noch Hunderttausende dazu bei, während die Pfarrhöfe vielfach verfallen.

Bei Gründung solcher Meßner- und Schulstellen haben sich die Kirchenstiftungen oft bedeutend, manchmal sogar übermäßig angestrengt. Der Pfarreien sind nicht wenige, wo der Meßner aus der Kirchenstiftung so viel bezieht, wie der Pfarrer. Bei nicht wenigen Pfarrkirchen soll der Meßner sogar mehr beziehen. In manchen Pfarreien ist die Stoltaxe auffallend gering angelegt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, um die Bezüge des Meßners möglichst in die Höhe schrauben zu können. Auch unzählige Legate wurden von Priestern und gläubigen Erblassern zu Zwecken der Volksschule aus religiösen Motiven gemacht. Und als die Kirche durch tausendjähriges Sorgen und Mühen die Volksschule geschaffen hatte, da kam der Staat, organisirte, reglementirte und confiscirte. Er behauptet, daß er ein hohes Interesse an der Volksschule habe, und bekanntlich gehört dem modernen Staat

Alles, woran er ein Interesse hat. Trotzdem die Kirche allenthalben säkularisirt, d. h. ihres Besitzthums größtentheils beraubt ist, trägt sie gleichwohl heute noch enorme Summen zum Unterhalt der Schulen bei. Diese kirchlichen Fundations- und Sustentationsbeiträge ziffermäßig festzustellen ist freilich schon wegen der Naturalbezüge, wegen der Casualien u. dgl. nur schätzungsweise möglich. Am Schlusse des Jahres 1866 entzifferten die Erträgnisse sämmtlicher Schulstellen Bayerns die Gesammtsumme von 3,118,720 fl. Darin sind enthalten: aus dem Vermögen der Schule 224,855 fl., aus Stiftungen 362,883 fl., Anschlag freier Wohnungen 362,883 fl., Ertrag der Dienstgründe (sämmtlich Meßner-Oekonomie) 135,267 fl. Die Cantors- und Organistendienste waren fatirt auf 241,442 fl., die Meßnerdienste auf 379,051 fl. Diese Ziffern haben nicht bloß eine budgetmäßige Bedeutung, sondern auch historische Beweiskraft.

Aber nicht bloß materielle Opfer hat die Kirche für die Schule gebracht, sondern noch weit mehr moralische. Sie hat nicht bloß der Schule den Tisch gedeckt, sondern sie hat ihr auch den Schweiß, die Kraft und die Tugend unzähliger Heiligen geopfert. Für alle großen Zwecke des menschenwürdigen Daseins hat die Kirche große Orden erzeugt: vor Allem für die Zwecke des Cultus, der Charitas, für Wissenschaft, Predigt, Brückenbau, Loskauf aus der türkischen Sklaverei. Für nichts aber sind mehr religiöse Genossenschaften gestiftet und approbirt worden, als gerade für Erziehung und Unterricht. Mit dem Aufkommen und Wachsthum des Volksschulwesens hat beinahe das ganze katholische Ordenswesen demselben seine Thätigkeit zugewendet. Selbst die alten Orden halten jetzt Schule; und wenn die Mannsklöster noch den höheren Unterricht vorzugsweise cultiviren, so halten hingegen die Benediktinerinen, Dominikanerinen, Cistercienserinen u. s. w. Schulen für kleine Mädchen. Es gibt keine beschaulichen Orden mehr.

Von der ungeheueren Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu

braucht man nicht weiter zu reden. Die Jesuiten haben das Schulwesen der ganzen Welt umgestaltet. Der heil. Hieronymus Aemilianus stiftete 1528 die Congregation von Somascha, welche nicht bloß unzählige Waisenhäuser gründete, sondern auch eben so viele Schulen, darunter höhere zu Rom, zu Pavia und allenthalben in Italien. Die Barnabiten wurden von drei Edelleuten in Mailand 1530 gestiftet, zum Zwecke des Jugendunterrichtes und der Leitung der Seminare. Die Oratorianer, vom heil. Philipp Neri 1548 gestiftet, haben Schulen aller Art gegründet und unterhalten. Philippus selber brachte „den Tag in Hospitälern und unter Kindern zu, die Nacht betend in den Katakomben". Innumeros pene filios Christo peperit, sagt das römische Brevier von ihm. Der heil. Franz Xaver, der Mann, welcher allein ein Kaiserthum bekehrte, er nahm ein Glöcklein zur Hand, lockte damit in den Straßen von Goa die Kinder zusammen und sagte: „Kommt Kindlein! und höret mich, die Furcht Gottes will ich Euch lehren." Der Heilige steht allein mitten in der orientalischen Welt, er kämpft allein gegen ein Meer von Hindernissen, aber überall und immer gründet er Kirchen und jedesmal daneben eine Schule. „Man muß die Kinder lesen lehren," so schreibt er immer, „das ist sehr wesentlich".

Und die Fruchtbarkeit der katholischen Kirche dauert ungeschwächt fort bis auf den heutigen Tag. Berühmt sind die „Brüder der christlichen Schulen". Sie nennen sich frères ignorantins aus Demuth, wie die Franziskaner sich fratres minores nannten. Aber unabsichtlich hat dieser Name noch einen anderen Sinn: wie nämlich die Verfolgung der Kirche in Deutschland „Culturkampf" heißt, weil sie ein Kampf gegen die Cultur ist, so heißen jene Brüder fratres ignorantiae, weil sie gegen die Unwissenheit kämpfen. Sie sind gestiftet vom Abbé de la Salle für unentgeltlichen Unterricht, vorzüglich im Christenthum. Im Jahre 1790 aus Frankreich vertrieben und ihrer

121 Anstalten beraubt, flohen sie nach Italien und gründeten dort neue Häuser. Napoleon I. rief sie 1805 zurück, und gegenwärtig zählen sie in Frankreich allein über 4000 Schulen.

Das katholische Frankreich hat noch mehrere andere Congregationen zum Zwecke des Unterrichts hervorgebracht. Die „kleinen Brüder" wurden 1822 vom Abbé Lamennais, dem Bruder des berühmten Gelehrten, für den unentgeltlichen Unterricht auf dem Lande gestiftet. Sie versehen gegenwärtig eine große Zahl von Schulen in Frankreich selbst, in Gabon, am Senegal, in Bourbon, in Cayenne, kurz überall dort, wo es keine Gehaltsaufbesserungen, Alterszulagen u. dgl. für Schullehrer gibt.

Die „Brüder des christlichen Unterrichts" besitzen z. B. in Frankreich allein 900 Schulen mit 6000 Brüdern; außerdem noch Schulen in Belgien, Oesterreich, Amerika, Indien u. s. w. Die „Gesellschaft Mariä", die „Alexandriner Brüder" u. s. w. sollen nur angedeutet werden.

Noch weit zahlreicher als die männlichen sind die weiblichen Kloster-Anstalten zu Zwecken der Schule. Der „Orden der Heimsuchung", gestiftet von der heil. Franziska von Chantal, erhielt von Papst Paul V. 1618 ausdrücklich die Bestimmung, daß er sich der Kindererziehung annehmen solle. Die „Ursulinerinen" stiftete Angela von Brescia um 1537; dieselben halten gegenwärtig Schule in der ganzen Welt. Der Franziskaner Nikolaus Barré vereinigte die „Schwestern der Schulen des Kindes Jesu" 1681, welche zuerst förmliche Seminarien etablirten und noch heute sehr viele Schulen inne haben. „Englische Fräulein" heißen die Mitglieder einer von Maria Ward 1609 zu York für die Erziehung der Mädchen gegründeten Association. Das erste Institut derselben war nicht in England, wo damals die Katholiken verfolgt wurden, sondern in St. Omer. Die Stifterin und ihr Werk fanden viele Gegner, 1630 schloß der Papst alle ihre Häuser. Aber die bayerischen Kurfürsten nahmen sich ihrer an, und 1703 wurde ihre Regel

von Clemens XI. bestätigt. Gegenwärtig zählen die Englischen Fräulein mehr als tausend Mitglieder von Bayern bis Indien.

In Irland beging man im Juli 1877 das Andenken an die 1777 erfolgte Stiftung einer religiösen Frauen-Congregation, welche sich um die Hebung des Schulwesens nicht allein in Irland, sondern auch in Nordamerika, Ostindien und Australien unsterbliche Verdienste erworben hat. Gründerin dieses Ordens war die irische Dame Nano Nagle, Base des berühmten englischen Staatsmannes und Parlamentsredners Edmund Bourke, welche 1728 geboren und in Frankreich unterrichtet, zur Erziehung armer Kinder den „Orden von der Darstellung" gründete. Die Töchter Nano Nagle's, welche vor hundert Jahren in der Stadt Cork Schulen errichteten und ein Kloster stifteten, haben sich gegenwärtig verbreitet vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden. Auf dem amerikanischen Continente besitzen sie ihre Niederlassungen in San Francisco wie in New-York; fast alle Töchter der rauhen Fischer von Neufundland werden von ihnen erzogen; seit vierzig Jahren werden die Kinder in Madras mit den Wohlthaten des Christenthums durch sie beglückt; an der Südküste Australiens wird Nano Nagle's Stimme noch vernommen, und selbst nach Launceston und Hobarttown an der Meerenge von Tasmania tragen diese Klosterfrauen Cultur und Civilisation. Auf den Märkten des Weltverkehrs in Manchester und New-York, wie in ihrer Heimath ist das Andenken an jene starkmüthige Klosterfrau ein gesegnetes.

Eine der tüchtigsten klösterlichen Genossenschaften, welche unser Jahrhundert erzeugt hat, sind die armen Schulschwestern d. N. D. mit dem Mutterhause in München. Die Wiege derselben stand in Stadtamhof bei Regensburg, zur Zeit als der sel. Bischof Wittmann die dortigen Schulen katechisirte. Im Jahre 1833 bekamen sie ihr erstes Haus zu Neunburg v. W., einem ärmlichen Städtchen der Oberpfalz, und gegenwärtig zählen sie über tausend Schwestern in Bayern, Oesterreich, England und

Amerika. Ihre Schulen werden nirgends in der Welt übertroffen.

So liegt denn noch zu dieser Stunde die größere Hälfte aller Volksschulen der christlichen Welt unmittelbar in den Händen der Kirche. Ueberall dort, wo noch kein Unterrichtsbudget besteht, kein Schulgeld bezahlt wird und keine Schulpaläste existiren, unterrichtet die Kirche allein die verlassenen Kinder. In den Ländern der Civilisation und der Freiheit concurrirt sie glänzend mit Privat- und Staatsschulen; nur der „Schulmeister von Sadowa" hat sich das Monopol erworben, aber nicht mit der Feder, sondern mit dem Corporalstock.

Von der Bedeutung der katholischen Ordensthätigkeit auf dem Felde der Schule mögen folgende Zahlen Zeugniß geben. In Frankreich besuchen von den $4^1/_2$ Millionen Kindern zwischen 7 und 13 Jahren etwa 500,000 die Schule gar nicht; von den übrigen frequentiren gut zwei Drittel die Klosteranstalten. Und diese ungeheueren Dienste leistet die Kirche der französischen Nation fast gänzlich umsonst. Bischof Dupanloup erzählte zu Mecheln in der oben citirten Rede: „In der Behausung der Bischöfe von Orleans, zu geräumig für mich, habe ich dreierlei Schulen Platz gegönnt für fünfhundert Kinder. Christliche Schulbrüder widmen sich dem Unterricht nach einem Systeme, das ich für vortrefflich halte. Nachdem die trefflichen Brüder den Tag über sechs Stunden Schule gehalten, halten sie Abends noch einmal Unterricht durch mehrere Stunden für einige junge Leute, und dann stehen sie andern Tags früh vier Uhr wieder auf. Was sagen Sie dazu, m. HH.? Wenn das nicht erhaben ist, so kenne ich nichts Erhabenes!"

In Italien veröffentlichte das Unterrichtsministerium 1865 folgende beredte Statistik. Mönchsorden zählen wir 3 (Augustiner, Benediktiner, Franziskaner); „reguläre Kleriker" 5 (Barnabiten, Theatiner &c.); kirchliche Congregationen 8; Nonnenorden 18; kirchliche Nonnen-Congregationen 15. Dazu kommen noch die

Laienschwestern (oblate) und einige andere, nicht näher bezeichnete Gesellschaften. Die Zahl der geistlichen Unterrichts-Anstalten ist 1112, wovon 189 für das männliche, 795 für das weibliche Geschlecht, und 128 gemischte. Der Personalstand obiger Körperschaften ist 12,286, und zwischen 9007 Lehrende und 3279 Dienende. Unter den Lehrenden sind 921 Männer, 8086 Frauen. Die Zahl der Zöglinge beträgt 97,440, wovon 18,730 männliche, 62,893 weibliche und 15,827 „gemischte", d. h. wohl die in den oben genannten 128 gemischten Anstalten befindlichen Schüler und Schülerinen. Die Zöglinge theilen sich in „interne" (15,566) und „externe" (81,525).

Die katholische Bevölkerung in Amerika wird gegenwärtig nach einem allgemeinen Ueberschlag auf 7 bis 8 Millionen angesetzt. Die Zahl der Kirchen und Kapellen beträgt 4884, die der Schulen 2404, in welchen gegen 60,000 Kinder unterrichtet werden.

Die Gesellschaft des Westminster Schulfonds, welcher 1866 von Sr. Eminenz dem Cardinalerzbischof Manning gegründet worden, hielt am 17. Juli 1877 in London ihre Jahresversammlung. Unter dem Vorsitze Sr. Eminenz waren gegen 2000 Personen aus allen Ständen versammelt. Der hochw. Oberhirt gab zunächst einen Auszug aus dem Berichte des Diözesan-Schulfonds, welcher für nahezu 20,000 katholische Kinder in London die nöthigen Mittel beschafft. Aus diesem Berichte ist zu entnehmen, mit welchen von Jahr zu Jahr sich steigernden Erfolgen derselbe wirkt, so daß man die katholischen Volksschulen als die besten der englischen Hauptstadt bezeichnen kann.

Das katholische Deutschland blieb auch hier nicht zurück. Trotz des herrschenden Staatsmonopols und der lästigen Bedingungen zählten die Klosterschwestern bereits mehrere hundert blühende Schulen von den Alpen bis zum Meer. Sogar die Schulbrüder hatten festen Fuß gefaßt. Die Brüder der „Gesellschaft

Mariä" hatten in Mainz eine Schule, die „Alexandriner Brüder" zu Aachen u. dgl. m. Da ist der Sturm in die junge Pflanzung gefahren. Unsere Schulbrüder und Schwestern unterrichten jetzt die Kinder der Rothhäute, oder sind, wie die Schwestern von Salzkotten, auf dem Meere ertrunken.

Das hat die Kirche für die Volksschule gethan, und noch wirkt sie unermüdlich fort! Der Cardinal Coislin, Großalmosenier von Frankreich, hat in seiner Diöcese Orleans auf eigene Kosten zweihundert Pfarrschulen unterhalten. Als Louis XIV. ihn an den Hof ziehen wollte, lehnte er es ab, weil er sich von diesen Schulen nicht trennen wollte. Wenn irgend etwas in der Welt bekannt ist, so ist es die Hingebung der katholischen Missionäre. Das „Werk zur Verbreitung des Glaubens" sammelt die Mittel für ihren Unterhalt. Ueberall, wo so ein Mann Gottes eine Kirche gründet, da eröffnet er auch eine Schule; ja überall neben der Kirche auch eine Schule: Wir haben sie in Zanzibar und am Kap, in Ceylon und in Singapur, in Nanking und in Siam, am Nordkap und am Aequator. Außerdem opfert die katholische Geistlichkeit, stillwirkend in Dörfern und Flecken, Millionen für die Schulen der Heimath. Der Klerus der Erzdiöcese München-Freysing hat vom Jahre 1800 bis 1869 für die Volksschule jenes Sprengels allein testamentarisch 285,454 fl. geschenkt[1]).

Was aber haben inzwischen die Feinde der Kirche für den Unterricht des Volkes gethan? Voltaire schrieb unterm 1. April 1766 einen Brief an Damilaville gegen den Unterricht des Volkes und Derer, die er „unwissende Bettler" nannte. In einem anderen Briefe an denselben vom 19. März desselben Jahres heißt es: „Man muß das Volk regieren, aber man braucht es nicht zu belehren, es ist dessen nicht werth." In diesem Briefe nennt er auch das Volk „den Pöbel, der von seiner Hände Arbeit

1) „Der Schulstreit da capo." Passau, J. Bucher, 1872. S. 92 ff.

lebt.“ Benedict XIII. hatte zweiundvierzig Jahre vorher folgenden Satz geschrieben: „Die Unwissenheit ist die Wurzel aller Uebel, besonders bei Denen, welche von ihrer Hände Arbeit leben.“ — Um aber auch einen deutschen Aufklärer zu hören, so schrieb Heine in unseren Tagen: „Als ich wahrnahm, daß der Pöbel darauf sann, die gleichen Themate in den Saufsymposien zu behandeln, wo das Kerzenlicht und die Lampe die Wachslichter und Armleuchter ersetzen; als der Atheismus nach Talg, Schnaps und Tabak zu riechen anfing, da gingen mir die Augen auf, ich begriff durch den Abscheu des Ekels, was ich nicht durch die Vernunft begreifen konnte, und ich sagte meinem Atheismus Lebewohl!“

Auch das ganze mittlere Unterrichtswesen, das, was jetzt Gymnasialunterricht heißt, wurde bis zur Renaissance ausschließlich von der Geistlichkeit unterhalten. Lehrplan und Lehrstoff waren nach Land und Kloster verschieden; jedoch consolidirten sich im Laufe der Zeit als gemeinsame Grundlage die sieben freien Künste. Die Schulen zu Rom, Pisa, Paris, Fulda u. s. w. haben Weltruhm besessen. Mit dem Aufblühen der Städte entstanden auch städtische Mittelschulen; die Professoren an denselben waren aber auch zumeist Geistliche. In den meisten Städten waren diese gelehrten Schulen dotirt, die Schüler hatten in dem Schulgebäude Wohnung, empfingen etwelche Unterstützung an Lebensmitteln und Gewand, hatten das Recht, Almosen zu ersingen u. dgl.; daher sich an solchen Schulen auch aus der Ferne her viele Schüler sammelten (fahrende Schüler). Als der aufkeimende Humanismus das laikale Element vorzuschieben begann, und mit der classischen Sprache auch classische Grundsätze in's Leben einzudringen begannen, stiftete Gerhard Groote (Gerhardus Magnus) um 1386 die „Brüder des gemeinsamen Lebens“, durch welche die classischen Studien in Deutschland grundlegend gefördert wurden. Bei ihnen hat Nikolaus v. Cusa seine classische Bildung erhalten. Ihrem Vereine gehörten auch

Gabriel Biel und Thomas von Kempen an. Auch die Oratorianer brachten ihre Schulen zu überraschender Blüthe, und bildeten große Gelehrte, wie Malebranche, Morin, Thomassin, Houbigant, Massillon u. A. Die Benedictiner-Congregation der Mauriner hat ihre gelehrten Verdienste in das Buch der allgemeinen Weltgeschichte eingeschrieben. Die Piaristen (piarum scholarum Patres) hätten schon bei der Volksschule Erwähnung erheischt, für welche sie unendlich viel gethan haben. Vom hl. Joseph v. Calasanze, † 1648, gegründet, haben sie seitdem in der Pflege des mittleren Unterrichts beinahe mit den Jesuiten gewetteifert. Noch heute bestehen sie in Oesterreich und Amerika, zählen 2000 Mitglieder und unterhalten circa 50 Gymnasien. Die Jesuiten haben alle anderen miteinander übertroffen. Sie haben zwei Jahrhunderte lang das Gymnasialwesen der ganzen Welt beherrscht. Sie haben sich eigene Lehrbücher geschaffen, eigenen Plan und originelle Methode gebildet und ihre Erfolge sind noch unübertroffen. Unser modernes Gymnasialschulwesen, so feindselig es der großen Gesellschaft ist, steht dennoch auf den Schultern der Jesuiten. Auch hier gilt: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.

Die Gesellschaft Jesu zählte vor ihrer Unterdrückung 171 Seminarien und 669 gelehrte Schulen, worin Unterricht in den akademischen oder Gymnasialfächern ertheilt wurde. Besonders in Deutschland gab es kaum eine katholische Stadt, worin der Orden nicht ein Collegium hatte. In Bayern allein versahen sie 16 vollständige Gymnasien. Da man sie nicht überwinden konnte, wurden sie vertrieben.

Jedermann weiß, wie die Kirche um ihr Vermögen und auch um ihre Lehrstühle kam. Die Revolution hielt ihren Umzug in Europa. Sie stieß die Priester von den Lehrstühlen und setzte Laien darauf. Allein wo immer nach der Sündfluth der Säkularisation einen Augenblick lang Freiheit und Ruhe einkehrten, kehrte die Jugend wieder zu den Lehrstühlen der Priester

zurück. In Bayern gibt es zu Metten, München und Augsburg Benedictinergymnasien, in Münnerstadt ein Gymnasium der Augustiner. In Frankreich gab es 1854 825 von Laien geleitete Privatanstalten mit 42,462 Zöglingen und 256 geistliche mit 21,195 Schülern. Im Jahre 1865 aber betrug die Zahl der Laienanstalten nur mehr 657 mit 43,007 Schülern, wogegen diejenigen der von Ordensleuten und Weltgeistlichen geleiteten sich auf 278 mit 34,897 Schülern belief. Hinzu kommen noch 25,000 Zöglinge der kleinen Seminare (Lateinschulen). Die Lyceen (Gymnasien) zählten 1865 29,852 Schüler und die Collegien (Lyceen) 32,495. In Amerika bestehen gegenwärtig außer den Gymnasien verschiedener Orden allein 100 bischöfliche Klerikalseminare, worin Knaben bis zur Priesterweihe herangebildet werden. Die Jesuitenschulen in Amerika haben einen solchen Ruf, daß der dritte Theil ihrer Zöglinge aus Protestanten besteht. Der vormalige Präsident Johnson ließ seinen Sohn in einem Jesuiten-Colleg erziehen. Die Jesuiten zu Stanyhurst in England haben 300—400 Schüler. Das Gymnasium zu Feldkirchen zählte unter den Jesuiten 400 Schüler, jetzt hat es deren nicht mehr 100. Man sieht: überall, wo die Staatsgewalt es nicht mit Kanonen verwehrt, fallen auch die Gelehrtenschulen der Kirche in die Arme. Nicht einmal die Milliarden der europäischen Unterrichtsbudgets könnten den modernen Professor retten, nur der Staats-Bakel des Monopols erhält ihn.

Aus den gelehrten Dom- und Klosterschulen bildeten sich allmählig die Universitäten heraus. Als Lanfrank von Pavia im Kloster Bec zu lehren anfing, sammelten sich so viele Schüler um ihn, daß dieser Ort als Sitz der Wissenschaften berühmt wurde. Die Schüler Anselm's von Canterbury († 1109) verglich man schon mit einem Heere, und etwas später sah man eine Schaar von Schülern dem Abälard in die Wüste nachziehen. Wie sich im Mittelalter alles Leben corporativ besonderte, so gestalteten sich auch solche Studiengenossenschaften alsbald als Cor-

poration, als universitas doctorum et scholarium mit bestimmten Regeln und Statuten. Diesem Ursprung entsprechend umfaßten die ersten Universitäten auch nur einzelne Facultäten, je nach dem Fache des berühmten Mannes, welcher den Krystallisationskern der Schule bildete. So wurde in Salerno besonders Medicin, zu Bologna (1200) Rechtswissenschaft und zu Paris (1206) Theologie docirt. Erst allmählig gruppirten sich die Facultäten an denselben Orten neben einander zur universitas litterarum. Die Universitäten sind demnach kirchlichen Ursprunges: sie gingen aus kirchlichen Stiftungen hervor, und ihre Stiftungsurkunden rühren von Päpsten her, welche ihnen eine außerordentliche Fürsorge zuwandten. Die Kirche gab ihnen Immunitäten, Privilegien und Ehren. Universitätsstädte, welche die Studenten übertheuerten, wurden mit kirchlichen Strafen belegt. Die Kirche hob Klöster auf und incorporirte Pfarreien, um die Universitäten zu bereichern. Noch heute besitzt die Universität München das Präsentationsrecht diverser Pfarreien, welche einst als Fundationsbeitrag der Hochschule geschenkt wurden. Man hört das jetzt nicht mehr gerne. Eine Vorschrift des Code Napoléon lautet: »La recherche de la paternité est interdite.«

Durch diese Begeisterung der Päpste geschah es, daß in den zwei Jahrhunderten vor der Reformation 50 Hochschulen in Europa gegründet wurden! Niemals ist dergleichen in der Welt geschehen. Papst Urban V. (1362—1370) unterhielt zu gleicher Zeit 1000 Studenten auf verschiedenen Universitäten. Der französische Priester Gottfried du Plessis stiftete eine Burse für 40 Zöglinge. Die deutschen Universitätsprofessoren essen noch heute, nachdem sie lutherisch geworden sind, das Brod der katholischen Kirche.

Ohne Papst und Kirche war gar keine Universität denkbar. Rom, Paris, Oxford, Upsala, Prag und Wittenberg, alle haben sie ihre päpstlichen Stiftungs-Urkunden. Daher geschah es, und

es ist ein merkwürdiger Beweis des zähen Festhaltens an der alten Tradition, daß der Herzog Albrecht, der das Ordensland Preußen durch Felonie und Kirchenraub als erbliches Herzogthum an sich brachte, für seine neue Universität Königsberg, die Albertina, die Bestätigung des Papstes sich erbat und erhielt. Das Pronunciamiento Albrechts datirt vom 2. April 1525, die päpstliche Bulle für Königsberg vom Jahre 1544.

Der Name Universität prätendirt implicite auch die Geltung der darauf erlangten Grade für die ganze civilisirte Welt. Die päpstliche Autorität ist die einzige, welche annähernd dieselbe überspannt; der Machtrayon eines deutschen Landesfürsten erwies sich oft für Fuhrwerke zu klein, geschweige für Ideen. „Landesuniversität" ist ein Widerspruch in terminis, und ihre Mäcenaten, Professoren und Schüler befinden sich in einer Täuschung wie jener stolze Ungar, der in einem Wiener Buchhändlerladen nach einem Globus von Ungarn frug.

Die Kirche ist um ihre Universitäten gekommen, gerade wie um die mittleren und niederen Schulen auch: als der Polizeistaat mächtig wurde, hat er sie ihr abdecretirt. Es gibt jetzt fast nur mehr Landesuniversitäten ad nutum der respectiven Unterrichtsminister: die Grenzpfähle und Schlagbäume ziehen sich immer mehr in's Reich der Ideen zurück. Beschämend aber für die stolzen Professoren der freien Wissenschaft muß es sein, daß sie sich nur unter dem Schilde der Staatsgewalt der Concurrenz der Kirche erwehren können. Kaum hatte das Gesetz vom 12. Juli 1875 den höheren Unterricht in Frankreich freigegeben, so ergriff der französische Liberalismus nicht etwa die Waffen überlegener Wissenschaft, um sich der kirchlichen Concurrenz, die sofort mit sechs freien Universitäten auftrat (Paris, Angers, Lille, Lyon, Poitiers, Toulouse) zu erwehren, sondern sie setzten seither den ganzen Acheron in Bewegung, um die Freiheit wieder polizeilich zu erdrücken. Die Erfahrungen mit der Universität Löwen sind allerdings großartig. Obwohl die anderen belgischen Universi=

täten mit den Mitteln des Staates wirthschaften, überflügelt das freie Löwen sie alle. Als am 9. Oktober 1876 die Logen-Universität zu Brüssel ihr akademisches Jahr eröffnete, rief der Vorsitzende, der liberale Senator von Schoor, den Studirenden zu: „Arbeiten Sie, bereiten Sie sich auf Ihre Examina vor. Es ist nicht nothwendig, an die Authenticität jenes einem Präsidenten der Jury zugeschriebenen Wortes zu glauben, des Wortes: „In Löwen allein wird gearbeitet.“ Das Wort ist falsch, meine Freunde, und so erübrigt es Ihnen, dasselbe zu dementiren!“

Wo aber bleibt das Facit? Anderthalb Jahrtausende lang betrachtete die ganze Christenheit die Schule ebenso für ein Annex der Kirche, wie die Sakristei. Noch der Westphälische Friede hat ausdrücklich das kirchliche Eigenthumsrecht am gesammten Unterrichtswesen vertragsrechtlich stipulirt. Die Kirche hat fast alle Schulen in der ganzen Welt gegründet; der moderne Staat hat sie zwar expropriirt, aber ihre Leistungsfähigkeit ist noch nicht gebrochen. Man kann allenfalls der Ansicht sein, daß ein Brunnen besser sei als der andere, aber man darf niemals in die Quelle spucken, aus der man getrunken hat.

Zweites Kapitel.

Die Staatsschule ist ein Kind der Reformation.

„Des Luthers Wort leuchtet so fein,
Gleichwie ein milder Wetzestein."
Altes Lied.

Das ganze moderne Schulwesen ist aufgekommen mit der Reformation, mit der modernen Fürstensouveränetät, mit der Staatsidee des sechszehnten Jahrhunderts. Martin Luther hat sich gegen den Papst und zugleich gegen die Autorität der ganzen Kirche aufgelehnt. Wer gegen eine Gewalt sich stemmt, muß auf eine andere sich stützen. Nacheinander suchten verschiedene Lehensstände des Reiches die kirchliche Bewegung für sich auszubeuten. Zuerst der Stand der Reichsritter 1523. Es ist bekannt, in welcher Verbindung Martin Luther mit Franz v. Sickingen, Hartmuth v. Kronberg u. A. stand. Als Franz v. Sickingen seine Fahne erhob, stand das Wort „Evangelium" darauf. Herr Ranke behauptet sogar, daß zuerst auf der Ebernburg Sickingens der Gottesdienst nach evangelischer Weise eingerichtet worden sei. In Wittenberg lasen sie noch 1521 die Messe. Sickingen unterlag. Sein Fall traf den ganzen Stand der Reichsritterschaft mit. Ja man darf sagen, daß dieser Schlag der Anfang des Siechthums war, an dem das reichsfreie Ritterthum verblichen ist.

Dann erhoben sich die Bauern. Auch sie schreiben das „Evangelium" auf ihre Fahne. Die Revolte war furchtbar. Bis zum Ausbruche des Bauernkrieges war die Gestalt des Doctors von Wittenberg unaufhaltsam emporgeschossen zu gigantischer

Höhe. Hätte Luther sich an die Spitze der empörten Bauern gestellt, er wäre der Mohamed des Abendlandes geworden. Einiges hatte er mit dem Propheten von Mekka gemein: er hielt sich, wie jener, für inspirirt. Als aber die Flammenzeichen der empörten Bauern durch die deutschen Lande leuchteten, da hat ihm Gott ein Weib zugelassen, und sie hat ihm die Haare abgeschnitten. Auch die Bauern erlagen, wiederum durch dieselbe Macht, die geordnet und bewußt auch ihnen ebenso entschieden gegenüber trat, wie zwei Jahre zuvor dem Sickingen. Die Reichsfürsten siegten, und die Niederlage der Väter büßte der ganze deutsche Bauernstand.

Als ein kluger Mann schlug sich nun Dr. Luther auf die Seite der Sieger. Das waren eben die Fürsten und Magistrate, denen er vor Monaten so rauh den Text gelesen hatte. Auf sie gründete er nun sein „Evangelium". Das freilich war in einem hilfsbedürftigen Zustande. Nachdem Martin Luther seinem Kurfürsten schon wiederholt die Bitte ausgesprochen, daß er sich des zerfallenen Kirchenwesens annehmen möge, schüttete er am 22. November 1526 abermals seine Klagen und sein Flehen vor ihm aus. Der Brief ist eines der wichtigsten Actenstücke jener Zeit, er ist mehr als das: er ist das Fundament des damals neu gebildeten Kirchenthums und die Stiftungsurkunde des neueren Schulwesens. Um dieser Wichtigkeit willen möge das Actenstück hier folgen[1]).

„Ich habe E. K. G. lange nicht Supplication bracht, die haben sich neu gesammelt. Ew. K. G. wollte Geduld haben; es will und kann nicht anders seyn.

„Erstlich, Gnädigster Herr, ist des Klagens über alle Maß viel der Pfarrherrn, fast an allen Orten. Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohne Zweifel eine große

---

1) de Wette: Luther's Briefe. Bd. III, S. 135 u. 136.

Plage fürhanden ist von Gott; und wenn ich's mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, als sie doch thun: da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Pabstes Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will.

„Weil aber uns allen, sonderlich der Oberkeit, geboten ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen und zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherrn haben. Wollen die Aeltern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Oberkeit und wird dazu das Land voll loser, wilder Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Noth zwingt, hierin Wegs fürzuwenden.

„Nu aber in E. K. F. G. Fürstenthum päbstlich und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist, und alle Klöster und Stift E. K. F. G., als dem obersten Häupt, in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen, denn sich's sonst niemand annimmt, noch annehmen kann, noch soll. Derhalben wie ich alles mit E. K. F. G. Kanzler, auch Herr Niclas von Endegerndt, will es vonnöthen sein, auf's förderlichste von E. K. F. G., als die Gott in solchem Fall dazu gefodert und mit der That befället, von vier Personen lassen das Land zu visitiren: zween, die auf Zins und Güter, zween, die auf die Lehr und Person verständig sind, daß dieselbigen aus E. K. F. G. Befehl die Schulen und Pfarren, wo es noth ist, anrichten heißen und versorgen.

„Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat E. K. F. G. Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist E. K. F. G. da, als oberster Vormund der Jugend und aller die es bedürfen, und soll sie

mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen; gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücken, Steg und Weg, oder sonst zufälliger Landsnoth geben und dienen müssen. Was das Land bedarf und Noth ist, da sollen die zu geben und helfen, die des Lands gebrauchen und genießen. Nu ist kein nöthiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht, und sonst zu hoch beschwert, so sind da die Klostergüter, welche fürnehmlich dazu gestift sind, und noch dazu zu gebrauchen sind, des gemeinen Mannes desto bas zu verschonen. Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein bös Geschrey würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen, und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen; wie man denn schon sagt, und etliche thun. Weil nun solche Güter E. K. F. G. Kammer nichts bessern, und endlich doch zu Gottesdienst gestift sind, sollen sie billig hierzu am ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. zur Landes Nothdurft, oder an arme Leute wenden." — (Der letzte Absatz des Briefes handelt von Carlstadt.)

Dieser Brief Martin Luthers ist, man kann es nicht zu oft wiederholen, eines der wichtigsten Documente jener Zeit. Und zwar in doppelter Beziehung. Erstens erfahren wir hier aus des Reformators eigenem Mund, welche Früchte sein neues Evangelium getragen hat. Alles ging aus Rand und Band: nicht bloß Bisthümer und Klöster, nicht bloß Sitte und Ehrlichkeit, sondern auch Gottesdienst und Unterricht. Bereits damals fingen Zustände zu dämmern an, wie sie dreihundert Jahre später infolge der französischen Revolution stellenweise an's Licht traten. Allein das lebende Geschlecht hatte noch die katholische Zeit gesehen; selbst die bloße Erinnerung an das Glaubensleben der Vorzeit verhinderte den Sprung in's Dunkle hinein. In Luther selber kämpften Glauben und Aberglauben und Unglauben

mit abwechselndem Glück durch einander. Möglicher Weise hätte er sein neues Evangelium bis zum „neuen Glauben“ von David Strauß durchgearbeitet; allein dazu war seine Zeit noch nicht reif. Ueber seinen Schatten springt Niemand. Die öffentliche Meinung fing an, über die Früchte des neuen Glaubens stutzig zu werden. „Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein bös Geschrey würde . . . wo die Schulen und Pfarren niederliegen.“ — In ihm selber rührte sich zuweilen auch etwas, was man das Gewissen nennt. Vor seiner Empörung war er Mönch gewesen; die Theologie war sein Fach. Martin Luther wollte ein kirchliches Gemeinwesen erhalten. Aber er sah vor sich den Atomismus und die vollständige Desorganisation. Er hatte sich auf den Reichsadel, auf die Bauern zu stützen gesucht, beide Stützen waren unter ihm zusammengebrochen.

Und hier berühren wir die zweite, noch gewichtigere Seite des Briefes. Was im Einzelnen hie und da längst geübt und geschehen war, das bringt Martin Luther hier in ein System. Er legt das Kirchenwesen der weltlichen Gewalt zu Füßen. Er fordert, daß der Fürst desselben sich annehme wie der Brücken, Wege und Stege. Und von da an erst gerinnt die kirchliche Bewegung jener Zeiten zu einer festen Gestalt. Wären die Bauern die Träger seines Evangeliums geworden, so hätte schon Luther den Liberalismus erzeugt, nun es aber die Fürsten wurden, so verkümmerte sein Werk zu einer bloßen Ketzerei, zum Territorialkirchenthum. Nicht die Lehre Martin Luthers hat ein neues Kirchenthum geschaffen: sie hat nur vermocht, das bestehende zu zersprengen und aufzulösen. Ebenso wenig hat der neue Cultus, die Predigt nämlich an Stelle der Messe, ein neues Kirchenthum schaffen können. Ein solches war nur möglich durch die Dahingabe der noch vorhandenen Trümmer an eine bestehende, geordnete Gewalt. Die Kirche trat in fremde Dienste. „Ich dien'.“ Damals war es der Landesherr, dem sie diente und gehorchte nach seinem Willen. In unserer Zeit pflegt man statt

des Landesherrn zu sagen: der Staat. Auch er nimmt sich, um mit den Worten Martin Luthers zu reden, gleichmäßig wie im sechszehnten Jahrhundert der Landesherr, der Kirchen an wie der Brücken, Wege und Stege. Es ist das Princip: cujus regio, ejus religio.

Mit der Kirche, deren bloßes Annex sie war, ging natürlich auch die Schule in die Gewalt der Fürsten über. Ja hier hat Luther den Samiel des Staates schon früher zu Hilfe gerufen. Es war im Juni 1525, als sich die Universität Wittenberg nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich aufzulösen drohte. Die Beweisführung ist immer dieselbe: sie geht aus von der Noth und dann bald auch von einem vermeintlichen idealen Rechte, welches Martin Luther dem Kurfürsten beilegt.

Die lebende Generation war bereits so verwildert, daß er sie preisgab. „Die Aeltern mögen immer zum Teufel hinfahren.“ Aber er hoffte auf die Jugend, auf die kommenden Geschlechter. Er nennt in Einem fort die Schule vor der Kirche. So säkularisirt waren die Gedanken dieses Mannes schon vor bald vierhundert Jahren, und so sehr überwog in ihm der Doctor den Augustiner. Haben wir also nicht recht, daß nur sein Zeitalter ihn hinderte, das Christenthum ganz abzustreifen und schon gleich damals die Schule an Stelle der Kirche zu setzen?

Nicht genug damit, daß er den Fürsten das Zwangsrecht vindicirte, er legte ihnen gleich auch das Monopol zu Füßen. „Denn sonst sich niemand um die Schule annimmt, noch annehmen kann, noch soll.“ Es war der Geburtstag der modernen Zwangsschule. Die Schule ging aus der Freithätigkeit berufener Männer in die Polizeipräfecturen der Staatsgewalt über. O liberté, c'est ton dernier jour!

Männer, die weiter sahen als Martin Luther, dem der Haß gegen den Papst das Blut in den Kopf trieb, erkannten schon damals, welche Knechtschaft aus diesem Cäsaropapismus den Völkern erwachsen würde. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530

wird dem Melanchthon von seinen Parteigenossen der Vorwurf gemacht, daß er die bischöfliche Jurisdiction wieder herstellen wolle. „Kann ich anders?“ fragt er. Dann fährt er fort: „O, wenn ich es doch vermöchte, nicht etwa die Herrschaft der Bischöfe aufrecht zu halten, sondern ihre Jurisdiction herzustellen! Denn ich sehe voraus, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst wird. Ich sehe, daß hernach die Tyrannei viel unerträglicher werden wird, als sie jemals vorher gewesen ist.“ Gar Mancher wird sich geneigt fühlen, hier einen schweren Stein auf Melanchthon zu werfen, der trotz besserer Einsicht doch mitgethan hat. Wir können es nicht hindern. Aber das Eine wird man nicht sagen dürfen, daß nämlich dieser unglückliche Mann den unendlichen Jammer seiner Lebensstellung nicht selber auf das tiefste empfunden hätte. Elf Jahre später sehen wir Melanchthon in Regensburg. Sein Sohn ist krank. Ihm träumt von dem Tode desselben. Das bekümmert ihn aber nicht; „denn der Wirrwarr der Dinge ist so groß, die Wuth der Fürsten derartig, daß es wohl steht um den Jüngling, der ohne sie zu schauen abgerufen wird.“ Für Melanchthon hat sich die Wahrnehmung erschlossen, daß er und Luther miteinander nur Werkzeuge des Fürstenabsolutismus seien. Es ist dies der Grund, aus welchem zwei Jahrhunderte später der Vollender dieser Richtung, der König Friedrich II. von Preußen, „diese übrigens armseligen Leute, die Reformatoren,“ seines Dankes für würdig hielt. Die C. A. ist nicht von Priestern und Theologen, sondern von Fürsten und Bürgermeistern gefertiget.

Und die Knechtschaft nahm fortwährend zu. Es wurden noch einige „Universitäten“ gegründet, denn die Neulehre hatte das Bedürfniß der theoretischen Ausbildung und Vertheidigung. Nacheinander entstanden mehrere Gymnasien, hauptsächlich zu humanistischen Zwecken. Die Fürsten, welche das großartige Erbe der Kirche wegnahmen, waren es schon dem Anstandsgefühl schuldig, den nackten Raub durch den Schein einer bloßen Conversion zu

maskiren. Man nahm das Geld bloß der todten Hand, um es viel nützlicher anzulegen. Auch diese demagogische Finte ist in obigem Briefe Luthers bereits angedeutet. „Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. an arme Leute wenden.“ Das zieht immer. „Warum wurde dieses Salböl nicht um dreihundert Denare verkauft und diese den Armen gegeben? Das sagte er aber nicht, weil ihm an den Armen lag, sondern weil er ein Dieb war und den Beutel führte.“

Auf dem Gebiete des Volksschulwesens war kein Jahrhundert eifriger in der Gründung von öffentlichen Schulen und in der Zerstörung der Winkelschulen, als das sechszehnte. Die Anlegung der öffentlichen Schulen bot ein vortreffliches Mittel, die Menschen vollends zu knechten. Es ist unzweifelhaft, daß diejenige Macht, welche das Schulwesen in ihrer Hand hat, eben dadurch auf die Anschauungen der kommenden Geschlechter den nachdrücklichsten Einfluß übt. Die damaligen Inhaber des Landeskirchenthumes haben dies sehr wohl verstanden. Sowohl für die Universitäten, welche sie aus dem alten Kirchenthume mit hinüber nahmen, als für diejenigen, welche sie noch aus dem Vermögen der alten Kirche begründeten, galt durchgehends das Gebot, daß jeder Lehrer das Bekenntniß zu beschwören hatte, welches der Wille des Landesherrn als das rechte erklärte. Bei der Concordienformel ging man damit sogar bis auf die Dorfschulmeister hinab und stellte ihnen das Entweder — Oder. Sie unterschrieben. — Diesem Eide gemäß lehrte man und mußte man lehren. Die Wirksamkeit dieses Systems erhielt volle Kraft dadurch, daß auch der Besuch dieser Schulen obligatorisch wurde. Die Freiheit des Unterrichts hörte auf. Nach wenigen Decennien verschwand sogar die Erinnerung an die alte Zeit völlig. Eine wahre Freiheit der Erkenntniß wurde auf solche Weise fast unmöglich. Die germanische Nation erhielt den internationalen Spitznamen „das Bedientenvolk“.

J. J. J. v. Döllinger hat in seinem bekannten Buche

„Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" den Einfluß des Protestantismus auf die freiheitliche Entwickelung aller Völker eingehend untersucht[1]). Das Facit lautet: „Im Ganzen hat sich als Ergebniß der inneren Geschichte der einzelnen Länder herausgestellt, daß die Reformation überall, wo eine einheitliche Staatskirche aus ihrem Prozesse hervorging, nachtheilig auf die bürgerliche Freiheit gewirkt, und daß diese Staaten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert Rückschritte auf der politischen Bahn gemacht haben." Das ist milde ausgedrückt bis zum Euphemismus, wenn man bedenkt, welcher Art diese Nachtheile der bürgerlichen Freiheit waren. In Sachsen mußte allen nicht zur herrschaftlichen Jagd gehörigen Hunden ein Vorderfuß abgelöst werden. Die Landesväter des protestantischen Mitteldeutschland verkauften noch im vorigen Jahrhunderte ihre Landeskinder um Geld an fremde Werber.

Daß in England die bürgerliche Freiheit nicht mit der Reformation zu Grunde ging, obschon sich letztere dort viel blutiger etablirte als in Deutschland, ist hauptsächlich in der Geschichte des Schulwesens beider Länder begründet. Das deutsche Landeskirchenthum zog zugleich mit der Kirche nicht bloß die derselben anhaftenden und durch sie geschaffenen Bestände des höheren Schulwesens mit in seinen Dienst, sondern die Schulen insgesammt, die niederen wie die höheren. So blieben in England die Geister wenigstens nach der profanen Seite des Daseins frei, und die germanische Race behauptete dort ihre Burgen, während sie in Deutschland in die Bedientenstuben getrieben wurde.

Im Süden Deutschlands, insbesonders in Bayern, entwickelte sich der Prozeß gerade in umgekehrter Weise. Hier blieb die alte Kirche bestehen, die Knechtschaft brach aber doch herein. Die Landesfürsten, um den katholischen Glauben zu erhalten,

1) S. 93 bis 156. Das Buch erschien 1861 in der lit.-art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu München.

schalteten wie Bischöfe, hielten Synoden, Kirchenvisitationen u. dgl. Die Päpste und Bischöfe ließen es geschehen, um sich diese Fürsten geneigt zu erhalten. So blieb zwar die alte Lehre unangetastet, aber das Kirchenregiment fiel in die Hände der weltlichen Macht. Und mit der Herrschaft über die Kirche erbten die Fürsten auch die Gewalt über die Schule. Dadurch entwickelte sich unter gleichen Verhältnissen auch der gleiche Zustand. Nicht direct, wohl aber indirect ist auch in Bayern und Oesterreich die Staatsschule von der Reformation erzeugt worden. Das Dogma blieb, die Freiheit ging flöten. Die Säkularisation holte auch noch das Vermögen nach. Die jetzige katholische Kirche Deutschlands gleicht dem Gestrüpp, das auf der Stelle wächst, wo einst ein Hochwald gestanden.

Drittes Kapitel.

Die moderne Schule ist zur Gegen-Kirche bestimmt.

„Hieher, und stürzt mir den Tempel ein!
Er will sich, der Erste, gegen euch stemmen.
Reißt nieder das finst're Modergestein,
Sonst könnt ihr die Welt nicht überschwemmen,
Um brausende Herren der Erde zu sein."

O. v. Redwitz.

Entsprechend dem Charakter der leitenden Männer, welche großentheils Mönche waren, und in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Zeit, welche den Abschluß des christlichen Mittelalters bildete, kam die Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts nicht zur vollen Entwickelung. Räumlich blieb sie lokalisirt und theoretisch erstarrte sie in den Formeln und Confessionen eines territorialen Kirchenthums. Die Fürsten, denen sich Martin Luther in die Arme warf, konnten schon aus Standesinteressen nicht radical genug verfahren; Gott den Herrn mußten sie übrig lassen, weil sie selber sonst nicht mehr von Gottes Gnaden gewesen wären.

Aber das mit dem Humanismus in's Blut des Abendlandes eingedrungene Ferment war ganz radical. Nicht die Verbesserung des Christenthums war die Frage, sondern die Ausrottung desselben. Europa brauchte noch drei Jahrhunderte, bis diese Frage auf's Tapet gesetzt werden konnte; dann aber brach die französische Revolution aus und der Liberalismus hielt seinen Umzug durch die Welt. Der Liberalismus ist die Negation aller und jeder Religion, er ist der Versuch, die Menschheit auf sich

selbst zu stellen, d. h. von jeder transcendenten Gebundenheit zu absolviren.

Auch die französische Revolution warf sich sofort auf die Schule, aber nicht um daselbst Knechte zu dressiren, sondern um Jakobiner zu züchten. Als sich die Revolte der Macht bemächtiget hatte, wurde alsbald die Forderung erhoben, das Staatsmonopol des Unterrichts und den Schulzwang einzuführen. Noch gab es aber Männer, welche mit ehrenhaftem Muthe einstanden für das Recht der Familie auf freie Wahl der Erzieher ihrer Kinder, welches Recht auch jenes andere bedinge, die Freiheit nämlich, Unterricht ertheilen zu können. Ganz richtig erklärte Talleyrand: „Sobald Jedem das Recht zusteht, an den Wohlthaten des Unterrichts theilzunehmen, so muß demselben das Recht zur Seite gehen, solchen Unterricht ertheilen zu können.“ In der That lautete in dem Unterrichts-Gesetzentwurfe, welcher zur Heranbildung „wahrhaft würdiger Bürger“ der constituirenden Versammlung am 11. September 1791 (nach der Hinrichtung des Königs) vorgelegt wurde, eine letzte Verfügung, wie folgt: „Jedem Privatmann steht es frei, mit Unterwerfung unter die allgemeinen Gesetze für den öffentlichen Unterricht Lehranstalten zu gründen. Jedoch sollen sie gehalten sein, die Municipalitäten davon in Kenntniß zu setzen und ihre Statuten zu veröffentlichen.“

Die Revolution machte bald einen weiteren Schritt in der Nationalversammlung und nun erhielt der Philosoph Condorcet den Auftrag, den neuen Unterrichtsplan zu entwerfen; da man kaum zu einer anderen Zeit sich so eifrig mit neuen Erziehungsplänen beschäftigte, als gerade zur Zeit der französischen Revolution. Nach dem neuen Plan sollte bereits der Elementarunterricht der Staatsgewalt unterworfen sein, während der darüber hinausliegende Unterricht, wie es hieß „gewissermaßen einen Theil der Menschenrechte bilden sollte“. Es kam hierauf der Nationalconvent, der sich, wie es hieß, eine doppelte Aufgabe gesetzt zu

haben scheint: „die Väter zu morden und die Kinder erziehen zu lassen." Ein Erziehungsplan verdrängte dabei den anderen und man näherte sich mit raschen Schritten unserem modernen, der Revolution entstammenden Schulsystem. Schon in der Sitzung vom 20. Dezember 1792 ermahnte Ducos zur Errichtung von Primär- und Volksschulen und wollte, daß Alle zum Besuch dieser Schulen gezwungen werden sollten, „damit die Nation nicht wieder in die Finsterniß der Barbarei zurückgestoßen werde". Hier hätten wir also den modernen Schulzwang. Zwar garantirte die Constitution vom Jahre 1792 allen Franzosen eine „gemeinsame Erziehung" und in Folge dessen legte Lacanal in der Sitzung vom 26. Juni 1793 im Namen des Comite's für den öffentlichen Unterricht einen neuen Erziehungsplan vor, dessen 41. Artikel lautete: „Das Gesetz kann das Recht der Bürger nicht antasten, so daß sie besondere Lehrkurse und Freischulen für alle Zweige des Unterrichts eröffnen und sie nach ihrem Gutdünken leiten können, nur sollten diese Freischulen „der Oberaufsicht der Inspectoren und der Centralcommission" unterworfen sein." Allein Lequinio bekämpfte diesen Plan und wollte, „daß die Kinder beiderlei Geschlechts, die Knaben vom fünften bis zum zwölften, die Mädchen bis zum elften Jahr auf Kosten der Republik unter dem heil. Gesetze der Gleichheit gemeinsam erzogen werden sollten." Damit standen die Väter der Nation und die Erzieher der Jugend bereits auf spartanischem Boden. Lequinio starb als „Märtyrer der Freiheit" und nun nahm Robespierre in der Sitzung vom 25. Juli 1793 dessen Idee auf und verlangte mit einigen Gleichgesinnten, daß fortan die Erziehung nicht mehr freistehen sollte. Allein bei der Verschiedenheit der Meinungen hierüber sprach der Convent die Vertagung aus.

Jetzt folgte die grauenhafte Periode der französischen Revolution vom 22. September 1793 bis zum 22. September 1794, aber auch diejenige, in welcher das Comite des öffentlichen Unterrichts ebenso thätig war, Decrete zu erlassen und Schulen zu

eröffnen, als das Comite des öffentlichen Wohles, Todesurtheile zu fällen und Schaffotte zu errichten. Zwar rief Fourcoy den Männern der Revolution noch zu: „Das System der Lehrfreiheit ist das einzige, das Eure Grundsätze Euch anzunehmen erlauben," zwar folgte einem neuen Bericht ein neuer Decretentwurf, dessen erster Artikel lautete: „Der Unterricht ist frei," zwar vertheidigte Thibaudeau denselben, indem er sich für diese Freiheit des Unterrichts auf das Naturrecht berief: allein Danton bekämpfte den Entwurf, indem er die Behauptung aufstellte, daß die Kinder zuerst der Republik und dann erst den Eltern gehören. Seine Ansicht drang durch, und nun ging es an die Errichtung von Volksschulen, wohin Eltern und Vormünder ihre Kinder und Mündel schicken mußten. Ein eigenes Gesetz bestimmte: „Wer seine Kinder dem gemeinsamen Unterricht entzieht, darf, so lange dieses geschieht, seine bürgerlichen Rechte nicht ausüben."

Demnach hat die staatliche Zwangsschule einen doppelten Ursprung: die deutsche Reformation und die französische Revolution. Im ersteren Falle hat sie die Religion als einen „Lehrgegenstand" beibehalten, im zweiten Falle ist sie confessionslos. Dort dient sie dem Fürstenabsolutismus, hier der Volkssouveränetät. Dem autonomen Christenthum sind beide gleich feind. An der schließlichen Fusion der beiden Linien ist nicht im mindesten zu zweifeln; auch mehren sich die Zeichen. Luther hat den Altar destruirt und die Heiligenbilder aus der Kirche geworfen, jedoch die Kanzel beibehalten; die Jakobiner aber haben auch die Kanzeln mit sammt den Kirchen verbrannt, die Existenz Gottes verboten und dafür die Vernunft auf den Tragsessel gehoben. Diese Vernunft aber war ein Weibsbild.

Der moderne Staat ist allüberall im Kampfe mit der Kirche, oder vielmehr: er ist daran, die leidende Kirche auszurotten. Die Hauptmittel dazu sind die Gesetzgebungsmaschine, die executive Gewalt und die Schule. Letztere insbesonders hat die Aufgabe,

die Kirche innerlich zu überwinden, worauf dann die äußere Hinfälligkeit von selbst eintreten müsse. Am prägnantesten haben sich hierüber gleich die französischen Revolutionsmänner ausgedrückt. Indessen sind solche Stimmen auch seither nicht verstummt. Im Jänner 1877 debattirte das italienische Parlament einen Gesetzentwurf über die „Mißbräuche des Klerus". Bei dieser Gelegenheit sagte der Deputirte Marziale Cupo, er begreife gar nicht, warum man mit der Religion und der Kirche so viele Umstände mache und eigene Gesetze gegen sie fertige. Er meinte: „Die Religion ist bereits eine wankende Institution; man stelle ihr die Schule entgegen, und vom Katholizismus bleiben nur mehr traurige Erinnerungen."

Das ganze wissenschaftliche Streben der Zeit ist denn auch lediglich ein Kesseltreiben gegen die katholische Kirche. Andere Themate ziehen nicht. Sie forschen in den Sternen, aber nur, um den Josua zu desavouiren und der römischen Curie den Galilei aufzumutzen. Sie graben in die Erde, um mittelst ihrer geologischen und geognostischen Minen die Schöpfungsgeschichte Mosis in die Luft zu sprengen. Sie wühlen in Archiven und Urkunden, um schwarze Wäsche der Päpste und Priester aufzustöbern. Und der „gelehrte" Stoff wird dann in populärer Form für die Massen verarbeitet. Auf ein Hörensagen von Darwin'schen Lehren hin glaubt jetzt Jeder über die tiefsten Geheimnisse der Natur mitsprechen zu können. zweifelhafte Beobachtungen und Entdeckungen werden als untrügliche Wahrheiten ausgerufen, Hypothesen werden leichtsinnig mit Resultaten zusammengeworfen. Von dem Urschleim aus baut man dann, im Gegensatz zur bestehenden christlichen, eine ganz neue Welt auf — eine Sumpfwelt, in der weder Gott noch Sitte, weder Eigenthum noch Gerechtigkeit, weder Heldenthum noch Entsagung einen Platz zum Stehen haben, aus der Alles und Alle langsam in den Urbrei zurücksinken.

„Ein ungezogener Sohn ist dem Vater zur Schande." Sir. 22, 3.

Auch einer »alma mater« macht ein solcher keine Ehre. Welcher Geist auf den Universitäten herrscht, und welche Früchte sie zeitigen, das läßt sich am besten an der akademischen Jugend absehen. Am 29., 30. und 31. Oktober 1865 wurde zu Lüttich ein großer Studenten-Congreß gehalten; folgende Resolution wurde dabei gefaßt: „Wir bekennen uns offen zum Materialismus. Wir sind Revolutionäre, Socialisten, Atheisten. Nachdem wir die Auktorität Gottes abgeschüttelt, wollen wir auch von keiner menschlichen Auktorität mehr etwas hören. Das ist die Wissenschaft, oder sie ist nichts. Mit Gewalt muß man die Menschheit zum Fortschritte bringen; die rothe Fahne ist das wahre Banner der Freiheit. Es lebe Danton, Marat, Robespierre und alle jene Helden des Jahres 93! Ihr Beispiel muß man befolgen, um den letzten Rest von Auktorität abzuschaffen — sei's auch in Strömen von Blut." So sprachen die Söhne der „Wissenschaft". Das ist die moderne Universität!

Unten verschleißen sie bloß, was oben producirt wird. Fünf Jahre später, nämlich im Jahre 1870 wurde in Wien ein „deutscher Lehrertag" abgehalten. Köhler (aus Wien) empfiehlt den Lehrern, „die drei Dinge" (sic!): Lessing, Schiller und Goethe in das deutsche Volk zu tragen! (Heiterkeit.) Janowitz weiß aus Erfahrung, daß nur eine gebildete Frau vollständig beglücken kann. (Homerisches Gelächter.) Tasnowki (Berlin) will auch in der Politik (!) Frauen wirken sehen. Die „Kreuzzeitung" bemerkte über diese Lehrerversammlung: jeder Verständige werde sich davon überzeugt haben, daß diese allgemeinen Lehrertage überwiegend der Tummelplatz einer von Hochmuth tollgewordenen Pädagogik seien, und die „Presse" sagt: „Der hungrige Schulmeister existirt nicht mehr, denn mit Stolz dürfen wir darauf hinweisen, daß schon an dieser Lehrerversammlung Einige Theil genommen haben, welche nicht nur zu viel gegessen, sondern zu viel getrunken hatten." Wessen der Schulmeister von Sadowa in seinem Rausche fähig ist, mag

folgende Notiz beleuchten. In ihrer Nummer 28 (Juli 1872) schrieb die „Bayer. Lehrerzeitung“, das Organ des bayerischen Schullehrervereins, wörtlich wie folgt: „Der christliche Geist vergiftete bis jetzt die meisten Schulen, und die Lehre, daß das Leben auf Erden nur als Vorbereitung zum Himmel etwas werth sei, sei so verderblich, wie nur je eine ersonnen wurde, um die Menschenseele an ihrer Wurzel zu vergiften.“ Das ist wieder die ächte Sprache der Jakobiner. Die Copie pflegt dem Original zu gleichen. Es gibt deutsche Uebersetzungen französischer Schriften. Solche fallen zuweilen auch einem deutschen Schullehrer in die Hände. Ist ihnen dann der Schierlingsduft dieser Barrikaden-Wissenschaft in den Kopf gestiegen, so vomiren sie Aussprüche wie den obigen. Der magistratische Schulrath M. — in München ließ im November 1871 das große Wort gelassen fallen: „Schulpflichtige Kinder gehören nicht den Eltern, sondern dem Magistrate.“ Wir kennen bereits den wahren Eigenthümer dieser schrecklichen Phrase. Aber es geschieht zuweilen, daß kleine Knaben den Helm und die Armatur ihrer großen Väter erwischen und Soldaten damit spielen. Vorne hängt der Säbel und hinten der Hemdzipfel herab. Der Helm sitzt auf den Schultern auf. So kommt Humor in die Sache und die Mordwaffen werden zum Idyll.

Es wäre auch in der That nicht gefährlich, wenn die Schullehrer auf sich selber stünden; allein sie stehen im Dienste größerer Macht und wissen bereits ihr Operationsziel. „Alle Finsterniß, welche durch die Kirche in die Menschheit eingedrungen ist, muß durch die Schule wieder ausgetrieben werden:“ sagt Dr. Fr. Kapp. Dahin geht der concentrische Marsch der Schulmeister aller Länder, nur die Distanzen sind noch verschieden. Sie sind kriegsgerecht echelonirt. In allen Staatsschulen Hollands ist die Nennung des Namens Jesu mit Suspension des Lehrers bedroht. Im Großherzogthum Baden darf vor und nach der Schule nicht mehr gebetet werden. In Bayern ist aber erst die Schulmesse

abgeschafft. In Preußen ist zwar die Religion noch immer obligatorisch, man weiß, warum Gott dort unentbehrlich ist, aber der Priester darf nicht mehr in die Schule hinein. Der Staat macht dort die nöthige Religion.

Der Abbruch des alten Gebäudes mit dem Kreuze auf dem Thurme geht inzwischen überall vorwärts. Die Errichtung geistlicher Schulen wird gesetzlich verboten, oder sie werden einstweilen administrativ strangulirt. Kaum hat irgendwo in einer Stadt die liberale Partei die Mehrheit errungen, so beginnt die Agitation für Errichtung confessionsloser Schulen und Töchterschulen. Mögen die vertrauenswerthesten Institute unter religiöser und selbst unter laikaler Leitung bestehen, so müssen doch confessionslose Töchterschulen und Damenpensionate errichtet werden, und zwar selbstverständlich nicht auf Kosten der confessionslosen Parteigenossen, sondern auf Kosten Aller, also auch der gläubigen Christen in der Gemeinde.

Welche Lehrer und Lehrerinen mitunter an derlei Anstalten wirken, wie der Grundton des Unterrichts und der Geist der Erziehung an manchen derselben beschaffen ist, darüber schwirren gar unheimliche Gerüchte durch die Luft. Wenn man Schülerinen von vierzehn bis sechszehn Jahren als Aufsatzthema Aufgaben stellt, etwa wie „Gefühle eines jungen Mädchens beim ersten Anblick eines Husarenlieutenants“ — „Ueber die Vortheile des Heirathens und Nichtheirathens“ — „Gefühle Clärchens bei Graf Egmont's Tod“ — „Was ist ein Kuß?“ u. s. w. — so bedarf diese „Bildungsmethode“ keines weiteren Commentars.

In katholischen Gegenden geht die Expropriation nicht ohne Streit und Verdruß vor sich; im Rayon des „Protestantenvereins“ macht sich die Sache ohne Schwierigkeit; denn wo die Kirche von selber einfällt, braucht man sie nicht erst abzubrechen. Am 15. Juli 1867 wurde zu Landau in der bayerischen Rheinpfalz eine „Diözesan-Synode“ abgehalten. Herr Dekan Fleischmann stellte u. a. folgende Anträge: 1. Die Schulpflicht soll bis über

das vierzehnte Lebensjahr ausgedehnt, 2. von dem Gottesdienst vor der Synode soll Umgang genommen werden. Der Ideenzusammenhang liegt klar am Tage: Eins ist noth, die Schule; Kirche braucht es keine mehr. „In die Ecke, alte Besen! Seid's gewesen!" Bekannt sind der Haß und Neid des Lehrers gegen den Priester und die Spitzeldienste, welche die Schullehrer vielfach gegen den Klerus leisten.

In einer Cantons-Vertretung der protestantischen Schweiz ereignete sich vor wenigen Jahren folgendes Intermezzo. Ein Postulat für Erbauung neuer Schulhäuser stand zur Berathung. Gerne hätte man mit vollen Händen gegeben; aber in der Schweiz muß man doch auch auf die Steuerzahler reflectiren, weil diese die souveränen Wähler sind. Ein Redner frug schüchtern an, welche Fonds etwa gegenwärtig disponibel wären. „Deckungsmittel, leider! sind nicht vorhanden; müssen erst gefunden werden." Während die Verlegenheit eine kleine Pause bewirkte, erhob sich ein tapferer Eidgenosse und sprach: „Wozu aber auch immer neue Schulhäuser bauen? Wir haben die schönsten Pfarrhöfe im Canton. Alle meine Herren Collegen und politischen Freunde werden zustimmig sein, daß die Religion ein überwundener Standpunkt ist, und daß die Schule an Stelle der Kirche treten muß. Man evacuire also die Pastoren und etablire die Schulen in den Pfarrhöfen!" — Auch Strohhalme zeigen, in welcher Richtung die Fluth geht.

Nur die eine Fatalität besteht noch und macht verschiedene Leute bedenklich, daß nämlich, während die Kirche einstürzt, so vieles Andere nachzukollern droht. Fast die ganze Straße entlang entstehen Risse in den Mauern. Insbesonders will kein Thron mehr stehen. Der Fürst v. Waterloo sprach einst im englischen Oberhause: „Ich bin kein Schulmeister und habe über Lehrarten kein Urtheil; eine Ueberzeugung erlaube ich mir jedoch, und zwar mit dem größten Nachdruck auszusprechen, daß, wofern nicht die Religion zur Grundlage des Unterrichts gemacht

wird, es Euere Schuld ist, wenn es in Zukunft nur um so viel mehr geschickte Teufel in der Welt gibt." — König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sprach zu den 1849 in Berlin versammelten Schulseminar-Lehrern folgende bemerkenswerthe Worte: „All' das Elend, das im verflossenen Jahre über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Menschenweisheit, die Sie als ächte Weisheit verbreiten, mit der Sie den Glauben und die Treue im Gemüthe meiner Unterthanen ausgerottet haben. Diese pfauenhaft aufgeputzte Schulbildung habe ich schon als Kronprinz gehaßt und ich werde mich auf dem betretenen Wege nicht beirren lassen. Nicht den Pöbel fürchte ich, aber die unheiligen Lehren einer modernen frivolen Weltweisheit."

Und sogar die neuen Schulpaläste wanken, wie wir gleich nachher sehen werden.

Viertes Kapitel.

Was die Schule in der Moral leistet.

Qui proficit in litteris et deficit in moribus,
plus deficit, quam proficit.

Aristoteles.

Mag die Dogmatik untergehen: fort mit Schaden! Das Vesta-Feuer der „Sitte und Erkenntniß" aber wird die Schule fürder unterhalten. Es scheint indessen nicht ganz sicher zu sein, ob diese Spekulation, welche jetzt freilich fast allgemein ist, auch reussiren wird. Wenn die Schule die Förderung der Moral prätendirt, so ist sie unmittelbar vor das »medice sana teipsum« gestellt.

Was die Universitäten betrifft, so weisen dieselben theilweise schon bald nach ihrer Entstehung sehr schlimme Sitten auf. Als allbekannt darf vorausgesetzt werden, welche Zustände „der getreue Ritter Hager" bei seinem Besuche zu Wittenberg vorfand. Die „Specktjungfern" und der „lange Studiox" in der Gaststube „zur güldenen Bibel" sind Figuren, die man einmal sieht und niemals wieder vergißt. Das Buch ist allerdings ein historischer Roman, aber die Anmerkungen unter dem Text sind fürchterliche Historie.

Graf Jos. de Maistre schrieb unter'm 25. Juni 1810 im dritten seiner fünf berühmten Briefe an den Grafen v. Rasumowsky: „Die Klagen über die Universitäten Deutschlands haben in ganz Europa ihren Widerhall gefunden . . . Ein Protestant und großer Bewunderer der neuen Ideen verlautbart hierüber arge Klagen. „„Alle unsere Universitäten Deutschlands, sagt er,

selbst die besten, bedürfen im Punkte der Sittlichkeit bedeutende Reformen . . . Selbst die besten sind ein Abgrund, in welchem die Unschuld, die Gesundheit und das künftige Glück einer Menge junger Leute unwiederbringlich verloren geht, und aus welchem Männer hervorkommen, die an Leib und Seele verdorben der Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen sind . . . Möchten diese Zeilen eine Warnung sein für die Jugend! Möchten die jungen Leute über den Thüren unserer Universitäten folgende Inschrift lesen: Jüngling, hier haben viele deinesgleichen ihr Glück mit ihrer Unschuld verloren!""

Sehr viel besser scheint es seither nicht geworden zu sein, wie die allenthalben erhobenen Klagen bekunden. Nach Ruhm und Frequenz ist Leipzig z. Z. die erste deutsche Hochschule. Ueber die Gesittung der „gebildeten" Jugend in Deutschland gibt das „Sächsische Wochenblatt" eine Geschäfts-Uebersicht des Universitätsgerichts Leipzig, das Jahr 1875 betreffend. Bei 2373 Nummern, mit denen die Gerichts-Registrande für das Jahr 1875 abschließt, weist dieselbe den Eingang von 220 Anzeigen über Vergehen und Ausschreitungen Studirender nach, während in 98 Fällen die Hilfe des Gerichts bei der Verfolgung von Civilansprüchen gefordert wurde. Jene 220 Anzeigen sind gegen 362 Studirende gerichtet. An Strafen wurden erkannt: Consilium abeundi auf je 1 Jahr gegen 2 Studirende. Carcer: überhaupt 549 Tage gegen 119 Studirende. Verweis: gegen 21 Studirende. Geldstrafen: überhaupt 551 ℳ gegen 153 Studirende. In 2 Fällen mußte die Anzeige zur strafgerichtlichen Verfolgung an die zuständige Criminalbehörde abgegeben werden. Eine Vergleichung mit den Ziffern des Geschäftsberichts über das Jahr 1874 läßt eine namhafte Steigerung der Straffälle erkennen. Diese statistische Uebersicht beweist, daß die studirende Jugend Leipzig's in Gesetzesüberschreitungen allen übrigen Bevölkerungsclassen voranleuchtet. „Jung gewohnt, alt gethan." Es ist daher eine traurige Erfahrung, daß die gebildeten Schichten

des deutschen Volkes ungewöhnlich stark an der Criminalität betheiliget sind. Während sie der Zahl nach etwas über 2 Procent der gesammten Bevölkerung bilden, liefern sie 4 Procent zur Classe der Verbrecher. Demnach ist es selbst der deutschen Wissenschaft bisher noch nicht gelungen, den Philosophen Aristoteles des Irrthums zu überführen, welcher seiner Zeit sagte: „Das Wissen allein fördert die Tugend entweder gar nicht, oder doch nur wenig.“

Die Erfahrungen anderer Länder stimmen mit den deutschen hierin vollständig überein. In Messina hielt i. J. 1875 der Staatsprocurator des Appellgerichts, Herr Morena, im Gerichtssaale eine längere Rede, die von der Justizpflege in Italien handelte und worin er zu dem Schlusse kam, „daß in Italien in den jüngst verflossenen Jahren junge Personen beiderlei Geschlechts, die das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht haben, ein großes Contingent von Verbrechern liefern, das noch beständig im Zunehmen begriffen sei. Man glaube aber nicht,“ fuhr der Redner fort, „daß diese jungen Verbrecher zu der Classe der des Schreibens und Lesens Unkundigen gehören, im Gegentheil, in ihrer Mehrzahl haben sie höhere Unterrichtsanstalten besucht. Sie werden durch das schlechte Beispiel, durch die Aneignung schlechter Grundsätze verdorben; es genügt eben nicht, daß sie die Zeitwörter „stehlen“ und „morden“ conjugiren lernen. Ich kann nur wünschen, daß die Regierung und die Municipien ihr beständiges Augenmerk auf das Lehrpersonal richten, um die jungen Herzen vor dem Ueberwuchern gottloser Principien in der Moral wie in der Politik zu schützen.“

Superintendent Baux vom östlichen Zuchthause in Pennsylvanien sagt in einem Berichte, den er 1877 an die Legislatur jenes Staates eingereicht hat: „Ich bitte Euch, Ihr Herren in der Legislatur, doch unsere Statistik anzuschauen. Von allen jungen Männern, die im Alter unter 25 Jahren in dieses Zuchthaus verurtheilt wurden, sind 90 Procent gebildete Menschen.“

Die Hochschulen sind wohl das einflußreichste Element in unserem Unterrichtswesen; aber auf die große Masse des Volkes wirken sie nur mittelbar. Die Volksschule, wie schon der Name besagt, erfaßt unmittelbar das Volk, und ihre Wirkung auf die öffentliche Moral ist daher eine directe, rasche und unfehlbare. Die statistischen Beobachtungen haben nun ergeben, daß Verbrechen und Unterricht keineswegs im ungeraden Verhältniß zu einander stehen, sondern vielmehr im geraden. Mit der Vermehrung der Schulhäuser nehmen auch die Zuchthäuser zu. Beispielshalber soll hier eine Zusammenstellung der Ergebnisse der Strafrechtspflege im Königreich Bayern vom Jahre 1867 folgen. Von sämmtlichen Gerichten des Landes wurden 292,889 strafbare Handlungen abgeurtheilt, wovon 872 Verbrechen, 18,590 Vergehen und 273,427 Uebertretungen waren. Nach der Zahl der strafbaren Handlungen überhaupt rangiren die einzelnen Kreise also: Oberbayern mit 67,278, Pfalz mit 47,591, Niederbayern mit 36,077, Unterfranken mit 36,031, Mittelfranken mit 29,943, Schwaben mit 29,771, Oberfranken mit 26,727 und Oberpfalz mit 19,471 strafbaren Handlungen. Es sind demnach im Allgemeinen die „gebildeten" Kreise Pfalz und Mittelfranken ziemlich weit voraus vor der „zurückgebliebenen" Bevölkerung der ultramontanen Oberpfalz. Nach der Zahl der Verbrechen rangiren die Kreise: Oberbayern mit 221, Niederbayern mit 179, Schwaben mit 150, Unterfranken mit 83, Mittelfranken mit 73, Oberpfalz mit 71, Oberfranken mit 62 und Pfalz mit 28 Verbrechen. Nach den strafbaren Vergehen Oberbayern mit 3833, Niederbayern mit 2808, Pfalz mit 2395, Schwaben mit 2299, Unterfranken mit 1950, Mittelfranken mit 1879, Oberfranken mit 1804, Oberpfalz mit 1622. Nach der Zahl der Uebertretungen Oberbayern mit 63,224, Pfalz mit 45,168, Unterfranken mit 33,998, Niederbayern mit 33,090, Mittelfranken mit 27,991, Schwaben mit 27,322, Oberfranken mit 24,861, Oberpfalz mit 17,773 Uebertretungen. — Der Vergleichung halber setze ich gleich hieher

die Zahl der Lehrstellen in jedem Kreise, wonach dieselben folgendermaßen rangiren: Pfalz mit 1530, Unterfranken mit 1357, Schwaben mit 1263, Oberbayern mit 1240, Mittelfranken mit 1108, Oberfranken mit 1947, Niederbayern mit 1028 und Oberpfalz mit 870 Lehrstellen. Daraus sieht man, daß der Kreis, welcher weitaus die meisten Lehrer hat, Rheinpfalz, den nahezu hervorragendsten Platz in den Gesetzübertretungen einnimmt, daß demnach der Satz: Je mehr Schulen, desto weniger Gensdarmen und Zuchthäuser, wenigstens in Bayern nicht richtig ist. Anderswo ist er ebensowenig richtig. Trotz allen Fleißes, und setzen wir hinzu, trotz aller Sympathie muß die Statistik aller Länder gestehen, daß mit zunehmender Schulbildung überall eine „leichte Vermehrung" der Gesetzesverletzungen wahrzunehmen ist.

Inzwischen kann, wenigstens in deutschen Landen, nichts mit der Vermehrung der Schulen gleichen Schritt halten, als einzig die unglaubliche — Verwilderung der Jugend. Allenthalben ertönen darüber die Klagen. Das allerärgste aber ist in dieser Beziehung wohl der Nothschrei, den der Magistrat von Nürnberg im Mai 1877 ausgestoßen hat. Nürnberg ist eine Stadt von 100,000 Einwohnern, protestantisch, mit einer weltberühmten Industrie und rühmt sich selbst gerne als die „moralische Hauptstadt Bayerns". Nun nimmt aber gerade in Nürnberg die Verwilderung der Jugend dermaßen überhand, daß selbst die fortgeschrittensten Männer Grausen erfaßt. Der citirte Nothruf des Stadtmagistrats Nürnberg lautet wie folgt:

„Da in neuerer Zeit die leider nicht ungerechtfertigten Klagen über das sittenlose, rohe und unbotmäßige Gebahren der heranwachsenden Jugend und insbesondere der Schuljugend sich mehren, so sieht sich die unterfertigte Polizeibehörde, nachdem wegen der von der Schule zu geschehenden Einwirkungen auf die ihr anvertraute Jugend durch Correspondenz mit den Schulbehörden das Geeignete geschehen und auch wegen vorkommenden

rohen Ausschreitungen auf öffentlicher Straße die Polizeimannschaft zum energischen Einschreiten angewiesen ist, veranlaßt, Eltern, Vormünder und sonstige der Erziehung der Jugend obliegende Personen recht dringend aufzufordern, auch ihrerseits nach Kräften der emporwuchernden Rohheit und Sittenlosigkeit der Jugend entgegenzuarbeiten und die Schule in dieser Richtung zu unterstützen. Nicht minder ergeht an alle erwachsenen Personen, welche für das Heranwachsen eines gesitteten, geistig und körperlich gebildeten Geschlechtes Interesse fühlen, das Ersuchen, gegen wahrgenommene grobe Unarten der Schuljugend auf der Straße und namentlich gegen ältere Personen mahnend und warnend einzuschreiten."

Man wird von Mitleid ergriffen, wenn man solche Zeilen liest. Hier fehlt der Schritt, der das Erhabene vom Lächerlichen trennen soll. Der Magistrat der Großstadt Nürnberg, gestützt auf einen ungeheueren Apparat gesetzlicher Strafmittel, im Besitze einer Polizeigewalt, welche zur Regierung einer ganzen Provinz analphabetischer Bauern hinreichen würde, zudem im engen Verein mit einem Bataillon Schullehrer — kann die städtische Gassenjugend nicht mehr bändigen. Armer Magistrat! Im Untergehen greift er nach einem Strohhalm. Er ersucht alle erwachsenen Personen, gegen die Unarten der Schuljugend auf der Straße mahnend und warnend einzuschreiten. Holde Naivetät! So patriotisch sind selbst die Nürnberger kaum, daß sie sich aus pädagogischem Interesse die heranwachsenden Zunftgenossen Hans Sachsens auf den Hals ziehen möchten. Und das wäre noch nicht einmal das ärgste. Bei der z. Z. grassirenden Juristenwirthschaft würden die Herren Gassenjungen sicherlich alle Arten von Beleidigungsprocessen mit Erfolg gegen solche freiwillige Mentoren anstrengen. „Diese Anlagen werden unter den Schutz des Publikums gestellt:" dergleichen Plakate lassen sich noch lesen, obschon auch diese Flattirung des Publikums hart an die Grenze des für eine Obrigkeit Erlaubten streift. Aber die mit Messern,

Steinen und theilweise sogar Revolvern bewaffneten Schusterbuben und angehenden Culturbengel Nürnbergs „unter den Schutz" des Publikums zu stellen, kann doch nur ein Rath der Rathlosen sein.

Zwei Monate später, nämlich im August 1877, wurde ein Aufruf bekannt, den die Vorstandschaft des bayerischen Lehrervereins in Betreff der körperlichen Züchtigung in der Schule erlassen hat. Es wird darin aufmerksam gemacht, daß in Folge der deutschen Reichsstrafgesetzgebung die körperliche Strafe kaum mehr vollzogen werden könne. Schon die Stellung des Lehrers vor Gericht wegen geringfügiger Spuren einer wohlverdienten Züchtigung schädige die Autorität des Lehrers. Der Rohheit könne auf Grund solch strenger Strafrechtspflege nicht mehr begegnet werden. Thatsache sei es, daß in allen Theilen des deutschen Reiches Verurtheilungen von Lehrern stattgefunden haben, welche bei einer dem pädagogischen Eingreifen und Erwägen mehr Raum lassenden Weise unmöglich gewesen wären. Um nun eine andere Fassung der betreffenden Strafgesetzbestimmungen zu erlangen, möchte dem deutschen Reichstag eine Reihe von Fällen namhaft gemacht werden, welche eine Verbesserung für angezeigt erscheinen lassen. Die deutschen Lehrervereine werden daher um Beschaffung von Material vom bayerischen Lehrerverein gebeten. Der Aufruf ist das Vernünftigste von Allem, was der bayerische Schullehrerverein jemals gethan hat. Allein er ist nicht conform den Principien und Tendenzen der modernen Pädagogik. Er ist entschieden reaktionär. Im Grunde ist er weiter nichts, als eine Petition um Wiedereinführung der Prügelstrafe. Der Schulmeister von Sadowa ist am Ende seines Lateins. Es ist also doch nicht „die Bildung, die frei macht," wie die Phrase lautet.

Man darf den Schusterbuben in Nürnberg nicht Unrecht thun. Sie sind nicht im mindesten bösartiger oder culturunfähiger als in anderen Städten. Ihre Berliner Altersgenossen

scheinen jedenfalls auch in dieser Richtung an der Spitze zu marschiren. Im Mai 1873 ging durch sehr viele deutsche Blätter folgende kurze Notiz:

„— In Charlottenburg (bei Berlin) liegen auf dem neuen Schulhofe die Todtenschädel umher, und werden zum Ballspiel von den Kindern benützt. Dazu Schulversäumnißstrafen in der Höhe von 922 Thalern während eines Jahres."

Es steht geschrieben: der Schüler wird nicht über den Meister sein. Hier wäre der Punkt, die deutschen Schulmeister selber auf die Moral zu prüfen. Im April 1868 saßen allein in dem bekannten sächsischen Zuchthause Waldheim gleichzeitig vierzig Schullehrer wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit [1]). Wir wollen diese Materie ruhen lassen, weil sie odioser Natur ist und sich dem Gebiete der Persönlichkeiten nähert. Es gibt noch viele Lehrer aus der alten Schule, die vollen Anspruch auf Achtung und Dankbarkeit haben. Das neue Geschlecht mit Lackstiefletten, Schnurrbart und Sonnenschützern ist leichterer Qualität. Nicht mehr vereinzelt, sondern beinahe allgemein sind die Klagen über die Conduite der Schulamtszöglinge in den Seminarien. Folgende möge als Repräsentantin vieler gelten.

Die Bewohner von Alfeld haben in letzter Zeit, d. i. im Februar 1877 viel zu leiden gehabt durch die Excesse der Zöglinge des protestantischen Lehrerseminars. Manche Nacht werden sie durch wüstes Geschrei aus dem Schlafe aufgeschreckt, wenn diese jungen Leute, aus dem Wirthshause heimkehrend, ihre Lieder in die Luft gröhlen. Aller Scandal hatte aber am 26. v. M. seinen Höhepunkt erreicht, indem etwa fünfzehn der Genannten einem Herrn, mit dem Einer von ihnen vor längerer Zeit einen Wortwechsel gehabt, vor der Thür eines Wirthshauses auflauerten und bei seinem Heraustreten aus der

1) „Donau-Ztg." Nr. 96 vom 5. April 1868.

Thür sich auf ihn stürzten, denselben zu Boden warfen und mißhandelten. Erst nach längerer Zeit gelang es dem Wirthe, die Streitenden zu trennen. Wir entnehmen diese Einzelheiten der liberalen „Hild. Allg. Ztg.", einer in diesem Falle gewiß unverdächtigen Quelle.

So tritt uns auch hier wieder dieselbe Erscheinung gegenüber, der wir schon mehrmals begegnet sind, daß man sich nämlich, um das Gute zu finden, zu den Bauern wenden muß. Und unter den Bauern wieder dahin, wohin der Schulmeister am seltensten kommt. Zwar sind unter dem rauhen Volke die groben Verbrechen gegen Person und Eigenthum: Mord, Todtschlag, Raub und Diebstahl häufig genug. Bis vor Kurzem noch pflegte man dagegen zu erinnern, daß dafür in den Städten und überhaupt in den gebildeten Schichten die feineren Verbrechen vorzuwiegen pflegen, als Meineid, Wortbruch, Fälschung und Betrug. Die letztere Thatsache besteht zwar immer noch, aber in Rauferei, Todtschlag und aller Art Rohheit wetteifern Berlin, München und Nürnberg bereits siegreich mit den verrufensten altbayerischen Dörfern. Auch selbst wenn das frühere Verhältniß noch bestünde, wer wollte entscheiden, welches von beiden die tiefere Unsittlichkeit sei, Todtschlag und Diebstahl, oder Meineid und Prostitution. Man erzählt sich von Bauerndörfern, wo eine Kirchweih nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht wenigstens Einer im Uebermuthe „kalt gemacht" worden ist. Es wird den Buben kannibalisch wohl, daß sie ausrufen: „Heut ist's sakrisch lustig, heut muß noch Einer hin werden." Riehl bemerkt dazu: „Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Wo die Rohheit dieses Volk herabwürdiget, da adelt es auf der anderen Seite die Kraft[1]."

Die Rohheit bleibt zwar auch im Bunde mit der Kraft immer noch ein grober Fehler; allein die Schule ist es nicht, die

---

1) W. H. Riehl, „Land und Leute". S. 278.

ihn entwurzelt. Der bayerische Hiesel ist immerhin noch besser gewesen als der Mörder Traupmann, und obwohl das flache Land Kindesmörderinen hat, kennt es gleichwohl keine „Engelmacherinen". Es ist nicht zu läugnen, daß die Bauernbuben manchmal schon auf den Schulbänken sich ihre Köpfe nicht zerbrechen, wohl aber zerschlagen; allein sittlich besser sind deshalb die gesalbten Köpfe in den höheren Bürger- und Töchterschulen auch nicht. Im December 1866 stand vor den Schranken des Zuchtpolizeigerichtes in Dortmund ein 13jähriges Mädchen, überführt, unter Angabe eines falschen Namens und indem es sich als ein Kind höherer Stände gerirte, aus verschiedenen Läden Schmucksachen, Toilettegegenstände und Galanteriewaaren für „Mama" bestellt und mitgenommen zu haben, mit welchen das eitle Ding sodann unter seinen Gespielen paradirte. Das Gericht sprach sie wegen ihrer Jugend frei, verurtheilte dagegen die Eltern „wegen Verwahrlosung" zu einer Geldstrafe. Bezeichnend ist der Umstand, daß das Aeußere, Kleidung und Benehmen des Kindes (eines Fabrikarbeiters) seine Aussagen bei den Verkäufern wahrscheinlich gemacht hatten; ferner daß die Eltern (arme Fabrikarbeiter!) dem Kinde eine seinem Stande entsprechende Erziehung dadurch zu geben geglaubt hatten, daß sie es die höhere Töchterschule besuchen ließen.

Die Schule kann die Sittlichkeit des Volkes deshalb nicht heben, weil sie keine moralischen Motive hat. Das Gewissen — das ist ein religiöses Princip, und außer der Religion gibt es kein Gewissen. Der Ordnungssinn — die Ordnung ist eine Folge der Sittlichkeit und nicht eine Ursache derselben. Die Ehre — nach Sonnenuntergang bleibt nichts mehr von ihr übrig. Die Bildung — kann Barbaren lackiren und Gräber übertünchen. Wenn Gott nicht zu fürchten ist, dann lebt sich der Mensch einfach aus und kümmert sich den Plunder um alles Andere. Die Cultur selber ist dann eine Verirrung der menschlichen Entwickelungsgeschichte und die Moral selber muß dann erst auf ihren letzten

Grund geprüft werden. „Moral, was ist das für ein kalter, leerer Schall!“ ruft der berühmte schwedische Dichter und Philosoph C. J. L. Almquist aus. „Laßt uns einmal,“ sagt er, „in die Tiefe der dunkeln Höhle hinabsteigen, wo diese Sirene ihr eigentliches Wesen verbirgt, um zu erfahren, in wie weit sie wirklich, wie sie vorgibt, der Schutzengel der Menschheit, oder ob sie ein Gespenst aus dem Abgrunde ist.“ — Schließlich findet er in der Moral „einen der stärksten Grundpfeiler des Egoismus“.

Schließlich ist es immer wieder der Naturzustand, auf den diese Sittlichkeit hinauskommt. J. J. Rousseau's Schwärmereien sind bekannt. Nach ihm hat besonders Fouqué den „edeln Thiersinn“ gepriesen, und später begann man offen, wie die alten Aegypter, einen Cultus mit allen möglichen Vierfüßlern zu treiben. In Victor Hugo's „Han d'Islande“ spielt ein solcher bekanntlich eine wichtige Rolle. In Almquist's weitverbreitetem Roman „der Juwelenschmuck der Königin“ heißt es: „Aber auch das Thierische, Instinctive, weßhalb sollte es so niedrig sein? Das Thierische, welches in den meisten Fällen unter uns steht, steht doch in einer Beziehung über dem Menschen, besonders in einer Zeit, wo wir in Folge zahlloser Streitigkeiten uneins mit uns selber sind. Die thierische Art zu sein, das Instinctleben, zeigt uns das harmonisch fesselnde Bild hoher Einigkeit mit sich selbst. Ihr habt wohl von dem Gedanken der Mystiker in Betreff des animal coeleste gehört? Das Ziel des Menschen, so behauptet man, soll wirklich sein, zuletzt wieder Natur zu werden, gleichsam ein Thier zu werden.“ Dieß ist nach Atterbom's klar ausgesprochener Ansicht der interessante, eigenthümliche und — wie die Worte in Atterbom's Recension lauten — „mit fast allzu großem Scharfsinn behandelte Grundgedanke.“ Schlegel's „Lucinde“ verhöhnt nicht bloß die Moral, sondern predigt auch ein Evangelium des Müssigganges; die unthätige Gefühlsschwelgerei wird dort „göttlich“ genannt und das vegetative Leben als das

höchste dargestellt. Dem Bauer ist auch die Sittlichkeit Sitte, d. h. Brauch, Gewohnheit, Herkommen, keineswegs aber Ueberzeugung und Pflicht. Wird er aus seinem naiven Naturleben, aus seiner conventionellen Atmosphäre herausgerissen, so entartet er. Wenn man solchen Leuten mit einem Male Bildung und feine Politur aufzwingen wollte, dann würde man sie in Grund und Boden verderben. Der gemeine Mann in den Gauen Altbayerns trägt zu jeder Jahreszeit, auch in den Hundstagen, einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Landstriche meist einen luftigen Kittel. In Südbayern ißt man im Dorfe noch dreimal wöchentlich Fleisch, und zwar tüchtige Portionen, ißt Weizen=Nudeln und trinkt ein gutes Bier dazu. In den rauheren Gegenden Mitteldeutschlands ist Fleisch längst eine große Rarität bei dem Bauersmann geworden, man behilft sich dort mit Kartoffeln und Käse, ißt schweres, „spündiges" Hafer= und Kartoffelbrod und trinkt Schnaps dazu.

Treten wir in unsere mitteldeutschen Dörfer, so fällt mehrentheils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst in's Auge. In Südbayern ist dagegen mehrentheils das Wirthshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man seltener heraus. Aber neben dem Wirthshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirthshaus am Sonntage Abend bis zum Erdrücken voll ist, so ist doch auch die Kirche im Laufe des Tages nicht minder überfüllt gewesen. Wer so frisch weg von Volkserziehung im Allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerischen Bauern bei, daß er die Erziehung der Schule über die der Kirche setze, daß er Kartoffeln esse statt Braten; daß anderseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel umhänge statt des Kittels, und daß der rheinische Gastwirth aus freien Stücken wie der altbayerische dem Gaste einen Bogen Papier bringe, damit er den bezahlten aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne.

Es ist hiezu freilich zu bemerken, daß auch in Altbayern die Schulhäuser immer größer und die Mäntel immer netter werden, so daß sie auch hier vielfach schon zur Blouse zusammengeschrumpft sind. Die Sittlichkeit ist den gleichen Weg gegangen. Der alte Palast im Dorfe, das Wirthshaus, ist vielfach nicht zu loben gewesen, aber der neue Schulpalast hat die Sache nicht besser gemacht. Mit der Sittlichkeit geht es auf der ganzen Linie den Krebsgang. Selbst aus Kreisen, welche dem modernen Geiste dienen und der alten Ordnung ganz entschieden abhold sind, ertönen die Nothsignale. In der zu Leipzig erscheinenden „Deutschen Reichslaterne" fand sich im März 1877 aus der Feder des Herrn Eckstein ein Artikel über „deutsche Sittlichkeit". Derselbe sagt dem deutschen Volke sehr bittere Wahrheiten, die wohl verdienen, reiflich erwogen zu werden. Hören wir seine Worte: „Wie stolz brüsteten wir uns im Mantel des privilegirten Denkerthums! Zahlreiche auf statistischen Thatsachen fußende Erörterungen haben dargethan, daß unter den drei großen Culturnationen die deutsche unbestreitbar die literarisch am wenigsten veranlagte ist, insofern nämlich die durchschnittliche Begabung der Massen, nicht aber die Leistungsfähigkeit einzelner hervorragender Geister in's Auge gefaßt wird. Keine von den drei Nationen liest so wenig und nimmt so wenig Interesse an den Idealen der Dichtkunst als die deutsche, trotz ihrer eingefleischten Jubiläumswuth. Unser nationalökonomisches Verständniß entbehrt jeder Tiefe. Philadelphia hat uns über den beschämenden Zustand der deutschen Industrie die Augen geöffnet, die Phrase von der deutschen Solidität ist ein Wort ohne Sinn. Ein Ruhm aber, so behauptet der deutsche Philister, verbleibt uns demnach unangetastet: der Ruhm der echten christlich germanischen Sittlichkeit. Während unsere Nachbarn jenseits des Rheins moralisch zu Grunde gehen, wendet sich das Bewußtsein unseres Volkes mit Entrüstung von welscher Mißkultur ab, und erquickt sich an der idealen Herrlichkeit des

deutschen Familienlebens. Den Unbefangenen berührt die pharisäische Prätentation geradezu lächerlich. Zunächst ist die Behauptung, dem Franzosen fehle das, was der Deutsche als Familienleben bezeichnet, durch und durch unwahr. Nicht nur in der Provinz, nein, auch in Paris hat sich das Familienleben ebenso gemüthvoll entwickelt wie in Deutschland: nur machen natürlich solche Hausstände, die sich normal gestalten, in der Oeffentlichkeit nicht von sich reden. Der deutsche Philister urtheilt nach Scandalgeschichten: aber die paar hundert lüderlicher Aristokratenfamilien sind nicht Paris. Der beste Gradmesser für die Sittlichkeit eines Volkes besteht in der größeren oder geringeren Toleranz gegen das öffentliche Auftreten der Unsittlichkeit. In diesem Punkte haben wir jedoch seit dem deutsch-französischen Kriege geradezu Kolossales geleistet, und wenn nicht Alles trügt, ist die Entwickelung noch in aufsteigender Linie begriffen." Herr E. Eckstein schildert nun die Tingeltangel-Wirthschaft und fragt dann: „Wer sind diese jungen Leute, die in so drastischer Weise durch Grinsen, Brüllen und Wiehern ihr Wohlgefühl an der hirnlosen Zote ausdrücken? Es sind die Söhne unserer ehrsamsten Bürgerfamilien, deutsche Jünglinge, die sich nicht von welschem Flitter bethören lassen, Vertreter jenes gesegneten Mittelstandes, in welchem unsere vielgerühmte Bildung des Herzens zu Hause ist, Stützen des deutschen Reiches, Angehörige des Volkes der Dichter."

Aus Allem geht hervor, daß der Schule keinerlei bessernde Kraft innewohnt. Es ist der Wissenschaft noch nicht gelungen, zu salzen — ohne Salz. Die Moral ist ein religiöses Produkt, und niemals wird es eine Moral ohne Priester geben. Gewisse Wohlverhaltungsregeln, wie die Reichen sie üben, um ihre privilegirte Stellung zu umhegen, diese gehören in Anstands- und Complimentirbücher, sind aber keine Moral. Die bisherigen Anstrengungen sind mühsam, aber erfolglos gewesen. Es

ist die ewige Geschichte von der Fliege am geschlossenen Fenster. Sie sieht durch's Glas in's Sonnenlicht und ahnt die unendliche Freiheit, aber sie kann niemals durchdringen. Sie fliegt hinauf und sinkt herab, sie probirt es oben und unten, immer vergeblich. Endlich sinkt sie todt auf's Fenstergesims und eine andere versucht es wieder.

Fünftes Kapitel.

Von den wissenschaftlichen Leistungen der Schule.

„Wer liest jetzt Werke, wo sich die Citaten
Wie Eisgebirge haben aufgehäuft,
Und wo der Text, als wie ein dünner Schatten
Ganz matt und kränklich oben drüber streift?"
Seb. Brunner.

Alle Jahrhunderte und alle Völker haben Erziehung und Unterricht wie das Gestirn der Zwillinge mit einander in Verbindung gebracht. Auch unsere Zeit hält an dieser Auffassung fest, stürzt aber den Stamm um, steckt die Aeste in die Erde und die Wurzeln in die Luft. Bisher galt die Erziehung als die Basis des Unterrichts, nunmehr aber soll gerade der Unterricht zum Lebensboden der Erziehung gemacht werden. Noch Bacon von Verulam hat den Ausspruch gethan, daß die Religion der Wissenschaft als Spezerei nothwendig beigemischt werden müsse, wenn diese nicht in Fäulniß übergehen solle. Man hielt die Wissenschaft für gefährlich und die Moral für ein schützendes Ferment.

Man kann die Bemerkung machen, daß alle Völker der Erde, wie aus einem gemeinsamen Instinct, die Erziehung der Jugend stets den Priestern anvertraut haben. Das geschah nicht bloß in den christlichen Jahrhunderten, sondern alle Nationen waren hierin gleicher Ansicht. Einige im hohen Alterthum haben sogar geglaubt, die Wissenschaft sei ausschließlich Sache der Priester. Das soll nun, wie gesagt, vor unseren Augen umgedreht werden. Man nimmt an, wissenschaftliche Ausbildung sei Erziehung. Man hat allen Geistern die Richtung zur Wissenschaft

gegeben, und die Moral als subjectives Beiwerk erklärt. Dieses zur Ablösung des Christenthums erfundene System hat seine Früchte getragen: das Kreuz sinkt, das rothe Gespenst taucht aus der Versenkung empor.

Nichts sollte natürlicher erscheinen, als daß doch die Wissenschaft durch diese Zeitströmung gefördert würde, wenn auch die Moral in den hochgehenden Wogen untergeht. Die prätentiöse Schule, so scheint es, müsse doch wenigstens die Wissenschaft vorwärts bringen. Aber selbst das ist nicht der Fall. Die Wissenschaften sowohl, als auch die Erudition des Volkes werden zwar täglich breiter, zugleich aber so erschrecklich seicht, daß ihnen die Versandung droht. Seltsam! Auch die beiden großen deutschen Ströme Donau und Rhein erreichen nicht voll und tief das Meer, sondern versiegen gegen das Ende.

Der Rückgang des idealen Strebens ist allseitig eingestanden. Europa wird „amerikanisch", d. h. materiell. „Woher die traurige Thatsache," ruft die „Allg. Ztg." aus, „daß Jeder, welcher überhaupt sehen kann und will, die zunehmende Verödung der Phantasie, die Verflachung der Geister, die Vertrocknung der Herzen bemerken muß? Woher das gierige Jagen nach Gewinn und das gierigere Haschen nach Vergeudung, die hohle Zerstreuungssucht, das kalte Genußfieber? Daher, daß eine gedanken- und grundsatzlose Zeitstimmung die an sich wohlberechtigte Seite des materiellen Daseins zum einzigen Inhalt und Zweck desselben zu erheben bemüht ist, und daß es dieser Zeitstimmung bereits gelang, die Menschen mehr und mehr unheimisch zu machen

„In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen" —

unheimisch in der Welt der Ideale, welche, allen von Seiten des Stumpfsinnes, der Unwissenheit und der Gemeinheit gegen sie geschleuderten Lästerungen zum Trotz, Ursprung und Heimath alles Dessen ist und bleibt, was den Menschen lehrt und treibt, zu den Gestirnen sein Haupt zu erheben, und was das Leben

lebenswerth macht." Das sind Phrasen, und zwar hohle! „Die Welt der Ideale" . . . „Der Mensch muß zu den Gestirnen sein Haupt erheben:" was soll das im Grunde heißen? Das sind lediglich Worte. Und der poetische Schmuck ist es, der den Weg am Abgrunde mit Ranken umgibt und das Grab mit Blumen und Cypressen bepflanzt. Unser Phraseolog würde ganz gewiß nicht gestatten, daß man seine Floskeln mit Gott und Religion übersetzte. Wie weit aber die Sterne und die Ideale vorhalten, das würde sich alsbald zeigen, wenn so ein reich besoldeter Staatskostgeher ein Jahr lang in einer Fabrik arbeiten oder Bauernbrod essen müßte.

Die Menschen sind reell geworden: was nicht in klingende Münze umgesetzt werden kann, gilt nichts. Protinus ad censum, de moribus ultima fiat quaestio: sagt Juvenal; statt moribus könnte ebenso gut litteris stehen. Nur die Katholiken gründen noch Universitäten und die Slawaken in Agram; in Deutschland wird die Reduction der Universitäten discutirt, werden Lyceen aufgehoben und humanistische Gymnasien zu Lateinschulen degradirt, dagegen werden Realgymnasien und technische Hochschulen decretirt, „welche in allen äußeren Beziehungen den Landes-Universitäten gleich gestellt sind." Und das eben ist die Hauptsache: de litteris ultima fiat quaestio!

Zu dem Materialismus des Zeitgeistes, der allenthalben wie ein Alp die Wissenschaft drückt, kommen in Deutschland noch die eisernen Ketten des Staatsmonopols und des Zwanges. Im Joche zieht der Pegasus nicht. Die „sieben freien Künste" verrathen schon durch ihren Namen ihre Natur. Die Musen verachten die Schulbänke und schenken ihre Gaben einzelnen freithätigen Geistern. Die Schule als solche kann die Wissenschaft nicht fördern, so wenig als der Krämer die Industrie. Die Körper brauchen einen Versammlungsort zur Mittheilung, die Geister brauchen ihn nicht. Je mechanischer eine Arbeit ist, um so weniger wird man sie nach bloßen Beschreibungen vollendet

nachmachen können. Handgriffe muß man sehen, und wo es sich vollends um irgend verfeinerte oder zusammengesetzte Werke handelt, da ist Lehre und Beispiel eines guten Meisters gar nicht zu entbehren. Durch Bücherlesen und eigenes Nachsinnen ist noch Niemand ein Schuster, geschweige ein Schlosser und Mechaniker geworden.

Je geistiger dagegen die Arbeit ist, um so mehr setzt sie beim Lehrling eigenes Forschen, d. h. private Thätigkeit voraus. Der Philosoph kann einem Hörer gar nicht unmittelbar zeigen, wie man philosophirt, noch der Dichter, wie man dichtet. Er kann dem Schüler nur mittelbar Winke geben, durch welche dieser das Geheimniß zuletzt selber findet. Daher lernt der Jünger des Handwerkes, d. h. er eignet sich an, was der Meister ihm vormacht; der Jünger der Wissenschaft studirt, d. h. er grübelt aus sich heraus die Wege seines Meisters. So behilflich hiebei nun dessen persönliche Gegenwart sein kann, so ist sie bei den rein geistigen Berufsarten doch keineswegs unentbehrlich. Niemand geht zu einem großen Dichter in die Lehre, um Dichter zu werden. Er hat die großen Dichter daheim in seiner Bibliothek, und die todten werden ihm meist bessere Lehrmeister sein als die lebenden. Was technisch erlernbar ist an der Dichtkunst, Prosodie und Poetik, das mag die Schule geben, Talent und Fleiß entscheiden das Weitere. Aehnlich kann ein guter Kopf durch bloße Lectüre und eigenes Denken ein durchgebildeter Philosoph werden, ohne jemals einen Professor der Philosophie gehört zu haben; vielleicht auch ein wissenschaftlicher Historiker. Je mehr Handwerk aber einem geistigen Berufe sich beimischt, um so mißlicher wird es mit dem bloßen Selbstunterricht. Schwer wird sich schon Einer zum ordentlichen Juristen bilden, der nicht die Hörsäle des Rechtslehrers abgesessen hat, noch schwerer zum Chemiker oder Physiker. Aus all dem ergibt sich der Natur der Sache gemäß, daß gerade die geistigen Berufe die freiesten sein sollen. Allein hier zeigt sich die ganze Verkehrtheit des

deutschen Staatsschulwesens. Das Handwerk ist freigegeben, weder Lehr- noch Meisterbrief ist mehr nöthig, die Wissenschaft aber ist monopolisirt und unter wahrhaft russische Vormundschaft gestellt. Die ärztliche Praxis ist allenthalben freigegeben, schulmeistern aber darf Niemand als der Staat und seine Organe. Und so kommt es denn, daß zur selben Zeit, wo Alles sich vereint, um den Zunftgeist aus Werkstatt, Comptoir und Magazin zu treiben, der Zunftgeist in den Wissenschaften das absolute Regiment führt.

Und die Wissenschaft verkümmert dabei; ja die deutsche Wissenschaft entartet völlig. An und für sich ist es ein blamables Unternehmen, von einer deutschen Wissenschaft zu sprechen in dem Sinne, wie unsere Reichswedler es thun. Die Ausdrücke deutsche Wissenschaft, italienische, französische, spanische Wissenschaft könnten allerdings einen vernünftigen Sinn haben, wenn nämlich damit gesagt werden sollte, was deutsche, italienische, französische Männer auf irgend einem Felde der Wissenschaft, die ihrer Natur nach universell ist, etwa geleistet haben. Allein so meinen es die Reichswedler nicht: die deutsche Wissenschaft ist ihnen etwas ganz anderes, etwas Specifisches, etwas Nationales. Sie hat ein ganz anderes Wesen als die Wissenschaft anderer Völker; denn sie stammt vom deutschen Gemüth, und das ist natürlich eine besondere Race, und vom Lutherthum, was auch etwas specifisch germanisches ist. So versuchen es diese Reptilien, selbst das zu zernagen und zu unterhöhlen, was sogar barbarische Jahrhunderte unangetastet ließen, nämlich die Universalität der Wissenschaft. In demselben Jahrhundert, wo Engländer und Franzosen Straßen, Brücken und Thore von Zolleinnehmern gesäubert haben, versuchen es die deutschen Reichswedler, die Grenzpfähle und Schlagbäume in's Reich der Ideen einzuführen. Sie wollen die Geister schwarzweiß anstreichen. Und in der That: alle unsere Schulen, die hohen und die niederen, sind darauf berechnet und darnach eingerichtet. An der Thüre eines Schulhauses zu Berlin sah ich eines Tages eine Affiche des Inhalts:

„Hier wird gestrichen.“ Diesen Anschlagzettel sollten alle deutschen Schulhäuser, namentlich die Universitäten tragen: „Hier wird schwarzweiß angestrichen.“ Alle wissenschaftlichen Disciplinen müssen so vorgetragen werden, daß sie fruchtbarer Dünger sind für das System des Fridericianismus, und wer bei seinen Forschungen zu anderen Resultaten käme, der würde entweder abgesetzt, oder mit den Jesuiten aus dem Reiche gejagt unter dem Beifall jener gelehrten Staatsdienstboten, die immer von der „freien deutschen Wissenschaft“ reden. Vom alten heiligen römischen Reich hat man schließlich gesagt, daß es weder heilig, noch römisch, noch reich sei; von unserer freien deutschen Wissenschaft aber muß mit weit mehr Recht gesagt werden, daß sie weder frei noch deutsch mehr ist. Von Freiheit kann gar keine Rede sein, wo die Bureaukratie sämmtliche Lehrer vom Universitätsrector bis zum allerletzten Dorfschulmeister herab anstellt, alle Lehrbücher vom Handbuch der Religion bis zur Fibel herab vorschreibt. Und deutsch ist das Reichswedeln wahrhaftig auch nicht. Das deutsche Wesen verdirbt im Gegentheil unter dem Gifthauche einer solchen servilen Wissenschaft, und bald wird es bei dieser allgemeinen Entnervung dahin kommen, daß man sagen muß:

„Die deutschen Männer sind so rar
Wie auf dem glatzigen Kopf ein Haar.“

Kaiser Sigismund hat bekanntlich auf dem Concil zu Constanz im Flusse der Rede das Wort schema gen. femenini gebraucht. Von den Bischöfen darüber ausgelacht, befahl er, daß schema im deutschen Reich künftig weiblichen Geschlechts sein solle. Allein Niemand hat ihm die Dummheit gethan. Man sieht: damals hatte die freie deutsche Wissenschaft die Geister noch nicht eingebeizt; heutzutage gäbe es hundert Gelehrte, welche einen solchen Befehl als eine berechtigte nationale Eigenthümlichkeit begrüßen, mit wahrhaft deutscher Wissenschaftlichkeit als ohnehin längst dagewesen beweisen und — was die Hauptsache wäre

— Alle die es nicht glauben wollten, als undeutsch, reichsfeindlich und staatsgefährlich denunciren würden. Denn was könnte es auch undeutscheres und staatsgefährlicheres geben, als wenn der Kaiser einen Befehl erließe und die Ultramontanen würden sagen, die Grammatik gehe den Kaiser nichts an? Den Kaiser, oder wie man jetzt sagt, den Culturstaat, geht Alles an, und Jeder ist undeutsch und staatsgefährlich, der sich dem nicht fügen will.

Daran ist kein Wort übertrieben. Es ist eine eigene Reichs-Commission eingesetzt worden, um eine einheitliche deutsche Schreibweise festzustellen. Demnach wird in Zukunft das Polizeistrafgesetzbuch entscheiden, ob man der Butter oder die Butter, der Teller oder das Teller sagen muß. Kein deutscher Professor hat das unpassend gefunden, mit Freuden haben unsere Germanisten und Linguisten die Pickelhaube auf ihre gelehrten Häupter gesetzt.

Und noch größere Beweise ihrer Degeneration liefern die deutschen Gelehrten. Der Staat verlangt, daß jede Ueberzeugung, wissenschaftliche und religiöse, unbedingt vor allen Staatsgesetzen sich beuge. Als ob es jemals einen Martyrer der Wissenschaft oder des Glaubens gegeben hätte, wenn Männer einfach sich schwenken wollten! Man sollte meinen, das ganze Reich des Geistes, d. h. die gesammte Wissenschaft, müßte sich gegen einen solchen Angriff des Reiches der Hinterlader zur Wehr setzen. Allein im Gegentheil! Die freie deutsche Wissenschaft hat nicht im mindesten etwas dagegen, daß die „letzten Gründe der Könige", nämlich die Kanonen, auch im Felde des Glaubens und Wissens entscheiden. Alle Reichswedler in der Section der freien deutschen Wissenschaft rufen in Einem fort die Staatsgewalt an und ärgern sich nur, daß diese noch nicht brutal genug darein fahren wolle. Und wenn dann alle ihre Gegner mit Gewalt ausgetrieben, abgesetzt oder fern gehalten sind, dann brüsten sie sich, daß sie die gesammte Intelligenz und Wissenschaft auf ihrer Seite haben! Nur zur Zeit, als die Jesuiten aus dem neuen Reich verbannt

wurden, hat ein Gelehrter München's den lauten Seufzer fahren lassen: diese Härte sei leider unvermeidlich, „weil es sonst um die deutsche Wissenschaft geschehen sei". Sehr schön! Aber wenn es nur nicht trotzdem um dieselbe geschehen ist?

Wir haben durch den Krieg von 1870 nicht bloß viel gewonnen, sondern haben anderseits auch viel verloren. Deutsche Esel, deutsche Dummköpfe, deutsche Kreuz- und Querköpfe gibt es seitdem gar nicht mehr, sondern Alles ist intelligent und wissenschaftlich. Die deutschen Hochschulen Jena und Gießen stellen bloß deßhalb nicht jedem Deutschen zum Geburtsschein und Impfschein auch noch gleich das Doktordiplom aus, weil trotz der fünf Milliarden noch nicht Alle in der Lage sind, dasselbe zu bezahlen. Alle andere Menschheit ist dem intelligenten und gottesfürchtigen Deutschen gegenüber kaum viel mehr als Vieh, und der Oesterreicher ist bekanntlich schon seit 1848 der Uebergang vom Vieh zum Menschen. Weil Deutschland die meisten Kasernen hat, hat es auch die meiste Wissenschaft.

Daß dieses unanständige Prahlen gemein ist, fangen sogar einzelne Liberale bereits zu fühlen an; traurig ist, daß Niemand fühlt, wie hohl und unwahr es ist. Die Selbstberäucherung verfinstert alle Schulhäuser. Seit dem dreißigjährigen Krieg ist es um die deutsche Wissenschaft niemals so schlecht gestanden wie eben jetzt, und wenn es so fort geht, so wird sicherlich an Deutschland wahr, was Dupanloup in der Assemblée behauptete, daß nämlich eine militärische Nation Gefahr laufe, eine barbarische Nation zu werden. Das ernste Studium nimmt immer mehr ab; sogar die Bücher werden seltener, und die leichte Waare der Broschüren und Zeitungen überwuchert Alles.

Das allertraurigste aber ist, daß von allen Dächern herab der deutsche Geist, deutsche Muth, die deutsche Kraft 2c. gerühmt wird, und das deutsche Wesen inzwischen politisch, wissenschaftlich und social zu Grunde geht. Von unserem politischen Untergang ist hier nicht zu reden: Deutschland nimmt preußisches Wesen

an — und in Berlin haben sie im dreißigjährigen Kriege noch slavisch gesprochen. Bischof Ketteler hat in seiner Broschüre „die Centrumsfraction" nachgewiesen, daß die gesammte Doctrin unserer Liberalen, inhaltlich Parlamentarismus, Centralisation u. s. w. aus Frankreich stammt. Die Ideen von 1789 sind es, welche gegenwärtig das politische Leben der deutschen Nation beherrschen, und nicht eine einzige neue Idee hat der deutsche Geist hinzugefügt. Wir sind gegen Frankreich äußerlich Sieger, und innerlich die Besiegten. Die französischen Waffen sind unterlegen, und die französisch revolutionären Grundsätze unterjochen uns. Bismarck hat den Louis geschlagen, nachdem er zu ihm in die Schule gegangen war. So hat doch der französische Schulmeister gesiegt.

Auf dem volkswirthschaftlichen Felde ist es wie auf dem politischen: unsere ganze gegenwärtige Finanzwissenschaft mit dem blühenden Staatsschuldenwesen, Börsenschwindel, Gründerpest und Actienseuche stammt aus Frankreich, der St. Simonismus ist französisches Produkt und Louis Napoleon hat ihm den europäischen Markt geöffnet. Die Deutschen cultiviren gegenwärtig die Actie, aber erfunden haben sie dieselbe nicht und außer dem Reformjuden Lassale hat kein deutscher Kopf den Ideen von Law und Proudhon auch nur den geringsten Gedanken hinzugefügt.

Leider ist es auf dem Felde der reinen Wissenschaft nicht besser. Wenn man die deutschen Zeitungen liest, so möchte man freilich meinen, die deutsche Wissenschaft sei das Nonplusultra der menschlichen Cultur und eine solche Blüthe und Fülle des Denkens habe nie und nirgends in der Welt existirt, wie gegenwärtig in Preußen. Allein dem steht schon die Thatsache gegenüber, daß alle großen Erfindungen der Neuzeit nicht in Deutschland gemacht wurden: nicht die Dampfschiffe, nicht die Eisenbahnen, nicht die Telegraphen.

Die berühmteste Persönlichkeit an der Universität München war in der Neuzeit wohl Frhr. Justus von Liebig. Man kennt

den Namen dieses Mannes in allen fünf Welttheilen, er hat die Chemie wirklich weiter befördert, hat sein Fach bedeutend erweitert und bereichert. Wo aber hat Justus v. Liebig seinen Geist gebildet, wo hat er studirt? Nachdem er es in Deutschland nicht in die vierte Lateinschule gebracht hatte, ging er nach Paris und dort holte er sich sein Wissen. Gay-Lussac, der Franzose, hat ihn zu dem gemacht, was er ist. In Paris trat Liebig auch mit Humboldt näher in Berührung. Humboldt gilt als der oberste Spitz und Knopf der deutschen Wissenschaft, als der größte deutsche Geist, der je existirte, heuer oder doch nächstes Jahr sicher wird er noch unter die Götter versetzt werden. Alexander von Humboldt hat in Paris sich ausgebildet, das Manuscript seines „Kosmos" liegt in französischer Sprache in Paris!

Aber Döllinger! Er gilt gegenwärtig als der Feldzeugmeister des deutschen Geistes im Kampfe gegen das Römerthum. Er trägt alle Schätze der Wissenschaft im Schreine seiner deutschen Brust. Er ist der größte Theologe des Jahrhunderts. So nämlich steht es in den liberalen Zeitungen; in Wahrheit steht es freilich anders. Wenn Döllinger den Inhalt seines „Janus" und überhaupt all die Einwendungen, welche gegen das Vatikanum von München aus gemacht worden sind, wirklich erfunden hätte, so wäre es noch traurig genug, weil die Stiftung einer Secte immer nur ein larmoyanter Ruhm sein kann. Aber nicht einmal diesen traurigen Ruhm hat der abgefallene Stiftspropst. Woher er seine Geschichte bezieht, wissen wir seit jener famosen Mappengeschichte. Aber auch alle seine Argumente gegen die Infallibilität hat er aus Frankreich bezogen, er hat nur die Gallikaner ausgeschrieben, nicht einen einzigen neuen Gedanken hat sein großer deutscher Geist selber producirt. Er nahm Launoy her und Dupin, plünderte ihre Folianten und machte Broschüren daraus. Um aber die Originalität zu retten, änderte er die Citate. Wo Launoy eine alte schlechte Aufgabe benützen mußte, weil er keine bessere hatte, da schlug Döllinger das Citat

in einer vornehmen Mauriner Ausgabe nach und citirte Seite und Kapitel von dieser. Das ist Alles, was die deutsche Wissenschaft dem Gallikanismus hinzufügen konnte, sie hat die französischen Folianten auf deutsche Broschüren reducirt. Nicht ein einziges neues Argument hat er gefunden, nicht einen einzigen neuen Gedanken gehabt. Döllinger ist der schlagendste Beweis für die Armseligkeit und Versunkenheit der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft. Nur die Polizei haben sie dem alten Gallikanismus noch hinzugefügt und daraus die neue deutsche Wissenschaft gemacht. Und nicht einmal die Schmach ist uns erspart geblieben, daß wir den alten Gallikanismus erst bekommen haben, als er in Frankreich ausgepeitscht war. Sie heißen sich „Altkatholiken", weil sie alte Irrthümer wieder auffrischen, und sie heißen es deutsche Wissenschaft, weil sie dieselbe von den Franzosen gestohlen haben. Aus der Allonge-Perrücke Louis XIV. haben sie ein Zöpflein gemacht und das tragen sie als „deutsche Wissenschaft", der Polizeistaat aber benützt es als Leitseil.

Wie singt Seb. Brunner?

„Deutsche Schreiber reussiren,
Wenn auch blöde und verlümmelt,
Wird zur angestammten Dummheit
Nur ein Bischen deutschgethümelt."

Auf dem Felde der katholischen Theologie ist in Deutschland die Stille des Kirchhofes eingetreten. In den heißesten wissenschaftlichen und literarischen Gefechten der jüngsten Jahre hat man sich vergeblich nach einem Professor der katholischen Theologie umgeschaut. Es gibt große Lyceen in Bayern, von denen z. B. das Regensburger die entsprechenden Fakultäten mancher Universität an Frequenz übertrifft. Auch die HH. Lycealprofessoren halten sich still bei verschlossenen Thüren, aus Furcht vor den Juden. Von einer protestantischen Theologie ist vollends nicht mehr zu reden. Während die deutschen Köche noch immer keinen Hasenpfeffer zusammenbringen ohne Hasen, bringen die deutschen Pro=

fessoren ihre Theologie richtig zu Stande ohne θεός und ohne λόγος. Gleichwohl greift selbst der deutsche Philister, wenn er sich über das Christenthum moquiren will, nicht nach Schenkel und Strauß, sondern nach Ernest Renan.

Die deutsche Philosophie ist bei der „Philosophie des Unbewußten" angelangt, oder eigentlich im „Nirwana". Einstimmig geht das öffentliche Urtheil dahin, daß es um die deutsche Philosophie geschehen ist. Gott habe sie selig! Nach dem Kopfgenickkrampf unter Fichte und Hegel ist ihre endliche Auflösung eine Wohlthat des Schicksals gewesen. Von der deutschen Geschichtschreibung schweigt die Geschichte. Sie sind aus allen Kräften darüber, den Friedericianismus rückwärts zu construiren, d. h. die früheren Jahrhunderte nach preußischen Ideen zu gruppiren und zu beurtheilen. Das ist auch Alles. Und da sollte der deutsche Patriot nicht den Mantel über das Haupt ziehen, um den Untergang der Wissenschaft in Deutschland zu beweinen, wo sie so viele Jahrhunderte lang großartig geblüht und gefruchtet hat? Armes Vaterland!

Nicht bloß innerlich geht die Wissenschaft zurück, sondern auch die äußere Theilnahme daran, Fleiß und Studium nehmen ab. Gefehlt wird durch zu viel und durch zu wenig. Wenn man im Inseratentheil eines deutschen Blattes die Semestralvorlesungen irgend welcher Universität angezeigt findet, so könnte auch einem sehr mobilen Manne der Verstand stehen bleiben. Fünfzig Professoren und hundert Fächer, und jeder Docent hält natürlich sein Fach für das allerwichtigste. Es darf Einer schon ein hochgebildeter Mann sein, wenn er von diesen Disciplinen nur die Namen verstehen will, in welchen alle Sprachen des Pfingstfestes wiederklingen. Da muß schon die Masse des Stoffes verdummen. „Ich finde manchmal", sagt Lessing, „daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was Andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken, oder, wenn

es damit zu spät sein sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, mir so zu ordnen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann[1])." Früher hat man gemeint: in der Schule könne man nur lernen, wie man lernen soll; jetzt ist die Parole: in omnibus aliquid. Joseph Graf de Maistre, als er einmal einen russischen Schulplan durchgelesen hatte, rief aus: „Entweder sind diese jungen Russen Engel, oder ihre Lehrer haben den Verstand verloren."

Die Universitätsstudenten wissen sich zu helfen. Sie machen es wie die Pferde, denen der Fuhrmann unsinnig aufgeladen hat: sie ziehen keinen Strang mehr an. Am 4. November 1871 hielt der Professor der Theologie in Erlangen, Dr. v. Hofmann, seine Antrittsrede als erwählter Prorector für das laufende Studienjahr. Er hatte als Thema die Aufgabe der Universitäten im neuen deutschen Reich und „als Text" das Wort des französischen Schriftstellers Leon Gautier: „Die Stärke Deutschlands liegt in seinen Universitäten," gewählt. Von dem Satze ausgehend, daß die auf der Universität Gebildeten vor allen Anderen berufen seien, das öffentliche Leben des Volkes zu leiten, stellte er als die nunmehrige Aufgabe der Universitäten hin, die Studirenden neben ihrer Ausbildung zu ihren speciellen Berufszweigen in dem staatlichen Einheitsgedanken zu erhalten und dazu fähig zu machen, denselben gegen alle Gefährdungen zu schützen. Als diejenigen Seiten, von welchen jetzt schon solche Gefährdungen drohen, bezeichnete er die politische, die sociale und die kirchliche. Nachdem er den Stand der hiermit gegebenen Fragen, und die Aufgaben, welche aus ihnen für die Studirenden erwachsen, gezeichnet hatte, warf er die Frage auf: ob das gegenwärtige Leben auf den deutschen Universitäten und Fleiß und Kenntnisse der Studirenden zu der Hoffnung berechtigen, daß diese jene Aufgaben lösen

---

1) G. E. Lessing's „Gesammelte Werke". Leipzig, G. J. Göschen 1841. Bd. V. S. 571.

und das Wort „des fremden Mannes" zur Wahrheit machen werden. Leider könne er diese Frage nicht bejahen; er sei zu alt, um etwas zu sagen was er nicht selbst erfahren, und nicht thöricht genug, um anders zu malen als wie er es erfahren. Der größere Theil der Studirenden bereite sich nicht einmal auf seinen Fachberuf in genügender Weise vor, wie solle er befähigt werden, den allgemeineren Beruf zu erfüllen, Führer des Volks im öffentlichen Leben zu sein? Vielfach sei das, womit der Studirende die kostbare Zeit seines Lebens verbringe, dem Nichts gleich, ja noch weniger als Nichts. Das Wort unseres großen Dichters, der selbst gearbeitet habe wie je Einer: Saure Wochen, frohe Feste, verkehrten die Studirenden dahin, daß sie sich nur ihre Feste sauer werden ließen. Ob es besser werden würde, wer könne es sagen? Ob sein eigenes Wort dazu helfen werde? Es sei das Wort eines einzelnen Mannes, und habe die Stunde erfüllt, der es bestimmt. „Aus bitterem Herzeleid ist es geboren, möge es nicht darin begraben sein." Mit diesem Satze schloß die merkwürdige Rede.

In der „Gartenlaube" 1877 steht folgender „Warnungsruf" eines betrübten Vaters: „Mein Junge sollte Landwirth werden; da er mir aber die Ohren volljammerte, es wäre sein moralischer Tod, wenn er nicht studiren könne, so ließ ich ihn in Leipzig seit Michaelis 1876 studiren. Kürzlich führt mich eine Besuchsreise durch Leipzig. Ich gehe mit meinem Sohne spazieren und frage ihn, was das für ein Haus sei? Was antwortete der Schlingel? Er wisse es nicht, seine Studien ließen ihm keine Zeit, in den Straßen herumzulaufen, um sich jede Kneipe anzusehen. Ein Vorübergehender erklärt mir bereitwilligst, daß es die Universität sei. Starr blicke ich meinen Jungen an. „So," sagte er, „das ist die Universität? Von dieser Seite sieht sie so aus? Das wußte ich noch nicht; ich bin immer von der anderen Seite gekommen!" Was sagen Sie dazu? Er hat also in den drei viertel Jahren nicht ein einziges Colleg be-

sucht! Natürlich nahm ich ihn sofort von Leipzig weg. Das Stückchen war mir doch zu stark. Aber das Beste kommt noch. Gestern finde ich auf seinem Arbeitstisch ein Gedicht, in dem der Junge die ganze Geschichte erzählt und sich offenbar noch über mich lustig macht. Sind das die Resultate heutiger Bildung?" Dem Einwande, das sei eine Anecdote oder gar ein Witz, müßte mit Hinweis auf das Examen des Hieronymus Jobs begegnet werden, das gerade wegen seiner schlagenden Wahrheit jene ungeheuere Popularität erlangt hat.

An den Gymnasien, überhaupt an allen Mittelschulen, grassirt das gleiche Uebel. Auch hier ist das System der Fachlehrer angenommen, von denen jeder einzeln einen jungen Menschen umbringen könnte. Adolph Thiers sagt über die Gefahren dieser Uebertreibung: „In meinen Augen ist es kein Fortschritt, daß man den Unterricht so sehr ausgedehnt hat. Wir haben dadurch junge Leute erhalten, welche der Zahl der Gegenstände nach etwas mehr wissen, als man vor zwanzig Jahren wußte; aber wenn man die Sache näher ansieht, so wissen sie nichts recht, und oft sind es erschöpfte Geister, die ihre wahre Kraft in der Schule zurückgelassen haben." An den Universitäten sind doch die Vorlesungen noch bis zu einem gewissen Grade facultativ, an den Mittelschulen ist Alles obligatorisch: Latein und Griechisch, Französisch, Geschichte und Geographie, auch sogar Poesie und Mathematik. Hiezu hat schon W. Meinhold bemerkt: „Ebenso gut als die Mathematik könnte man auch allen unseren Jungen die Poesie beizubringen suchen. Denn beide wurden bekanntlich von den Alten zu den f r e i e n Künsten gerechnet, auch wohl deßhalb, weil ihre Erlernung unbedenklich von einem angebornen Können (daher Kunst) abhängig ist. Will man also heutzutage die weisen Alten wie die Natur selbst corrigiren, und jeden Jungen zu einem Mathematiker machen, so versuche man es doch auch, jeden Jungen zu einem Poeten zu machen [1])."

1) W. M e i n h o l d, „Sidonia von Bork, die Klosterhexe". Leipzig, J. J. Weber 1848, I. 293.

Aber auch hier ziehen die Pferde nicht mehr. Die alten Pedanten haben ihren Jungen doch noch geläufiges Latein beizubringen vermocht, aber auch das bringen die neuen nicht mehr zu Stande. Die lateinischen Vorlesungen auf den Universitäten haben aufgehört: das Bedürfniß war bei Lehrern und Schülern gegenseitig.

Es wäre unrecht, wenn wir nicht auch die Volksschullehrer in diesem Kapitel erwähnen wollten. In dem Zeitalter, wo jeder Lakai ein „Herr" ist, darf doch auch die Pädagogik eine „Wissenschaft" sein. Auch hier sind Exceß und Defect die Quellen des Uebels. Die Klagen über die Ueberbildung der Schullehrer sind allgemein. Selbst Bluntschli schildert die Folgen der überspannten Forderungen an die Lehrer in seinem Staatsrecht (II. S. 343) sehr energisch und richtig: „Die Lehrer werden auf den Seminarien mit Kenntnissen beladen, welche sie in den Volksschulen nicht brauchen können oder nicht brauchen sollten. Dadurch wird ein gelehrter Dünkel in ihnen gereizt und zugleich der ungestillte Durst nach höherem Wissen, das nicht in die Volksschule gehört. Viele Lehrer werden unzufrieden mit ihrer naturgemäß niederen und beschränkten, wenn auch noch so ehrbaren Berufsthätigkeit, und darauf hingewiesen, an den Staat und an die Gemeinde steigende Ansprüche zu machen. Es ist eine hochwichtige Erfahrung, daß in verschiedenen Staaten ein großer Theil der neuaufgeschossenen Schullehrer gegen die Kirche und gegen den Staat feindlich gewirkt und eine revolutionäre Stimmung in den unteren Volksschichten verbreitet hat."

Abgesehen von den socialen und politischen Folgen, kann solche Ueberspanntheit auch selbst dem technischen Unterrichte nur schädlich sein. Bei den ersten Stufen des Elementarunterrichtes wirkt erfahrungsgemäß ein ernster und geduldiger Lehrer mit beschränkten Anschauungen und formaler Pedanterie durchweg besser, als ein geistreicher Herr mit umfassender Bildung. Die Differenz zwischen Subject und Object führt hier leicht zu

Schrullen. Münchener Blätter meldeten z. B. im Jahre 1873: „Ein hiesiger Lehrer zwingt seine Schüler, Buben von acht bis zehn Jahren, in der Weise zu rechnen, daß sie statt zehn einzig, statt elf eins und einzig, statt zwölf zwei und einzig ꝛc., statt zwanzig zweizig, statt dreißig dreizig sagen müssen.“ Zu große Flügel hindern manchen Vogel selbst in den Bewegungen — des Gehens. Hier wäre etwas weniger Etymologie wünschenswerth gewesen. Allein es kommt bei den deutschen Lehrern schon auch noch das Zuwenig vor. „Bei Königgrätz hat der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen:“ so pfiffen in Wien bereits die Sperlinge, als im Jahre 1870 der „allgemeine deutsche Lehrertag“ auch in der Kaiserstadt an der Donau Tagfahrt hielt. Dabei entdeckten die Wiener Lehrer und Sperlinge, daß unter den preußischen „Amtsbrüdern“ viele waren, die nicht einmal correct lesen und schreiben konnten. Es mag dahingestellt bleiben, ob es von diesem Zuviel oder vom Zuwenig der Lehrer kommt, aber lauter Gelehrte sind die Buben des „Schulmeisters von Sadowa“ noch lange nicht. Zu Schneidmühl in Schlesien hat sich zu Ostern 1872 gelegentlich der Confirmation der protestantischen Kinder herausgestellt, daß von 79 vierzehnjährigen Confirmanden kaum die Hälfte die nothwendigsten Schulkenntnisse besaß, und daß zehn darunter nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Im Regierungsbezirke Marienwerder betrug 1874 die Zahl der Personen über zehn Jahre, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, 215,867.

Gleichviel! Wie im Evangelium die Liebe Alles zudeckt, so in Deutschland die nationale Gesinnung. Die HH. Professoren haben Dienste genommen bei den Machthabern und fechten mit Hingebung. Schon der Ausdruck „deutsche“ Wissenschaft bezeugt, welche Zwecke sie bei ihren Forschungen verfolgen. Sie schreiben deutsche Dogmatik, deutsche Geschichte u. s. w., d. h. sie tauchen Dogmatik und Geschichte und alles andere in die Tünche, welche aus Blut und Eisen gemacht ist. Die ganze Nation aber

wird durch den bestehenden Lehr- und Lernzwang gezwungen, sich durch diese Wissenschaft bilden, d. h. durch diese Tünche in der Wolle färben zu lassen. Und wer da nicht mitthut, der ist vaterlandslos und bringt es in Ewigkeit zu nichts. Hans Frhr. v. Aufseß wurde 1872 in Straßburg von der deutschen Wissenschaft erschlagen. Denn die „deutsche" Wissenschaft ist es gewesen, d. h. der nationale Fanatismus, welcher die beiden bekannten „Gebildeten" über den berühmten Greis herfallen machte. So muß Einer beschaffen sein und so muß er die Wissenschaft cultiviren, wie dieser „deutsche" Gelehrte Binding; dann mag er als Pionier des deutschen Geistes nach Straßburg kommen. Darf es unter solchen Umständen Wunder nehmen, wenn dann die akademische Jugend noch deutscher ist, als die Professoren? Wozu auch das Studiren? Man halte Reichsfeste, lasse nach Berlin, Varzin u. s. w. telegraphiren, singe das Schneckenburger Lied und rufe deutsch! deutsch! deutsch! — und man berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Und unter solchen Zuständen nennt unser Professorenthum sein Handwerk „deutsche Wissenschaft"!

Wir haben das Schneckenburger Lied genannt, das vielgesungene, welches aber schon 1840 gedichtet und 1870 nur aufgewärmt wurde, da Deutschlands poetische Ader gänzlich verdorrt war. Alles was die nationale Begeisterung während des Krieges hervorbrachte, ist das Kutschke-Lied gewesen.

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
„Ich glaub das ist Napoleum! . . . .

Der gemeine Mann, welcher diesen Gassenhauer zusammengestoppelt hatte, ist seither bekanntlich desertirt. Er hat durch diese ehrlose Fahnenflucht seinem Vaterlande den größten Dienst erwiesen. Wäre er geblieben, so würde sein Gallimathias ein Nationallied geworden sein, was doch eine literärgeschichtliche Blamage wäre. Aber nicht ein einziges Lied von poetischem Werth hat der große Krieg von 1870 erzeugt! Das gibt zu denken für das Volk der Denker. Sogar Herr v. Treitschke, der fanatische

deutsche Chauvinist, seufzte 1872 in den „Preußischen Jahrbüchern“: „Es scheint, als ob der Lärm der Waffen ein gemeines, geistloses Geschlecht herangezogen, das Verständniß für Kunst und Wissenschaft ganz erstickt hätte.“ Entsprechend der Bildungsstufe der Gelehrten ist auch die Aufklärung und Bildung des Volkes eine sehr herabgekommene. Zwar nach Bildung ringt Alles — in Berlin sogar mit Bier und Tabak im Bunde. Aber der gesunde Menschenverstand nimmt immer mehr ab. Unsere Culturhistoriker sehen es mit nationalem Stolze, wenn Meister Pechdraht mit Weib, zwei Töchtern und einem hoffnungsvollen Sohn fünf Billets à drei Silbergroschen nimmt, um Goethe's Faust zu sehen. Aber man höre die Familie, wenn sie um Mitternacht heimgeht: das politische, sittliche und religiöse Bewußtsein ist irrsinnig geworden!

Die Bildung, deren sich bei uns der große Haufe erfreut, reicht gerade hin, um das Publikum versimpeln zu können für beliebige Zwecke. Dem Bauer, der nichts liest und nicht kannegießert, ist mit nationalen Phrasen gar nicht beizukommen, und die Unfehlbarkeit macht ihm keine Sorgen. Aber ein halbgebildetes Publikum mit dem ganzen Dünkel des Wissens kann durch Schmeichelei, Entstellung und Lüge fanatisirt werden. Es ist unerhört, eine Frage wie die der Infallibilität, an deren Lösung die feinsten Geister aller Nationen achtzehn Jahrhunderte lang gearbeitet haben, oder auch ein Problem wie der Darwinismus unserm Bier- und Zeitungspublikum zur Entscheidung vorzulegen. Die Wissenschaftlichkeit, oder wie man das in Preußen heißt, die Intelligenz, läßt sich freilich nicht wägen und nicht zählen; aber mit offenen Augen läßt sich sehen, daß dieselbe durchaus nicht so dick geräth wie die Brombeeren. Die HH. Großschulmeister haben nicht mehr Zeit zum tiefen Studium, sie müssen politisiren, Zeitungen schreiben und lesen, gegen die Jesuiten agitiren, den Culturkampf schüren u. s. w. Bei den übrigen Gebildeten ist jenes Pochen auf Wissenschaft zu allermeist nur eine leere

Redensart. Von bestimmten Berufsarbeiten einer ganz anderen Richtung gänzlich in Anspruch genommen, haben sie wie von jeder eingehenden Wissenschaft, so speciell von der theologischen und patristischen keine Kenntniß. Sie sind in ihren Bureaux gänzlich verknöchert, sind zu Petrefakten in ihrem eigenen Fach geworden, haben seit ihren Studienjahren nie mehr ein ernstes Buch gelesen; wenn in ihrem Berufsfache eine Organisation vor sich geht, sind sie kaum mehr verwendbar — und in den subtilsten theologischen Spekulationen, in den feinsten Erscheinungen der kirchlichen Entwickelungsgeschichte wollen sie sich ein richtiges Urtheil anmaßen.

Der große Haufe vollends: von ihm ist nicht zu reden. Diese käuen das Futter wieder, welches sie aus den Zeitungen zu sich genommen haben. Wie aber der allergrößte Theil der Zeitungen ist, das weiß die Welt. Im Geldpunkt sind die Menschen meistens noch am allerpfiffigsten, und doch schwindeln die Zeitungen der Börsenjuden den Völkern alle Jahre Milliarden aus den Taschen.

Das Publikum das ist sehr dumm;
Ich hoffe das nimmt keiner krumm:
Denn Einer ist kein Publikum.

Wie sie es mit dem materiellen Besitz der Völker treiben, so machen sie es auch mit deren geistigen Gütern: sie schreiben den Leuten Moral und Glauben aus der Seele, und das heißt man Aufklärung. Gestehen wir uns nur, wir sind mit unserer Bildung sehr weit, aber nicht hinauf, sondern herabgekommen. Die Wissenschaft hat den Tempel verlassen, in welchem sie früher ihre Gaben verschenkte, jetzt hausirt sie durch die Straßen und verschachert ihre Waare. Unsere ganze Literatur verräth den Charakter glänzender Oberflächlichkeit.

Wer von Uebertreibung sprechen will, der sei wiederholt eingeladen, die Bücherkästen auf den deutschen Bahnhöfen zu

inspiciren. Das ist die Lectüre des deutschen Publikums. Kein anständiger Mann, geschweige eine honette Dame kann auch nur die Titel dieser Broschüren lesen, ohne sich zu empören. Pfui! Ueber solche Literatur muß der Mensch roth werden. Wird er es nicht im Gesicht, so wird er es zuletzt mit Leib und Seele.

Sechstes Kapitel.

Autodidacten und Dilettanten.

„Bei uns gibt's keine Schule.
Mit eig'nem Schnabel Jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt."
Just. Kerner.

Die größten Männer aller Zeiten sind entweder gar nicht, oder doch nur sehr spärlich in die Schule gegangen. Der Genius hat in unzähligen Beispielen gezeigt, daß er die Beihilfe der Schule nicht brauche, um die höchste Spitze menschlichen Ruhmes zu erklimmen. Dieses Thema kann hier nicht erschöpfend behandelt werden; mit demselben könnte man dicke Bände füllen; aber einige auffallende Beispiele, und zwar aus neuester Zeit und aus allen menschlichen Berufsarten und Lebensstellungen, sollen doch als Zeugen vorgeführt werden.

Wenn ein deutscher Gelehrter ein Autodidact genannt zu werden verdient, so ist es Joseph v. Görres. Denn er ist allerwege bei sich selbst in die Schule gegangen, wie er sich auch seine eigenthümliche Sprache gebildet hat, die durch den treffenden Namen der architektonischen ausgezeichnet ist. Am Gymnasium machte er auf eigene Hand gleich auch seine Hochschule durch. Die gewöhnlichen Studien behandelte er als Nebensache, dafür studirte er schon in der dritten Classe oder der Syntax den Linné, in der Poetik die Anatomie, in der Logik zugleich die Astronomie, worin er es bald so weit brachte, daß er alle Sterne zu nennen wußte; auch entwarf er um diese Zeit eine Mondkarte. Eine Universität hat er nie anders, außer als Lehrer bezogen.

Abraham Lincoln ist niemals in eine Elementarschule gekommen; lesen und schreiben hat er erst im Jünglingsalter gelernt, und zwar ohne Lehrer, durch eigene Uebung. Gleichwohl ist Lincoln zweimal nacheinander Präsident der Vereinigten Staaten gewesen und hat das Sternenbanner siegreich durch den gewaltigen Secessionskrieg getragen.

Sein Nachfolger im weißen Hause zu Washington ist Andrew Johnson gewesen. Er war ein größerer Mann als Lincoln und ein viel reinerer Charakter. Johnson eigentlich hat die Union gerettet und die siegestrunkenen Kannibalen des Nordens gebändiget. Andrew Johnson ist niemals in eine Schule gegangen. Als Schneidergeselle hat er sich nebenbei gebildet, ohne Lehrer.

Die zwei einflußreichsten Erfindungen der Neuzeit, diejenigen, welche das ganze commercielle und industrielle Leben der Erde umgewandelt und außerdem auf alle anderen menschlichen Verhältnisse grundstürzenden Einfluß geübt haben, sind die Dampfmaschine und die Spindel. Georg Stephenson, der Erbauer der ersten Lokomotive, war nicht einmal Autodidact, sondern er war Analphabet: er hat nicht lesen und nicht schreiben können. Richard Arkwrigt, der Erfinder der Baumwollenspinnmaschine, ist niemals in eine Schule gekommen. Er war gelernter Barbier und nebenbei Liebhaber der Mechanik.

Unter den Dichtern war ohne Zweifel schon Homer ein Analphabet. Historisch nachweisbar ist diese Qualität von demjenigen Sänger, welcher auf dem Parnaß wohl am nächsten bei Homerus sitzt, nämlich von Wolfram von Eschenbach. Der Sänger des „Parcival" und des „Titurel" war unkundig des Lesens und Schreibens. Noch auffallender ist, daß selbst die Muse der neuesten Zeit sich um den Schulmeister nicht kümmert. Der populärste Schriftsteller Englands ist unstreitig Charles Dickens. Sein Grabmal steht in der Westminsterabtei, wo seine Leiche auf Kosten des Staates beigesetzt wurde. England

ist nicht freigebig mit dieser höchsten nationalen Ehre. Nicht einmal Lord Byron, der geniale Dichter, fand einen Platz in Westminster. Und Dickens war Autodidact. Er war unter kläglichen Verhältnissen so zu sagen wild aufgewachsen. Erziehung hatte er nicht erhalten und Bildung noch viel weniger. Daß er nicht Dieb und Vagabund geworden sei, erklärte er für ein Glück, das er nur Gott, aber gewiß nicht seinen Erziehern zu danken habe. Theoretischer Schulunterricht, der den Namen verdiente, wurde ihm eigentlich nie zu Theil; ein systematischer Bildungsgang, der ihn in das Studium der Wissenschaften und Künste hätte einführen, über die Bedeutung und Pflichten des Lebens, über das, was in der Welt vorgegangen war und vorging, hätte aufklären können, blieb ihm versagt. Lesen und Schreiben hat er von seiner Mutter gelernt. Die Fetzen von Schulbildung, die er gelegentlich hie und da auflas, eignete er sich als Autodidact an. Weit brachte er es jedoch auf diesem Wege auch in seinem späteren von Glück und Erfolg begünstigten Leben nicht. Man hörte seinen besten Reden und sah seinen besten Büchern an, daß es ihm an harmonischer Durchbildung, an ausgebreitetem Wissen, an einem großen weiten Gesichtskreis fehlte. Und doch — wäre er, wie das Sprichwort sagt, mit dem Goldlöffel im Munde geboren, in Eton sorglich geschult und in Oxford classisch, theologisch und ästhetisch gebildet worden, wie es in England zu den Privilegien der „oberen Zehntausend" gehört, so hätte er mit seinem frühreifen Talent und mit seiner wißbegierigen Energie ohne Zweifel mehr gelernt, gewiß in quantitativer, vielleicht sogar in qualitativer Hinsicht; aber er hätte nie den Platz in der englischen Literatur einnehmen können, auf dem er ohne ebenbürtigen Rival dasteht. Er hätte lernen können hübsche Romane zu componiren und mit philosophischem Schnickschnack modisch zu verzuckern wie Bulwer und Kingsley, er hätte es zu einem pikanten Essayisten bringen können wie Sidney Smith, zu einem rechtgläubigen Philosophen wie

Dechant Monsell, zu einem radicalen Nationalökonomen wie Prof. Fawcett, zu einem hochgebildeten Staatsmann wie Gladstone, selbst zu einem bewunderten Dichter wie Tennyson; aber nie und nimmer hätte er die eigenartige Bedeutung für Literatur und Leben erlangen können, die er sich ohne Schulbildung errang. Seine von den Verhältnissen vorgezeichnete, instinctiv erkannte und meisterhaft durchgeführte Aufgabe war es: die Schattenseiten der Gesellschaft aufzusuchen und die vom Glück und von den Erfolgen der Civilisation berauschten Erdengötter darauf aufmerksam zu machen, daß jenseits der Berge auch noch Menschen wohnen; daß in den weiten Wüsten, welche die sogenannte „Civilisation" auf ihrem rücksichtslosen Anmarsche nach entfernten und entfernteren Zielen, nach den höchsten Preisen der Verfeinerung und des Luxus zu beiden Seiten schafft und liegen läßt, Menschenherzen leiden und brechen; daß der Auswurf der Gesellschaft, das in Haufen verrottende Elend, das unbekümmert wuchernde Verbrechen auch zum Menschenleben gehören, und daß man dieses nur verstehen kann, wenn man seine Kehrseite entziffert. Alles, was Dickens wußte, was ihn als Schriftsteller groß und originell machte, hatte er in der Schule des Unglücks gelernt. Dies war ihm natürlich selbst nicht so klar, als es dem objectiven Leser seiner Werke und seiner Biographie sein muß; sonst müßte er von dem Jammer seiner Jugend, von den harten Prüfungen, die ihm auferlegt wurden, nicht mit der unversöhnlichen Bitterkeit sprechen, die er in seinen autobiographischen Mittheilungen an Herrn Forster bekundet. Freilich — Erfahrung ist die beste Schulmeisterin, obgleich sie hohes Schulgeld nimmt, wie Carlyle sagt.

Hier reiht sich würdig ein deutscher Mann an, Wilhelm Meinhold. Seine katholisirende Richtung hat allerdings verhindert, daß er in unseren officiellen Dichterhimmel aufgenommen wurde, wozu Cotta den Schlüssel führt. Allein so lange die deutsche Sprache lebt, werden seine „Bernsteinhexe", „Klosterhexe"

und der „Getreue Ritter" Wiederklang in tausend Herzen finden. Meinhold schreibt über seinen eigenen Bildungsgang: „Nie hat mich ein Schulmeister in seinen Händen gehabt. Bis zu meinem sechszehnten Jahre erhielt ich nothdürftigen Privatunterricht und seit dieser Zeit bin ich mein eigener Lehrmeister gewesen." Eben daher wurde er der originelle Dichter des historiographischen Romans.

Der berühmte Schweizer Convertit Bernhard Zeerleder von Steinegg war ebenfalls Autodidact. Brigham Young, Präsident der Mormonen am Salzsee, ist nur elf Tage lang in die Schule gegangen und hat sich später als Gärtner, Zimmermann und Tischler zum Staatengründer ausgebildet.

Eines der glänzendsten Beispiele von Selbstunterricht in neuester Zeit ist Peter Cornelius. Er besuchte höchstens vier Jahre lang die Elementarschulen seiner Vaterstadt. Hiebei machte er nie besondere Fortschritte, im Gegentheil lernte er niemals die edle Kunst der deutschen Rechtschreibung. Seltsame Erscheinung! Cornelius, der so tief dachte, so Herrliches geschrieben, der so glänzend aus dem Stegreif zu sprechen vermochte, konnte keine Zeile schreiben, ohne Fehler gegen die Orthographie zu machen. Aber gerade jene Freiheit von langer Drillung hat zur späteren Geistesgröße des Mannes beigetragen. Gerade dadurch, daß der Knabe nicht einige Lustren hindurch auf die Schulbank gedrängt und mit tausenderlei unnützen Wissensdingen angefüllt wurde, bewahrte er jene Naturwüchsigkeit, jene gesunde Frische des Geistes und Körpers, jene Reinheit der Phantasie, jene Geradheit des Sinnes und Charakters, die ihn später zu seinen großartigen Schöpfungen befähigten. König Ludwig I. las immer mit Vergnügen die Briefe, welche Cornelius nach München an Freunde schrieb und äußerte sich einmal: „Seltsam! Cornelius kann nicht correct schreiben, und doch sind seine Briefe so interessant, daß man sie drucken sollte."

Ein weit Berühmterer, als der große Düsseldorfer Maler,

war hinsichtlich der Schreibekunst in der gleichen Lage. Napoleon I. stand mit ganz Europa und mit der Orthographie auf dem Kriegsfuß. So viel er geschrieben hat: fast keine Zeile ist ohne Schreibfehler. Der einzige feindliche General, der den großen Korsen nicht fürchtete und ihm auch viel Schaden that, war Blücher. Und der Marschall Vorwärts fürchtete den Kaiser nicht, weil er nicht Bildung genug besaß, um die gefährliche Tactik des Gegners zu begreifen. Aber er schlug ihn. Theodor Kolokotronis war der kühnste und trotzigste unter den Armatolen. Er war eine riesige Gestalt mit schwarzem, struppigen Haar, ein Mann, der ohne Kunde des Lesens und Schreibens Feldzüge wie die großen Generale der Vorzeit gegen die Türken geführt hat, schrecklich in seinem Zorn, dann wieder voll Scherz und Mutterwitz, von einer unvergleichlichen natürlichen Beredsamkeit. Er war an Thatkraft der Blücher des griechischen Befreiungskrieges. Sein Vater hatte sieben Hundert Türken erschlagen, er selbst hatte in seiner Jugend Alles verloren, dann aber sein ganzes Leben im Kampfe zugebracht[1]).

Noch weit mehr, als die Autodidacten, beweisen vielmehr die Dilettanten, daß die Wissenschaft die Gesetze der Schule nicht respectirt. Ja sie zieht den Dilettanten dem Professor vor! Ging nicht unsere dichterische Literatur des Mittelalters fortwährend von einer Dilettantenhand zur andern, von den Geistlichen zu den Rittern, von diesen zu den Schmieden und Schustern, und wurde eben dadurch erst recht lebendig und frei, während sie gegentheils in den Händen der zunftgerecht promovirten und gekrönten Hof- und Stadtpoeten erstarrte? In der That, man wird sehr nachdenklich, wenn man die schöpferischen Geistesarbeiter der ganzen neueren Zeit auf den Dilettantismus prüft; denn man sieht sich da auf einmal umringt von fast lauter Dilettanten. Schiller war der Schule nach ein Arzt; allein er sprang

1) Hr. Thiersch, „Friedrich Thiersch's Leben". Leipzig 1866. II. 28.

aus der angeschulten Zunft und ward Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber. Man nannte Goethe einen Dilettanten in der bildenden Kunst und in der Naturwissenschaft, und doch ist uns Goethe in seiner eigenthümlichen Dichtergröße nicht denkbar ohne diesen Dilettantismus, und sicher hat er sogar auf bildende Kunst und Naturforschung befruchtender eingewirkt als mancher zunftgesessene Fachpedant, der gar vornehm die Nase über den Dilettanten rümpfte. Nennt doch mancher Naturforscher auch A. v. Humboldt einen Dilettanten, weil dieses Mannes Arbeit zu weit griff, als daß man sie genau in eine eigene Zunft einhegen könnte. Justus v. Liebig gilt noch heutzutage, wo doch die Touristen bereits seine Denkmäler lorgnettiren, bei vielen Meistern der Zunft noch nicht als ebenbürtiger Gelehrter. Sie erklären ihn vielmehr als einen glücklichen Dilettanten, der eigentlich unter der Rubrik der Apotheker zu katalogisiren sei. Karl Maria v. Weber wird von vielen Musikern für einen Dilettanten gehalten, weil er den zunft- und schulgerechten Lehrgang des Musikers nicht so ausschließend wie die alten Meister durchgemacht hatte, und wenn er auch zwanzigmal der größte deutsche Opernsetzer der modernen Epoche wäre.

Daß die Soldaten das Pulver nicht erfunden haben, ist überall bekannt: ein Franziskaner-Pater hat der kriegslustigen Welt diesen Liebesdienst erwiesen. Indem ich die Lebensläufe der vielen Männer mustere, schreibt Riehl, welche seit anderthalbhundert Jahren den Staatswissenschaften einen neuen positiven Inhalt in der allgemeinen Volkskunde und in der Volkswirthschaftslehre gewonnen haben, finde ich die auffallende Thatsache, daß die meisten dieser Männer sich ursprünglich den Staatswissenschaften gar nicht gewidmet haben. Im Gegentheil: dadurch, daß sie nicht ausgingen von dem Fachstudium des Staatsrechtes, war es ihnen erst möglich gemacht, die Schranken des Fakultätswesens zu umgehen, die politische Formenlehre in zweite Linie zu stellen und die Erkenntniß der materiellen Grundlage

des Staates, des Volkslebens nämlich, zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchung zu machen. Die großen Begründer der nationalökonomischen und statistischen Wissenschaft im achtzehnten Jahrhundert sind dem zünftigen Schulmann fast allesammt bloße Dilettanten gewesen. Aber diese Dilettanten nennt die Geschichte heute noch; die meisten zünftigen Fakultätsleute aber sind längst vergessen.

Colbert, der dem mercantilistischen System durch die Praxis erst zu einer Theorie verhalf, so daß man ja das System selber den Colbertinismus genannt, war von Haus aus gar kein Gelehrter, sondern praktischer Finanzmann. Adam Smith, der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie, war zuerst Theolog, dann Philosoph, Lehrer der Rhetorik und der schönen Wissenschaften, er schrieb ein System der Moralphilosophie, bevor er zu seinem System der Volkswirthschaft kam. Achenwall, den man in Deutschland den Schöpfer der Statistik nennt, war zuerst Historiker, dann Lehrer des Naturvölkerrechtes, dann schuf er sich seine „Statistik“. Alle diese Thatsachen sind nicht zufällig: wären sie im Geleise der Schule geblieben, so wären sie nicht auf neue Bahnen gerathen.

Selbst der Prometheus der modernen Zeit, welcher zwar nicht das Feuer, wohl aber das Gaslicht in die Welt gebracht hat, war ein Dilettant. Die Gase der Steinkohle waren wohl lange schon studirt, aber erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dachte der französische Ingenieur Philipp Le Ronn in Paris und der englische Ingenieur Murdoch in London an die praktische Verwerthung dieser Studien. Wilhelm Murdoch war Ingenieur der Minen von Cornwall, wohnte aber in Redruth. — Er versuchte das Clayton'sche Experiment, Steinkohlengas in Schweinsblasen zu sammeln, und aus daran befestigten Röhren brennen zu lassen. Des Nachts beim Heimreiten bediente er sich dieser Blasen auf dem Pferde statt einer Laterne und kam so bei dem Landvolke in den Geruch eines Magiers. Im Jahre

1792 gelang es Murdoch endlich, sein eigenes Wohnhaus, und 1803 sogar ein großes Fabrik-Etablissement in Soho mit Gas zu beleuchten. Von diesem Jahre ist die Einführung der Gasbeleuchtung in's praktische Leben zu datiren. Jetzt war aber noch der große Schritt zu thun, die Gasbeleuchtung vom einzelnen Hause auf ganze Städte auszudehnen und diese Aufgabe löste weder Murdoch noch Le Ronn — sondern ein Deutscher (Oesterreicher), Namens Winzler, der im Jahre 1803 in London unter dem Namen „Winsors" auftauchte und später sowohl in London wie in Paris die Gasbeleuchtung im Großen zuerst durchführte. — Winzler war nichts weniger als ein Mann der Wissenschaft, aber voll Kenntniß der Welt, einer der genialsten Schwindler seiner Zeit, der in seinem Programme einer Actiengesellschaft zur Bildung der ersten Gascompagnie in London seinen Actionären auf die Capitalseinlage von 5 Pfund Sterling eine Dividende von 570 Pfund Sterling, also ein Erträgniß von nicht weniger als 11,400 Procent zusagte. Im Jahre 1805 hatte Winzler seine erste Gascompagnie auf Actien gegründet. Anstatt Dividende zu zahlen, verpuffte Winzler das Actiencapital bis auf den letzten Schilling. Nichtsdestoweniger vermochte Winzler die Actionäre zu einer bedeutenden Nachzahlung zu bewegen, indem er sie glauben machte, es sei ihm gelungen, das Gas wohlriechend zu machen, und noch mehr derlei. Aber auch die Nachzahlung war bald verschwunden. Und immer und immer wieder gelang es ihm, eine neue Compagnie zu bilden, bis er endlich am 1. April 1814 sein Ziel, das heißt nicht das Auszahlen hoher Dividenden, sondern die Einführung der Straßenbeleuchtung in London mit Gas glücklich erreicht hatte. Aber Winzler begnügte sich mit diesem Erfolge nicht, sondern ging schon im Jahre 1815 nach Paris, um auch dort die Straßenbeleuchtung mit Gas einzuführen. — Auch in Paris machte die erste Gascompagnie, die er mit einem Capital von 1,200,000 fl. gründete, nach kurzer Zeit Bankerott, und erst während der

Restauration gelang es der Gasbeleuchtung, unter Ludwig XVIII. sich zu befestigen. — England hat später für Winzler glänzende Revanche genommen, indem es die Imperial-Continental-Gas-Association gründete, durch welche das Gas in den größeren deutschen Städten, wie z. B. 1825 in Berlin, 1845 in Wien eingeführt worden ist. Seither hat man gelernt, Gas auch aus anderen Materialien wie Steinkohlen, als Holz, Torf rc. zu erzeugen und das Gas auch zu anderen als Beleuchtungszwecken, wie z. B. zum Heizen, als bewegende Kraft für Motoren u. s. w., zu verwenden. Das doch verstoßt gegen alle Kleiderordnung: ein Abenteuerer, und gar noch ein Oesterreicher, hat der Welt mehr Licht gebracht, als alle Professoren der Chemie und der Physik mit einander!

Nicht bloß, daß beinahe alle Erfindungen und Wissenschaften sich ohne die Schule emporarbeiten mußten, viele derselben hatten sogar gegen die Schule den Kampf um's Dasein zu führen. Citiren wir vor Allem das Beispiel der Geographie! Dieselbe hat bis zum heutigen Tage an keiner deutschen Universität einen Lehrstuhl, und doch hat sie es bis zu solcher Höhe gebracht, hat einen Humboldt und Ritter, einen August Petermann und Oskar Peschl erzeugt. Die Homöopathie mag als Seitenstück gelten. Trotz aller Eingaben am Zollparlament und Reichstag ist es dieser Richtung der medicinischen Wissenschaft noch nicht gelungen, an einer deutschen Hochschule Sitz und Stimme zu erobern. Gleichwohl hält sie sich, breitet sich immer mehr aus und hat bereits das ganze Ordinationssystem der alten Schule über den Haufen gerannt.

Den allerschlagendsten Beweis für unsere Ansicht bildet indessen die Geschichte der Diplomatie. Der Staatskunst sind die höchsten Güter der Völker anvertraut, in ihrer Hand ruhen Leben und Tod der Nationen — und sie selber ruht ausschließlich in der Hand von Dilettanten. Es gibt keine Diplomatenschule in der Welt. Zwar in Deutschland kann man bisweilen

hören und lesen, daß zu einem gedeihlichen politischen Leben Männer nöthig seien, die sich mit Politik als Beruf beschäftigen; allein England, die fruchtbare Heimath der großen Staatsmänner, beweist das Gegentheil. Herr v. Bismarck hat dem preußischen Abgeordnetenhause mehr als einmal durch die Blume oder mit dem Stadelthor erklärt, daß er als zünftiger Politiker dies oder jenes besser verstehen müsse als die Abgeordneten, die im besten Falle Dilettanten seien. Seine Anhänger, um sich unter seiner Leitung zur Staatsmannschaft auszubilden, haben es wirklich schon zu einer „Botschafterfraction" gebracht. Polytropos Bluntschli in Heidelberg hat seinem „Allgemeinen Staatsrecht" in zwei Bänden flugs einen dritten Band hinzugefügt mit dem Titel „Politik als Wissenschaft", und dann das Ganze als „Lehre vom modernen Staat" neu edirt, aber nicht bei Joh. Ballhorn in Lübeck, sondern bei J. G. Cotta in Stuttgart. Während sich auf diese Weise in Deutschland ein Ansatz zur politischen Zunft bildet, hat sich die Praxis in England längst für die unzünftige Politik entschieden. Gerade diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß England trotz seinem mangelhaften und schlechten Schulwesen ein politisch reiferes Volk hat als die Continentalstaaten; daß hier in weitern Kreisen der Nation rege Theilnahme an und Verständniß für die Staatsinteressen besteht; daß es keine Bureaukratie gibt und zu geben braucht; daß das Princip der Selbstregierung bis zu den Gemeinden und Familien herunter wirkt und schafft, und täglich mehr zur Wahrheit wird. Daß zum Verständniß und zur Beurtheilung politischer Fragen mehr gehöre als die allgemeine Bildung eines „Gentleman" und zur Staatsmannschaft mehr als eine hohe Potenz dieser allgemeinen Bildung, scharfer Verstand und große Principien — ist eine Ansicht, die in England jeder Politiker, mag er nun im Parlament oder nur in seinem Gemeinderath sitzen, verlachen und für unverträglich mit der Würde einer freien Nation erklären würde. Auf die zünftige Politik legt man dort so wenig Gewicht, daß

selbst für die Ressortminister Fachkenntniß nicht erfordert wird. Der Marineminister ist nie ein Admiral, der Kriegsminister nur ausnahmsweise ein General. Der ehemalige erste Lord der Admiralität, Herr Corry, war ein irischer Landedelmann, der die Racenkreuzung des Rindviehes als Specialität betrieb und landwirthschaftliche Preise als Sport betrieb. Sein Nachfolger, der Right Hon. George Ward Hunt, war der Sohn eines Geistlichen, seines Zeichens Financier und zeitlebens eine Landratte. Ihm folgte als Chef der Admiralität William Henry Smith. Im Jahre 1825 in London geboren, war Herr Smith als Buchhändler thätig und ist noch jetzt Theilhaber der Firma William Henry Smith and Son, 186 Strand, London. Der wohlbekannte Staatssecretär für den Krieg, Sir John Pakington, war ein reicher Gutsbesitzer von Devonshire, der ganz gut mit Jagdflinten umzugehen wußte, aber schwerlich je eine Muskete in die Hand bekommen hat, und dessen unmilitärische Haltung jedem preußischen Unterofficier ein Gräuel gewesen sein würde. Früher war derselbe Sir John Marineminister, und noch früher Unterstaats-Secretär für die Colonien. Der Kriegsminister, der während des Krimkriegs die brittische Armee aus der verzweifelten Lage retten mußte, in die sie durch die Fehler zünftiger Fachsoldaten gerathen war, und wirklich rettete, war ein feingebildeter Salonmensch, daneben ein Schulfuchs erster Größe, der die elegantesten lateinischen und griechischen Verse zu machen verstand, ein Dilettant der vielseitigsten Art, ein Kunstenthusiast, der Gründer der Saturday Review — Sidney Herbert. Ist deßhalb die englische Flotte schlechter als die anderer Staaten? Muß deßhalb die englische Armee beschämt vor den anderen Armeen zurückstehen? Eine Antwort auf die erste Frage würde ganz überflüssig sein, und was die zweite betrifft, so könnten wir kein Land nennen, das aus seiner Armee weniger Schaden und mehr Nutzen gezogen hätte als England. Die Armeen von Frankreich und von Preußen haben glänzende Thaten verübt

und sich mit Ruhm bedeckt; ob aber eine von ihnen zu leisten vermöchte, was die brittische in Indien geleistet hat und leistet, läßt die Erfahrung noch unentschieden, und darf daher einstweilen bezweifelt werden. Lord Stanley hat sich mit vielen Dingen beschäftigt und viel studirt; aber wir erinnern uns nicht, daß er im Unterhaus je an einer Debatte über auswärtige Angelegenheiten thätigen Antheil genommen, ehe die Verlegenheiten des Torycabinets ihn an die Spitze des Ministeriums des Aeußern brachten. Dieser Verwaltungszweig war ihm fremder als alle anderen und entsprach am wenigsten seinen Neigungen und Studien, gleichwohl ist er ein famoser Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Alle großen brittischen Staatsmänner, von Lord Bacon an bis auf Lord Beaconsfield, waren Dilettanten. Lord Derby's (Vater) Ilias-Uebersetzung, die Frucht seines von den heftigsten politischen Kämpfen bewegten Alters, hat in zwei Jahren sechs Auflagen erlebt, und man versicherte, daß der greise Premier auf diesen literarischen Erfolg stolzer war, als auf seine epochemachende Reformbill. Da ist ferner Disraeli, der eigentliche Gründer und intellectuelle Leiter, der „Erzieher" der heutigen conservativen Partei, der es mit Sir Robert Peel aufgenommen hat, und es mit dem größten Debater des modernen Englands, Herrn Gladstone, heute noch aufnimmt. Er machte seine staatsmännischen Studien als Romanschreiber, und sprang mit gleichen Füßen aus der idealen Welt der Dichtung in die politische Praxis über. In gleicher Weise machte Lord Lytton, der Vicekönig von Indien, seine Vorstudien für seine politische Laufbahn, nur war die Romanschreiberei und der poetische Idealismus bei diesem noch stärker ausgebildet als bei jenem. Der Poet Bulwer wurde ein sehr geschäftskundiger Colonialminister (gleich nach dem Falle seines Cabinets veröffentlichte er einen Band lyrischer Gedichte) und ein mächtiger Parlamentsredner, den die Torys bei großen Gelegenheiten gerne paradirten. Der Poet Disraeli hat vollends Erfolge der praktischen Staatsmann-

schaft aufzuweisen, die ihm und der brittischen Nation kein Neider mehr verkümmern kann. Ob es verdienstvoller und staatsmännischer war, die Reformacte von 1867 durchzusetzen oder die Schlacht von Sadowa zuwege zu bringen, wird der Geschichtschreiber der Zukunft nach den Resultaten zu beurtheilen haben; aber wir glauben nicht, daß das Urtheil gegen den Romanschreiber Benjamin Disraeli ausfallen werde. In Nr. 12 der „Allg. Ztg." vom 12. Jänner 1875 steht gar Folgendes zu lesen: „Disraeli ist ein berühmter Schriftsteller gewesen, ehe er ein berühmter und mächtiger Führer der englischen Tory-Aristokratie wurde. Gleichwohl kann er nicht grammatisch schreiben. Ich bin jeden Augenblick bereit, es zu beweisen."

An der liberalen Tafelrunde Englands glänzen die Namen Stuart Mill, Layard, Göschen, Bright und Gladstone. Welche Fülle von unzünftiger Politik! Stuart Mill, der abstruse Bücher über Logik schreibt, der sich mit den schottischen Kantianern über den „Urgrund der Dinge" herumzankt, nebenbei die Frauen emancipiren will — ist auf dem national-ökonomischen Gebiet die größte Autorität, welche England, das Mutterland der Wirthschaftslehre, hervorgebracht hat. Layard, während des orientalischen Krieges Botschafter in Konstantinopel, war schon ein bedeutungsvoll in die Geschicke der Welt eingreifender Unterstaatssecretär, obgleich er sich die asiatische Archäologie zum Lebensstudium erwählt und um die Geschichte untergegangener Civilisationen wissenschaftliche Verdienste ersten Ranges erworben hat. Bright, der Quäker und Teppichfabrikant, der Alles, was nur nach zünftiger Politik riecht, mit dem Gewichte seiner mächtigen Beredsamkeit, seiner unbeugsamen Grundsätze und seiner großen politischen Erfolge bekämpft, würde in einem liberalen Cabinet Colonialminister werden. Göschen, der merchant-prince, dem die Oxforder Pedanterie überall hin folgt, auf die Rednerbühne und in das Geschäftsbureau, und der schwerlich einen Courszettel vorlesen könnte, ohne lateinische Verse zu citiren, gilt für

einen gebornen Schatzkanzler. Gladstone ist gewiß kein zünftiger Staatsmann; wohl aber ohne alle Widerrede der größte und erfolgreichste Finanzminister der Welt, der den Freihandel erst zur Wahrheit gemacht und commercielle Reformen durchgesetzt hat, die selbst Sir R. Peel noch für unmöglich hielt, der das Wesen der ökonomischen Gesetze, welche die Welt regieren und Wohlstand erzeugen, durchschaut hat und beherrscht wie kein anderer. Als senior optimus im Griechischen und Lateinischen aus den Jahresprüfungen der Oxforder Universität hervorgegangen, und durch seine griechischen Verse und seine nach Cicero's »De Oratore« gewissenhaft construirte Beredsamkeit in den Debating Clubs derselben Universität Aufsehen erregend, zog der junge Mann mit Hilfe des Herzogs von Newcastle in's Parlament ein.

Herr Gladstone verläugnete nie seinen Oxforder Ursprung, und es ist fraglich, ob er auf das Studium der Finanzwissenschaft oder auf das der griechischen Dichter mehr Zeit verwandt hat. Nur so viel ist gewiß, daß das eine mit dem andern bei ihm Hand in Hand ging, und daß, wenn auch sein Buch über Homer manche kritische Bedenken bei den deutschen Philologen erregen mag, seine staatsmännischen Erfolge auf dem Gebiete der Handels- und Finanzwissenschaft über alle Bedenken erhaben sind.

Die Kehrseite einer schulgerechten Diplomatie ist der beschränkte Unterthanenverstand. Eine volksthümliche freie Entwickelung ist daneben nicht möglich, sondern Centralisation, Stellenjägerei und Bureaukratie sind das natürliche Gefolge.

Ein nachher depossedirter und jetzt bereits verstorbener Landesvater wollte dermaleinst „nicht von Bierbräuern regieren lassen". Dieses Wort kostete ihm den Thron. Da er nicht von „Bierbräuern" regieren lassen wollte, so mußte er von Fachpolitikern regieren lassen, und diese übten denn auch ihre erlernte Profession so vortrefflich aus, daß sie sich mit den Neigungen des Volkes, dem gesunden Menschenverstand und den Maschen des lauernden

Feindes heillos verwickelten. Wer weiß, ob er mit den „Bierbräuern" nicht besser gefahren, vielleicht sogar Kurfürst geblieben wäre.

Zum Regieren gehört ja sprüchwörtlich wenig Verstand, das heißt zum guten Regieren. Zum schlechten Regieren ist allerdings ein großer Aufwand von Finesse erforderlich, eine complicirte, bureaukratische, diplomatische, polizeiliche, militärische, scheinparlamentarische Maschinerie, die nur in geschickten Händen ohne Explosionen zu arbeiten vermag, und deren Bedienung Berufspolitiker und Fachkundige erheischt. Sobald die Politik aufhört einfach zu sein, ist sie eine schlechte Politik. Wenn die Interessen, welche ein Staat verfolgt, nicht so einfach, natürlich und verständlich sind, daß sie dem Begriffsvermögen des geringsten Staatsbürgers entsprechen, daß die Masse der Nation instinctiv deren Nothwendigkeit fühlt, mit Muth und Bewußtsein dafür einzutreten vermag, dann sind es keine Interessen, die den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Gesammtheit bezwecken, sondern künstliche Vorspiegelungen, erfunden und aufrecht erhalten, um dem Vortheil einer selbstsüchtigen Classe auf Kosten der großen Volksmehrheit zu dienen, oder um dynastische Interessen zu fördern. Plato hat die Politik als Handwerk (τέχνη) definirt und den Politiker als: ἐπιστήμων πόλεως κατασκευῆς. Man möchte eine Wissenschaft daraus machen, um sie als Fach, als Privilegium treiben zu können. Der Machiavellismus mit seinem diplomatischen Hinterrücksspiel, mit seinen Allianzen, Ueberrumpelungen, Täuschungen, mit seinem raffinirten Dogma vom „beschränkten Unterthanenverstande" gehört leider noch nicht zu den überwundenen Standpunkten, sondern hat im Gegentheil neuerdings wieder traurige Triumphe gefeiert. Aber diese Art der Politik, zu deren Handhabung Fachpolitiker gehören, ist unverträglich mit constitutioneller Selbstregierung, und alle Vortheile welche sie etwa bringen könnte, fallen federleicht in's Gewicht gegen diesen einen schweren, niederdrückenden, Regierende und Regierte demorali=

sirenden Nachtheil. Die große Aufgabe jeder Nation, die durch parlamentarische Selbstthätigkeit zur Freiheit zu gelangen strebt, müßte gerade sein: die Politik so sehr zu vereinfachen und so vollständig zu identificiren mit den breiten natürlichen Interessen und Bedürfnissen des Volks und Staats, daß „Bierbrauer" nicht nur regieren können, sondern auch wirklich regieren, Männer, welche die Politik nicht als das Hauptgeschäft ihres Lebens betreiben, sondern als eine allen Staatsangehörigen in Familie, Gemeinde, Parlament und Regierung obliegende Pflichterfüllung, Dilettanten, die ihren Geist, ihr Herz, ihre Arbeitsfähigkeit offen behalten haben für das, was ihre unpolitischen Nebenmenschen bewegt, für Specialitäten der Wissenschaft, der Kunst, der Geschäftsthätigkeit, welche denken, studiren und handeln auf zum politischen „Berufe" nicht unmittelbar gehörenden Gebieten; Menschen, unsophistische, natürliche, denkfähige, gewöhnliche Menschen, die etwas wissen und können, was nicht zur Fachpolitik gehört, und daher über die Exclusivität, Anmaßung, Herzlosigkeit und Zunftselbstsucht der Fachpolitiker erhaben sind. „Originelle und geniale Staatsmänner" sind — um mit Richard Cobden zu reden — das größte Mißgeschick, welches eine Nation treffen kann. Derselbe Gründer der Manchester-Schule, der sich um den politischen und den wirthschaftlichen Fortschritt Englands so große Verdienste erworben, behauptete: daß es viel besser um den Frieden der Welt und um die Interessen des internationalen Verkehrs stehen würde, wenn die ganze Diplomatie abgeschafft und einfache Consuln, Geschäftsleute ohne hochpolitische Kenntnisse, Neigungen und Prätensionen die Vertretung auf geschäftsmäßigem Wege besorgten. Diese Forderung gehört noch heute zum Programm des industriellen Mittelstandes, und ist von John Bright mehr als einmal wiederholt worden.

Man wende nicht ein, daß wir uns ja in den eigenen Schlingen fangen. Denn wenn auch zum Regieren im Sinne jenes schwedischen Kanzlers nicht viel „Verstand" gehört, so müsse

doch ein mit dem Stimmzettel sich selbst regierendes Volk nothwendig ein gebildetes Volk sein. Also: es lebe der Schulzwang! Ob jemals der Stimmzettel zur Freiheit führen wird, soll hier ungeprüft bleiben. Der Parlamentarismus von heute aber basirt nicht auf der öffentlichen Bildung, sondern auf der allgemeinen Dummheit.

„Nur die allergrößten Kälber
Wählen ihre Metzger selber.“

Die Dummheit ist eine Macht im politischen Leben, die kein Staatsmann gering anschlagen wird. Jede Sache ist siegreich, für welche die Dummheit Partei nimmt; ohne sie gibt es keine großen Erfolge. Wir reden nicht vom Reich. Sein Pfadfinder, der Norddeutsche Bund, war, was man von seinen Motiven und Zwecken auch denken mag, ohne Zweifel ein großer Erfolg; er würde aber nie möglich gewesen sein, wenn nicht die Thorheit, die große nationalliberale Masse durch den Kanonendonner von Sadowa unter seine Fahnen geschreckt und durch wohl organisirte Taktik dabei gehalten worden wäre. Um sich mit den Grunddogmen der Bismarck'schen Schöpfung: daß militärische und bureaukratische Centralisation ein wünschenswerther Anfang zur Freiheit, daß man nur preußisch zu werden brauche, um gut deutsch zu sein — um sich damit abzufinden, muß man entweder zu viel oder zu wenig Verstand haben. Das zweite Kaiserreich, eine mindestens ebenso großartige Schöpfung als der preußische Bund, beruhte so recht eigentlich auf geschickter Benutzung und staatskluger Würdigung der unwiderstehlichen Macht der Dummheit. So lange diese bei ihm aushielt, geblendet von der Gloire, dem unerhörten materiellen Aufschwung und dem Umbau von Paris, brauchte sich der Imperator nicht zu fürchten. Die Hauptaufgabe eines jeden Staatsmannes muß es daher sein, die Dummheit für sich und seine Sache zu gewinnen, entweder auf dem langwierigen Wege der allmäligen Erleuchtung oder durch augenblicklichen Impuls, durch Schrecken, durch staatsstreicherische Knall-

effecte, durch rednerische Ueberrumpelungen, durch Ausbeutung des Eigennutzes, oder wie er es sonst fertig bringen mag. Aber erregen und gewinnen muß er die große gedankenträge Masse, oder auf Erfolg verzichten.

Zu diesem Zwecke nun, nämlich zur Verdummung der Massen, sind Zwangsschule und Reptilien-Presse allerdings vortreffliche und gewaltige Mittel; die Wissenschaft aber fördern sie nicht. Die Wissenschaft flieht die Schule und sucht die Freiheit. 5.11.26.

Siebentes Kapitel.

Auch die Kunst gedeiht nicht in der Schule.

„Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!"
Uhland.

Man könnte getrost die sechsundneunzig Bände durchsuchen, welche bisher von Ersch' und Grubers „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" erschienen sind, und würde gleichwohl wenig finden, was Künste und Wissenschaften der Schule verdanken. Die Künste noch weniger als die Wissenschaften. Hiebei nehmen wir Schule immer im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht im philosophischen, wonach sie eine gemeinsame Methode, eine Lehrüberlieferung u. dgl. ausdrückt. Solche Malerschulen, Bauhütten rc. haben der Kunst unzweifelhaft vorwärts geholfen; alle Akademien und ähnliche Künstler-Erzeugungsanstalten aber haben ihr von jeher nur geschadet.

Unsere Zeit besitzt wohl vielerlei technische Fertigkeit, aber fast nichts von eigentlicher Kunst. Die Seele der Kunst ist der Styl; statt dessen aber begegnen wir überall einem unverdauten Gemengsel von antiken, gothischen oder Renaissance-Motiven, einem Durcheinander vom Pharaonen- bis zum Schweizerhäuschenstyl herab, das durch keinerlei Grundgedanken zusammengehalten wird. Es ist hier wie überall, wie auf dem Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Politik. Wo nur immer etwas Größeres geschehen soll, stellt sofort die Confusion sich ein, weil es an dem zusammenhaltenden Principe fehlt. Alle großen Kunstepochen

zeigen sich von religiösen Ideen durchwärmt: in dem Maaße als diese schwinden, schwindet auch die schöpferische Freiheit und Kraft, die Kunstausübung wird kalt, conventionell, willkürlich und verfällt endlich der Bureaukratie, die sie dann polizeimäßig reglementirt. Der Materialismus hat gar keine Kunst.

„Friß' nur, was du verdauen kannst!
Das ist das Räthsel deines Lebens:"

sagt die Sphynx zum Crocodil bei Geibel.

Es ist oft gesagt worden, nur die Priester und Könige hätten gebaut. Darauf wurde erwiedert: weil nur diese reich genug waren; das Volk war ja früher nur die misera contribuens plebs. Das wäre ganz treffend geantwortet, wenn die Eisenbahnarchitekten nicht wären. Ihnen fehlte es doch wahrlich nicht an Geld und an Gelegenheit, in voller Freiheit zu zeigen, was denn die Gegenwart aus sich heraus zu schaffen vermag, und welche Hoffnungen aus ihr der Nachwelt erblühen. Und was haben dieselben geleistet? Ueberall dieselben Conglomerate von beputzten Backsteinen, Gußeisen, Tannenbrettern, maurischen Bogenstellungen, gothischen Nasen, außen harlekinsartig angestrichen und innen mit Papier tapezirt. Die Miethkasernen der großen Städte sind die natürlichen Schwestern dieser Bahnhöfe. Alle sind sie zum Verwechseln ähnlich, denn alle stammen sie aus der Mappe der Schule. Es ist nicht zufällig, daß die Straßennamen-Frage alle großen Städte beschäftiget. Die neuen Straßen sehen sich nämlich einander so ähnlich, daß sie sich nur durch ihre Namen unterscheiden. Die Häuser selber aber bringen es gar nicht mehr zu eigenen Namen, und nur die polizeilich fixirte Nummer verhindert unendliche Verwechslungsprozesse.

Was vollends die Sculptur anbelangt, so soll sicherem Vernehmen nach, wie der Priester durch den Schulmeister, der Bildhauer durch den Hafner ersetzt werden. Längst wird gemunkelt: das neue Regierungsgebäude in der Maximiliansstraße zu München sei von einem Hafner geformt, gebrannt und glasirt worden.

Unsere geheimen Bauräthe, welche die modernen Städte durchwandeln, müssen ihre Freude daran haben, wie sehr ihre Ideen vom „Einfach-Edeln" bereits durchgeschlagen haben. Kein individualisirtes, originelles Haus mehr, alles viereckige Kästen mit Oelfarbe angestrichen, mit unzähligen, gleich großen, in geraden Linien liegenden Fenstern. Wahrlich, nicht bloß die Sprache, auch die Architektur hat ihre Gemeinplätze und die Wiederkäuer bevölkern Bahnhöfe und Bauämter.

Die Könige bauen nicht mehr. Das Leben des Königs Maximilian II. von Bayern, der einen neuen Styl finden wollte und lediglich seine Millionen dabei verlor, ist der Beweis dafür. Das Königthum ist in Europa gegenwärtig nicht im Aufsteigen begriffen. Und im besten Falle herrscht der König, aber er regiert bekanntlich nicht. Das Regieren besorgt der Staat, d. h. die Bureaukratie; man weiß, was das sagen will. Und in dem Maaße als das Volk an diesem Regieren theilzunehmen beginnt, erlöschen sogar die künstlerischen Instincte der Nation. Die Bürger fangen an zu raisonniren, zu kritisiren, zu politisiren, zu agitiren und zu schimpfen, und in dieser wüsten Atmosphäre gedeiht nicht die zarte Blume der Kunst. Von einem Styl, welcher ja doch nur der künstlerische Ausdruck des geistigen Inhaltes einer Culturepoche ist, kann unter solchen Verhältnissen gar keine Rede sein. Die geistige Freiheit muß schon im Aufkeimen dem Zwange der materiellen und formellen Staatsrücksichten zum Opfer fallen, oder später im Drange nach allgemeiner Uniformität entarten, und so die ganze ideelle Cultur, nur im Dienste der Staatsgewalt, unter dem Einflusse und der Protection eines höfischen Mäcenatenthums, wie eine künstlich aufgezogene Pflanze krankhaft und schwächlich werden. Innere, wahre Kraft kann sich nur in der Selbstständigkeit entfalten.

Der Staat kann nur Diener brauchen, er macht auch aus der Kunst einen Dienstboten. Der nationale Ruhm ist ein hohes Ding, doch wird die Kunst zur Buhldirne erniedrigt, wo man

sie bloß um des nationalen Ruhmes willen betreibt. Die Kunst nationalisiren, heißt sie bureaukratisiren, es heißt die Künstler zu geistig uniformirten Geschäftsleuten herabdrücken, die in Tendenz machen, es heißt die „freien Künste" zu unfreien verdammen; es heißt in Poesie, Plastik und Malerei jedes Stück zu einem chauvinistischen Parteipamphlet machen, das von staatlich geschulten und staatlich patentirten Rabulisten öffentlich zur Belehrung und allenfalls Bekehrung des Volkes vorgetragen werden soll. Welch' ein Verkennen! Dienen soll die Kunst? Eine Kunst welche dient, ist keine Kunst mehr, und ein Künstler der — und wär's aus dem edelsten Grunde — sein Talent zum Knechte herabwürdigt, ist ein Beamter oder Taglöhner seiner Tendenz, aber kein Künstler mehr. Die Kunst und Dienen! Herrschen muß sie! Beherrschen! Und alle Widerstrebenden unter ihr süßes Joch zwingen!

Was die Inhaber der Kanonen aus der Kunst zu machen im Stande sind, hat zuerst und am deutlichsten Napoleon Bonaparte gezeigt. Nachdem das römische Recht in Europa wieder auferstanden war, hatte er zur Krönung des Gebäudes auch das römische Imperatorenthum wieder aufgerichtet. Und weil Religion und Kunst mit zum Inventar der Cäsaren gehörten, so wurde auch auf die classische Kunst zurückgegriffen. In allen Kunstschulen Frankreichs wurden classische Studien gemacht. Schon heute, nach kaum einem halben Jahrhundert, gehören sämmtliche Producte jener Epoche in die Abtheilung der Carrikaturen. Ein Bildhauer erhielt den Auftrag, die Wiederanerkennung Gottes in Frankreich durch eine Gruppe im Schiffe der Abtei St. Denys zu verewigen. Der Künstler entwarf folgende wahrhaft classische Skizze zu diesem Denkmal: Frankreich in der Gestalt einer colossalen Minerva, mit Helm und Aegide gewaffnet, hilft der Religion, einer viel kleineren, mit Kreuz und Bibel gerüsteten Figur auf die Beine, während Minerva zugleich mit dem Fuß der Schlange der Irreligiosität den Kopf zertritt. Und diese Minerva, welche

das Christenthum wieder aufrichtet, fand Beifall; nur befürchtete man, es möchten die gothischen Hallen der mittelalterlichen Klosterkirche — etwas zu dunkel sein für die Aufstellung der schönen modernen Gruppe! Mit ganz gleichem Takte ließ man bei der Illumination zur Feier der Vermählung Napoleons mit Marie Luise den Altar und die Embleme Hymens auf den ehrwürdigen gothischen Thürmen von Notre-Dame in Brillantfeuer erglänzen. Diese Kunstbarbarei gerade in der Nation des Geschmackes κατ' ἐξοχήν beweist klar, daß die Kunst ein sociales und kein politisches Gewächs ist.

Napoleon hatte die Macht des Staates wieder aufgerichtet, aber die durch die Revolution vollständig zertrümmerten Gesellschaftszustände konnten erst nach Menschenaltern wieder zu einem neuen Organismus erwachsen. Der glänzende Aufschwung, den die französische Malerei in späterer Zeit gewonnen, schreibt sich nicht aus der Epoche der ersten Revolution und nur zum Theil aus der Kaiserzeit, entschiedener dagegen aus den politisch so viel weniger glorreichen, aber das sociale Leben doch wohl freier und natürlicher entwickelnden Tagen der Restauration und der Juliusmonarchie.

Unter anderen Voraussetzungen und zu anderen Zwecken cultivirte Max II. von Bayern die Kunst ebenso mechanisch, wie Napoleon I. Die Entstehungsart der monumentalen Bauwerke in München unter diesem Fürsten war die allerwillkürlichste und gewaltsamste, ohne Beziehung zum Volke, ohne Zusammenhang mit dem Geiste und den Bedürfnissen des Landes. Uhland meint, ein derartiges Gewächs sei:

„Ein Baum der nicht im groben
„Volksboden sich genährt;
„Nein, einer der nach oben
„Sogar die Wurzel kehrt.“

Lord Sandon, der englische Unterrichtsminister, erklärte im September 1877 bei einem zu Ehren des Bildhauers Warrington

Wood vom Kunstverein in Liverpool gegebenen Feste: er freue sich sehr, daß der Traum einiger Reformer, einen Minister für Wissenschaft und Kunst anzustellen, nicht in Erfüllung gegangen sei. Viel mehr Mannichfaltigkeit und Freiheit würde sich zeigen, wenn solche Dinge dem Gemeinwesen überlassen blieben, als wenn durch Regierungshilfe die Entwickelung zu einer schnelleren gemacht werden würde. Er habe noch nie gehört, daß Staatsunterstützung ein künstlerisches Genie hervorgerufen habe, sei es jetzt, sei es in der Vergangenheit.

Das Unheil, welches die Staatsgewalt auf dem Felde der Kunst anrichtet, ist um so verheerender, als sich dieselbe fast überall das Monopol vindicirt. In Deutschland darf kein Backofen, geschweige eine Kapelle gebaut werden ohne Plan und Genehmigung der Baubureaukratie. Jede freie künstlerische Thätigkeit ist durch die amtliche Controle erstickt. Die deutsche Kunstbureaukratie aber ist nur die äußere Abtheilung der Kunstschule. Die Akademien stecken die Skizzen in die Mappen ihrer Jünger und die Kunstbureaukratie erzwingt draußen deren Durchführung. In der Akademie wird die Theorie gemacht, im Bureau die Praxis, das einigende Princip sind vier Gemeine mit einem Sergeanten.

Abgesehen von höheren Motiven wirkt schon das Monopol erstarrend auf die Künste. Oft reißt die Kunst wie eine mißhandelte Ehefrau aus, und flüchtet sich auf den Boden des freien Handwerks. Dank dem bayerischen Protections-System, welches kaum je anders wirkte, denn eine Prämie auf die Faulheit durch seine Verwandlung der Künstler und Arbeiter in unabsetzbare, pensionsberechtigte Beamte, wurde die Nymphenburger Porzellanfabrik ein solches Nest von Mißbräuchen, daß selbst das Talent eines Neureuther ihr nicht mehr aufzuhelfen vermochte. Die Glasmalerei hatte in Ainmiller einen Director von höchster artistischer wie geschäftlicher Begabung, nichtsdestoweniger entging auch sie nicht den erstarrenden Folgen der Einmischung des Staates, so

daß rings um sie herum eine Menge Privat-Anstalten ihr trotz der Subvention eine höchst gefährliche Concurrenz zu machen im Stande sind. Wir erinnern an Bürkhardt in München, Schneider in Regensburg u. a. m. Aber nur der technische Theil duldet eine Concurrenz, der artistische unterliegt auch in den Privatanstalten der Staatscontrole.

Muß die Erzgießerei als ein Institut bezeichnet werden, das hinter den durchschnittlichen Leistungen der heutigen Gußtechnik merklich zurückgeblieben ist und hauptsächlich von dem durch das Talent seines Gründers Stieglmayer früher wohlerworbenen Rufe lebt, so braucht es wohl keiner weiteren Auseinandersetzung der nachtheiligen Einwirkungen, welche dieselbe durch das ihr für alle bayerischen Arbeiten faktisch eingeräumte Monopol auf unsere Skulptur nothwendig ausübt. — Wer sich nur ein wenig bei Bildhauern darnach erkundigen will, der wird, wenn ihm das von uns Beigebrachte nicht genügt, sich leicht weitere Aufklärungen in Masse holen können, wie sie uns zu Gebote stunden. — Ob wir mit dieser Ansicht allein stehen oder nicht, dürfte am deutlichsten aus dem Umstande hervorgehen, daß die Anstalt, so viel uns bekannt, seit Jahren von keinem deutschen Bildhauer andere Aufträge erhalten hat als solche, wo die Ausführung in ihr im voraus bedungen war, während die nicht subventionirte vortreffliche Gießerei von Lenz und Herold in Nürnberg deren in Masse von den ersten deutschen Künstlern auszuführen hatte und noch hat. Eine eingeweihte Feder erzählte 1868 in der „Gartenlaube", wie Rauch seiner Zeit lieber die Bestellung des Schiller-Goethe-Monuments aufgab, als sich der von König Ludwig einbedungenen Ausführung in der Münchener Erzgießerei zu fügen, und wie auch Rietschel sich ihr bei seinem Lutherdenkmal entzog. Im Jahre 1872 hat der Staat endlich die ganze Anstalt dem bisherigen Inspector Miller geschenkt, nachdem sie ihn etwa eine halbe Million Gulden gekostet hatte.

Nicht bloß Baukunst und Bildhauerei siechen dahin zwischen

den goldenen Stäben des Staatskäfigs, auch die Malerei gedeiht nicht. Es gibt kaum mehr eine Historienmalerei; das leichtfertige Genre und die Allegorie überwuchern. Die Mache ist flott, das Fleisch ist dick, aber der Geist sehr dünn. Die anderen „Künste", wie z. B. die Richard Wagner'sche Theaterkunst, das Ballet und dergl. rangiren zur Kategorie der Reitkunst, Kochkunst, der Kunst, sich bei Damen beliebt zu machen u. s. w.

Es ist richtig: auch unsere Zeit bringt noch Künstler hervor. Aber hier zeigt sich dasselbe Phänomen, wie bei den Wissenschaften: nicht aus der Schule gehen sie hervor, sondern nebenher brechen sie sich Bahn. Auch hier marschiren die Autodidacten an der Spitze. Am 12. Oktober 1875 wurde im Hause des Geheimen Raths v. Löher zu München ein „Zumbusch-Fest" gefeiert und dabei vom Gastgeber ein Toast ausgebracht, den wir hier wiedergeben, weil er wie ein Muster eine ganze Reihe von gleichen Erscheinungen illustrirt. Das war der Trinkspruch:

„Ein frischer Bube zum Walde schlich
— In Westfalen war's vor 35 Jahren —
Und Hölzchen sucht er und schnitt er sich,
Die hart und von feinem Maser waren.
Draus schnitzelt' er Köpfe, Menschen und Thier,
Bracht' auch gar schöne Heilige herfür.
Und gefiel ihm wo ein Kupferstich,
Eine Flucht nach Aegypten, eine Kreuzabnahme,
Gleich schnitt er ins Holz mit kühnem Strich
Und stellte dabei auch Ritter und Dame.
„Der Wunderbub!" riefen Onkel und Tanten,
„Saun Düwelsjungen!" die Bauern erkannten,
Denn kein Messer war sicher hausum und um,
Er schnitzelt' es stumpf und bog es krumm.

Da kam nun einmal der Oberpräsident,
— Als Herrn v. Schaper man noch ihn kennt —
Der steckt' von den Klötzchen drei oder vier
Mit den Köpfen und Löwen und anderm Gethier

Sich sacht' in die Tasche: er wollt' nach Berlin.
Dort trägt er zum großen Rauch sie hin.
Der schaut's verwundert und sagt am Ende:
„Das wäre ein Bildner auch ohne Hände."

Doch der Vater sprach: „Was Bildhauerei?
Macht aus dummem Zeug doch nicht solch Geschrei!"
Und wollt', der Kaspar sollt' Kaufmann werden.
Das kümmerte diesen auch gar nicht sehr,
Vor den Augen glänzten schon Schiffe und Meer;
Er dacht': da komm' ich noch weit auf Erden,
Kann ganz Amerika auch durchstreichen,
Seh' Indianer und all dergleichen.
Und schnürte den Bündel zur Fahrt nach Bremen,
Zum Handlungslehrling sich zu bequemen.

Da plötzlich, als faßt' ihn ein Geist am Schopf,
Dreht um und flüchtet der tolle Kopf
Nach München und stellt sich Schlotthauer dar,
Der dazumal Akademie-Director war.
Herr v. Schlotthauer sagt: „Gut, das Examen ist morgen,
Kommt Ihr da durch, so seid Ihr geborgen."
Nun waren ihrer drei, sie sollten eben,
Was man nennt, einen Act mit dem Griffel geben.
Mein junger Westfale nimmt die Sache genau,
Zeichnet jeden Muskel, jedes Aederchen blau,
Läßt seinen Mann sich höchst deutlich geberden.
Und weil die andern nicht fertig werden,
Zeichnet er dem einen Kopf, gibt diesem einen Glanz,
Macht ihnen beinahe die Arbeit ganz.

Nun hört das Ende von diesem Examen!
Als die Herren Professoren zusammen kamen,
Da hieß es: „Der Westfale ist durchgefallen,
Den andern stehn offen des Ruhmes Hallen."
Worauf dann jener mit bangen Mienen
In Meister Halbigs Werkstätt' ist erschienen,
Und kurz, ist ohne Professor, Akademie und Orden
Aus eigenen Mitteln der Zumbusch geworden.

Nun könnt ihr nach Paderborn und Freysing ziehn,
Nach Erlangen, Augsburg, München und Wien,
Gar hehre Gebilde stehn bald ihm da
Und entzücken Beschauer von fern und nah;
Denn seine Anmuth lächelt hernieder,
Wo echte Natur die schönen Glieder
Durchglüht mit holdestem Lebensschein.

Heil ihm, der in junger Manneskraft
So vieles und so herrliches schafft,
Mög' ihm langes Wirken beschieden sein!
Unser Zumbusch lebe hoch!"

Woher kommt es aber, daß die Kirche ihrer Hand den Zauberstab der Kunst entgleiten ließ, mit dem sie so viele Jahrhunderte hindurch die Welt der Erscheinungen in ihre Kreise bannte, daß sie vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab, uneingedenk ihrer früheren Schöpferkraft und ihrer Traditionen, der jedesmaligen Zeitströmung sich hingab und darüber sogar das Verständniß der eigenen Vergangenheit verlor? Wie erklärt es sich, daß, nachdem der Zopfstyl im Sumpfe des ancien régime endlich untergesunken war, sie für ihren Cultus sogar heidnische Götzentempel oder vielmehr versudelte Carrikaturen von solchen aus der Hand entchristlichter Classikomanen annahm, mitunter auch wohl, um ja nicht hinter der Mode zurückzubleiben, ihre Kirchen — nach dem Muster des Notre-Dame de Lorette in Paris — möglichst zu Damen-Salons einrichtete mit Gasbeleuchtung und Luftheizung oder was sonst der moderne Comfort erheischt, daß die tiefernsten, bis an die Stiftshütte hinanreichenden Klänge zumeist verstummt sind, weil sie die „gebildeten" Ohren nicht kitzeln, daß der Marchand de Modes die Stoffe und Spitzen zu den liturgischen Gewandungen liefert u. s. w.? Ist das nicht Beweis genug, daß die Kirche nicht mehr an sich selber glaubt, oder doch ihren Schwerpunkt verloren hat, daß auch bei ihr Kopf und Herz auseinander gehen, daß ihr Thun nicht mehr

in der Gemüthstiefe, in Glaube, Hoffnung und Liebe wurzelt, daß, mit einem Worte, ihre geistige Macht gebrochen ist?

Darauf ist zu sagen, daß die Kirche selber niemals behauptet hat, „der in der Kirche stets lebendig fortwirkende Geist" biete eine Bürgschaft für das continuirliche Blühen kirchlicher Kunst. Vielmehr ist deutlich wahrzunehmen, daß es auch auf diesem Gebiete auf und niedergehe, je nach dem Geiste, welcher eine Zeit und die darin lebenden Künstler beseelt. Hauptsächlich aber ist zu bedenken, daß die Kirche durch die Säkularisation vollständig deroutirt und ausgeplündert wurde, daß sie zur Zeit fast überall von einer armseligen Sustentation des Staates lebt, jeglicher Freiheit entbehrt und gegenwärtig überall für ihre Existenz ringt. Das ist nicht die Zeit des Schmuckes und des Gesanges. Aber wo immer der Brand einen Augenblick aufgehört hat, versucht sie ihre Ruinen wieder aufzurichten. Um die Wunderkraft der Freiheit mit Händen zu greifen, brauchten unsere Kunst-Philister nur eine Fahrt über den so nahe gelegenen Canal zu machen. In der kurzen Zeit von 1834 bis 1852 hat Pugin ganz Großbritannien mit Kathedralen, Collegiat- und Pfarrkirchen bedeckt, hat nicht bloß die Todten-Maske alter Bauwerke abgenommen und sie nachgeäfft, sondern hat den alten Kunst-Styl Englands wirklich wieder zum Leben erweckt und fortgebildet, er hat eine Meister-Schule gegründet, die heute noch blüht und ihren Blüthenstaub selbst auf den Continent herüber streut.

Was sich in Belgien auf dem Gebiete der Schule begibt, spiegelt sich ziemlich genau auch auf dem ästhetischen ab. Die Staatsbureaukratie wiegt sich im Fauteuil, aber daneben ist doch der Freiheit auch ein bescheidenes Plätzchen gegönnt. Das officielle Kunstwesen ist bureaukratisch organisirt. Auch in den gottesdienstlichen Gebäuden darf in der Regel nichts geschehen, was nicht der allmächtige Staat durch seine Commissäre gutgeheißen hat. Diese Herren Commissäre, selbstverständlich von akademischer Milch genährt, durchexaminirt und dann etwa in der Ponts-et-Chaussées-

Carrière groß geworden, durchwandern, und zwar nicht ganz selten mit dem Hute auf dem Kopf, die Kirchen und thun dem ihnen folgenden Pfarrer kund, was die Würde des Cultus, die Liturgie und die kirchliche Tradition erheischen; und damit ja ihren Ansprüchen nicht entgegengehandelt werden kann, streckt die weltliche Obrigkeit selbst nach den Opferstöcken ihre Hand aus, was denn, zugleich mit anderen kühnen Griffen, durch den Kunstausdruck »régler le temporel du culte« gedeckt wird. Die Leistungen sind entsprechend. Die neubelgischen Kunstbauten haben mit den ächten früherer Jahrhunderte ungefähr ebenso viel gemein, wie der Affe mit dem Menschen.

Wo aber auf jegliche Beihilfe des Staates verzichtet wird, ist in Belgien auch die Kunst frei. Und da hat sich denn in neuerer Zeit ein frisches Leben religiöser Kunst entwickelt. Sie sind dem Einflusse der Étoile belge entwachsen und haben wieder an das Alterthum angeknüpft. August Reichensperger hat 1868 Belgien bereist und die Werke studirt, welche die christliche Kunst in Brüssel, Brügge, Antwerpen, Gent ꝛc. geschaffen. Er drückt den empfangenen Eindruck mit folgenden Worten aus: „Und von allen diesen wackeren Meistern, deren Namen weithin bekannt zu werden verdienen, hat kein Einziger eine polytechnische Schule oder eine sonstige Bildungsanstalt besucht; sie verdanken sämmtlich ihre Ausbildung dem Meister Bethune, der seinerseits, von Pugin zuerst angeregt, lediglich aus eigener Kraft heraus das immense Gebiet der mittelalterlichen Kunst allmälig beherrschen gelernt hat[1])."

Anders war der Gang der Dinge in Deutschland. Hier hat die Romantik einen Ableger kirchlicher Kunst hervorgebracht. Fr. Overbeck war der Stifter der romantischen Malerschule. Er starb Mitte November 1869 zu Rom. Die „Allg. Ztg." Nr. 328 vom 24. November 1869 berichtete von ihm: „Overbeck hinterläßt

1) Hist.-pol. Blätter, Jahrg. 1869. LXIII. 116.

nur einige Schüler, keine Schule. In dieser Hinsicht wäre seine Ueberzeugung größerer Beachtung werth gewesen: er sprach oft von der Tyrannis der Akademien, wo man Künstler machen wolle, anstatt sie werden zu lassen." Jos. v. Görres, die Brüder Boisserée u. A. entdeckten die alte Kunst wieder; Heideloff, Hofstadt 2c. brachten deren Formgerechtigkeit wieder zum Verständniß, und um die Mitte des Jahrhunderts schien der wunderschöne Monat Mai gekommen zu sein, wo alle Knospen sprangen. Nirgends ging es lebhafter zu, als an den Ufern der blauen Donau. Dort in der stillen Zelle des Klosters Metten saß, sann und arbeitete P. Ildephons Lehner, der aus seinen Zöglingen eine ganze Kunstschule gegründet hat. Sie trugen die Begeisterung allüberall hin, zeichneten, schrieben, schnitzten, und erweckten allenthalben Liebe und Verständniß für kirchliche Kunstthätigkeit[1]). Dort entstand die Begeisterung, welche viele hundert Kirchen im Bayerlande restaurirt hat. Von Metten weg ging der Erzbischof Gregor nach München und regenerirte die Frauenkirche, in Metten entstand der Kunstverein des Bisthums Regensburg und überhaupt jene Bewegung, von welcher getragen Proske, Jakob und Mettenleiter sich emporschwangen. Auch der Plan zum Ausbau der Domthürme, der seitdem gelungen ist, entsprang jener ersten Begeisterung: schon der selige Dompropst Zarbl nährte ihn, und als ein neuer Bischof seinen Einzug hielt, war es aus der Mettener Schule heraus ein begeisterter „Willkomm des Domes zu Regensburg", der ihn begrüßte und zum Ausbaue aufforderte. So mächtig war die Strömung allenthalben in ganz Deutschland, daß sie beinahe auch die Kunstbureaukratie mitgerissen hätte, wie die Rathhäuser in München und Landshut,

1) Es sei gestattet, die lieben Namen zu nennen: Joh. Mühlbauer, Andr. Niedermayer, Gg. Aichinger, Jos. Schlicht, Wilh. Schreyer, Leonh. Meyringer, Gg. Dengler u. a. m. Herr Planer brach eine Gasse in der Journalistik.

die Königs-Villa in Regensburg und viele andere profane Kunstbauten beweisen.

Aber die ehernen Schritte der Weltgeschichte haben diesen jungen Anflug zertreten. Der Kölner Dom ist der Staatsbureaukratie in die Hände gefallen: er wird jetzt zu Ehren eines protestantischen Kaisers illuminirt, während sein Erzbischof auf der Flucht umherirrt. Die Regensburger Hoffnungen scheinen der kirchlichen Bureaukratie in die Hände gefallen zu sein, welche ebenso fruchtbar sind, wie die der Staatsbureaukraten.

> Als der Wind sich erhob, da flog zerblättert die Blume,
> Aber der Schmetterling setzt in dem Laube sich fest.

Die Kunst gedeiht nur auf socialem Boden, auch die kirchliche. Non ex quovis ligno Mercurius. In Amerika haben sie Geld und Freiheit, ohne gleichwohl etwas zu leisten. Es gibt dort Millionen Katholiken, aber kein katholisches Volk. Die Kunst aber vertieft ihre Wurzeln in das Leben des Volkes und durchdringt dasselbe in allen seinen Beziehungen. Oder haben etwa das Griechenthum und das Mittelalter ihr tiefes Kunst-Gefühl und Verständniß aus Akademien, aus Kunstausstellungen, Notenblättern, illustrirten Zeitungen und Handbüchern der Aesthetik geschöpft? Die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt uns, daß, ganz im Gegensatz zu der ihrer innersten Natur nach kosmopolitischen Schule, gerade die Kunst nur da gesund aufwächst, wo sie dem Boden der Heimath entsproßt, von ihr genährt wird, ihre individuellen Züge und den ganz provincialen Charakter zeigt. Die Kunst ist partikularistisch von Natur. Die Kunst Griechenlands und noch mehr die des christlichen Abendlandes beweisen dies zur Evidenz. Athen und Rhodos, wie Venedig und Florenz, Ferrara und Bologna, wie Mailand und Genua, ja noch viel kleinere Städte haben ihre eigenen Kunstschulen, ihre heimischen Meister, wie bei uns Bayern, Schwaben und Franken, der Ober- und Niederrhein, und Niedersachsen,

Augsburg, Nürnberg und Regensburg ihre localen Bauhütten und Malerstuben besaßen, die allemal dem Charakter des Volksstammes auf's genaueste entsprachen. Wenn einzelne Künstler, wie Holbein von Augsburg nach Basel wandern, so war dieses dort ebenfalls unter Allemannen, und wenn er nach London geht, so wandelt sein hartnäckiges schwäbisches Naturell noch die Lords und Ladies in Baseler Patricier um, geht aber dort, wie nachher Van Dyk, rasch zu Grunde. Sogar aus dem Mixtumcompositum und der allgemeinen Verschwommenheit unserer zeitgenössischen Kunstwirthschaft tritt diese Wahrheit noch hervor. Ein Makart ist doch bloß in Wien möglich, wie ein Rietschel in Dresden. Die Münchener Schule, weil sie niemals den specifisch bayerischen oder doch süddeutschen Charakter annahm, ebenso wenig wie die Düsseldorfer den niederrheinischen, sind niemals wahrhaft volksthümlich und darum auch nicht lebensfähig geworden. Aus der Gesammtheit aller Einzelnbestrebungen setzt sich dann die nationale Kunst zusammen, kosmopolitisch aber ist bloß der Zopf. Er allerdings zeigt von Lissabon bis Berlin dasselbe geschminkte Gesicht. Die ächte Volkskunst kann nur aus dem Herzen des Volkes wieder erwachsen; dieses Herz muß von höheren Ideen durchdrungen sein, von der Kunstbureaukratie muß man sich emancipiren und vielmehr Männern folgen, welche Künstler von Gottes Gnaden sind. Dem Inhaber der Kanonen wohnt keine künstlerische Kraft bei. Seit hundert Jahren handhabt die Bureaukratie bereits das Monopol; in dieser Zeit hat sie Milliarden aus dem Vermögen des Staates und der Kirche verkünstelt, die Kunst selber hat sie dafür mit den Dachpappen, den Rasendächern und den Giebelreitern bereichert.

Wir haben oben auf die künstlerische Armseligkeit der deutschen Eisenbahnbauten angespielt. Nur am Oberrhein macht sich eine kleine Ausnahme bemerkbar, wo die Nähe der alterthümlichen Schweizerhäuser einigen Bahnhöfen den bekannten freundlichen Alpenhausstyl anhauchte. Man muß sich schon jetzt in die Berge

begeben, wenn man noch Spuren selbstthätigen und unverfälschten Kunstlebens im Volke finden will. Aber die Schule mit der Polizei im Bunde rottet bereits diese äußersten Ausläufer aus. A. Reichensperger erzählt über einen Besuch, den er 1866 in Interlacken gemacht: „Ich besuchte die Buden der hier ziemlich zahlreichen Holzschnitzwaaren-Händler. Ich fragte nach Stöpseln mit Greinköpfen, erhielt aber den Bescheid, daß deren keine zu haben seien, die Fremden auch so etwas „Lustiges“ nicht zu kaufen pflegten. Daß der Humor in den höheren Kunstregionen ein Fremdling geworden sei, wußte ich längst schon, deßgleichen daß die Porzellan- und Neusilberfabriken sich bereits auch der Stöpselköpfe bemächtiget hatten, um uns selbst bei Tisch noch mit classisch-akademischer Formgebung zu ennuyiren; indeß hatte ich doch geglaubt, daß dem Volkswitz immer noch eine Zufluchtsstätte unter den Naturkünstlern der Bergwälder geblieben sei. Den Hauptvorrath bildeten Modelle von Schweizerhäusern; aber auch diese sind schon von der Cultur beleckt und tragen den Bildungsfirniß an sich; es sieht Alles wie im Accord gefertigte Dutzendwaare aus — keine Spur von Originalität oder Liebe an der Arbeit. So werden denn nicht einmal die Holzschnitzer den künftigen Generationen das Bild eines ächten, altherkömmlichen Schweizerhauses mehr vorzuführen im Stande sein; daß die „Herren“ Zimmerleute zufolge ihrer polytechnischen Ausbildung und ihrer Studien in Chemie und Aerostatik mehr und mehr solche Dinge, die man Meisterstücke nennt, tief unter ihrer Würde erachten werden, versteht sich von selbst. Das Schurzfell wird natürlich abgelegt, sie tragen Handschuhe, sind Mitglieder des Casino's und können im Geiste des Fortschritts sich höchstens noch einen Gang auf den Zimmerplatz zumuthen, um sich mit Hilfe einer Lorgnette davon zu überzeugen, daß die Arbeiter die benöthigte Zahl von Kubikfußen Holz beschlagen und dafür sorgen, daß die Zapfen so ungefähr in die Löcher passen. Die Bau-Eleven und Ingenieure mögen dann zusehen, wie sie die noch

höhere Bildungsstufe, welche sie zu behaupten haben, der Welt gegenüber documentiren [1])."

Mancher Leser hat gewiß bereits an Berchtesgaden und Oberammergau gedacht. Die beiden genannten Bezirke liefern die weit und breit bekannten Arbeiten in Holz, Knochen und Elfenbein, die geleimten, geschachtelten, gedrehten, geschnitzelten Berchtesgadener Waaren und die Besucher des Passionsspieles in Oberammergau haben sich dergleichen Producte unverfälschter Volkskunst in fremde Länder mitgenommen. Leider wurde dadurch der Staat auf dieses letzte Stückchen jungfräulichen Kunstbodens aufmerksam gemacht und sogleich eilte er mit seiner Schule herbei. Bereits werden per Post lithographirte Prospecte versendet, welche den Berchtesgadener Kunstmarkt zum Abonnement empfehlen, und hiemit ist Alles verdorben. Die Zeichnungen kommen nun nicht mehr aus der Berchtesgadener Phantasie, sondern aus der Münchener Akademie, die Eigenart weicht und die Schablone rückt vor, die Künstler hören auf, unverdorbene Bergbewohner zu sein, und werden Arbeiter. Bald wird auch das Arbeiter-Elend nachfolgen.

Man kann Oberammergau nicht nennen, ohne an die dramatische Kunstthätigkeit zu denken, welche sich dort Jahrhunderte lang erhalten und staunenswerth vervollkommnet hat. Im Mittelalter waren dergleichen Volksspiele allgemein verbreitet; anderswo sind sie untergegangen, hier hat das Volk selber die geschichtliche Ueberlieferung seiner alten Kunstthätigkeit bis auf diesen Tag behauptet. Dramatische Ruinen dieser Volkskunst stehen aber auch anderwärts noch. Der Pfingstritt zu Kötzting und der Drachenstich zu Furth im bayerischen Walde gehören hieher; indessen werden an vielen anderen Orten Bayerns Wallfahrten zu Pferde noch heute geübt, und es ist unverkennbar, daß diese Bauernspiele die entstellten Reste alter Ritterstücke sind. Am glänzendsten

---

1) Hist.-politische Blätter. LVIII. 385.

freilich hat sich die Sache in Oberammergau erhalten und ausgewachsen. Die begeisterte Anerkennung, welche die ausgezeichnetsten Kenner städtischer Bühnenkunst wiederholt der vollendeten Natürlichkeit der Kunstübung bei diesen Passionsspielen spendeten, muß die Zionswächter der intellectuellen Aufklärerei im Volksleben rein zur Verzweiflung bringen. Denn daß ein Volksschlag dem Drange nach geistiger Bewegung in derlei idyllischer Kunstübung Genüge thut, statt nützlichere Dinge zu lernen und seinen Geist zu selbstständiger Kritik an Gesellschaft und Kirche zu schärfen, ist an sich schon arg genug. Daß aber dergleichen Hinterwäldler, einzig durch die Kraft ihres angebornen Kunstsinnes, ohne jegliche Beihilfe des deutschen Schulmeisters, solche Vollkommenheit erreichen konnten, ist noch weit schlimmer. Und das geschah zur selben Zeit, wo die deutschen Hof- und Nationaltheater auf „Flick und Flock" herabgesunken sind, und wo, um die hinsinkende Bühnenkunst zu retten, der Ruf nach Errichtung einer dramatischen Hochschule ertönt. Wenn nur den Oberammergauern nicht auch noch eine Schule aufgehalst wird. Dann: „Gute Nacht Hänschen!"

Die künstlerischen Instincte der süddeutschen Stämme sind anerkannt, selbst die diesbezügliche Ueberlegenheit über den Norden ist nicht bestritten. Bayern hat unzählige Künstler hervorgebracht, bevor es Akademien und Kunstbureaukraten gab. Die Erfahrungen Königs Ludwig I. sollten unvergessen sein. Mit dem Lichte seiner Augen erlosch die von ihm bezahlte „Kunstperiode", nicht eine Wurzelfaser blieb im Volke zurück. Die Ueberreste angestammten Kunstsinnes werden aber dem Volke vom Staate vollends weggeschulmeistert. Es sei erlaubt, hierüber die Meinung eines Mannes zu hören, dessen Competenz von keiner Seite sonderlich angefochten werden dürfte. W. H. Riehl schreibt über den „Volksgesang" ein Kapitel, das wir mit Abkürzungen hier folgen lassen[1]).

1) Culturstudien. S. 349 — 354.

Ich (Riehl) durchwanderte das bayerische Hochgebirg. Ich hörte nur das Gejauchze und die Lieder und Tanzweisen der Bauern; allein ich lernte dabei, wie vortrefflich das Volk sich selber musikalisch erziehen kann, wenn ihm nirgends fremde Hände in's Zeug pfuschen. Solches ist freilich fast überall schon so reichlich geschehen, daß man eben in die einsamsten Alpenthäler blicken muß, um hier überhaupt noch von Selbsterziehung zu reden.

All diese Musik der Gebirgsbauern knüpft sich enge an den Boden. Jedes Thal hat seine eigenen Lieder, jede Landschaft ihr eigenes Gejauchze. Viele Lieder ziehen sich wohl auch durch's ganze Gebirg, aber die bedeutendsten Orte wollen dazu auch wieder ihren besonderen Sang haben. Am Tegernsee jauchzt man anders als am Inn oder an der Salzach, und wenn uns die Sennerin von ferne her mit diesem musikalischen Jubelrufe grüßt, dann weiß das kundige Ohr sogleich, ob sie eine einheimische oder fremde ist und aus welchen Bergen. Dieses Jauchzen ist eine oft sehr originelle melodische Phrase, ein lang gehaltener hoher Ton, von dem man in örtlich verschiedener Intervallenfolge meist zur Octave herabsteigt. Gleich dem Volkslied, dessen fragmentarische Basis das Gejauchze, wird es jeder Stimmung angepaßt, zu jeglichem Signal gebraucht. Der letzte Nachruf des Abschiedes und der Freudenschrei des Wiedersehens, das stille Wonnegefühl eines sonnigen Tages, wie der lauteste Festjubel, der Gruß an den Wanderer: alles dies wird mit den gleichen Tönen des Jauchzens ebenso deutlich und unterschieden ausgesprochen, wie der Kegelbube dieselben anschlägt, wenn alle Neun geworfen sind, oder der Scheibenwärter, wenn in's Schwarze getroffen ist. Das Volk hat so großes Entzücken an diesen ewig wiederholten Tönen, weil es weiß, daß sie g a n z s e i n e i g e n sind. Und in diesem Gedanken ist zugleich der höchste pädagogische Werth ächter Volksmusik ausgesprochen.

Wenn die Liebe am eigensten Besitz schon die bloße Phrase

des Jauchzens als ein Symbol der Heimath und als unerschöpflich schön erscheinen läßt, wie viel mehr muß dies noch von dem ausgeführten Lied und der Tanzweise einer Gegend gelten? Musikalisch sind diese Dinge ja oft von sehr geringem Werthe, dennoch aber freuen wir uns solcher Musik, weil sie uns gesund dünkt. Was heißt hier gesund? Man sagt wohl: was wahr und ächt ist. Aber was ist hier wahr und ächt? Ein Lied, dessen Form und Gedanke, im Volke selbst erwachsen, nichts anderes ausspricht als was diese Volksgruppe selber fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen und gedrungen fühlt, solch ein eigenes Lied ist allemal auch ein gesundes und wahres Volkslied. Es kann darum ästhetisch arm, geringhaltig, incorrect sein, aber es ist doch gesund und wahr. Denn es gibt allerdings schlechte gesunde Musik, aber freilich nicht umgekehrt auch gute ungesunde. Man spricht von unverdauter Musik, die vielerlei Volk gedankenlos weiter singe. Der Ausdruck trifft; denn solche musikalische Formen und Gedanken, die dem Organismus einer Volksgruppe fremdartig, von außen ihm eingetränkt worden, unverdaute und unverdauliche Stoffe, sind allerdings, wie jeder Doctor weiß, höchst ungesund. Wenn die Tanzmusik auf einer Bauernkirmeß mit verminderten Septimaccorden und sentimentalen Terzen-Vorhalten kokettirt, so ist dies ganz ebenso widerlich, wie wenn die Bauern in Frack und Ballschuhen tanzten statt in Joppen und Wadenstiefeln. Nicht minder verkehrt ist es aber auch, wenn unsere Modecomponisten in künstlicher Einfalt nachgeäffte „Volkslieder" für den Salon schreiben. Wir sollen uns an den Weisen des Volkes erfrischen, wir sollen sie auch mit unseren eigenen Ideen verarbeiten, aber wir sollen sie nicht nachäffen.

Als der König das Hochgebirg bereiste, kam vor einem der sangreichsten Dörfer zwischen Isar und Inn die ganze Gemeinde ihrem Fürsten entgegen und sang ihm ihre schönsten eigenen Lieder. Und als sich darauf der König lange mit dem Orts-

vorsteher unterhalten hatte und ihn zuletzt huldvoll mit dem Worte entließ: „Ich bin recht zufrieden mit Euch!" erwiederte der Vorsteher in treuherziger Zuversicht dem Könige: „und wir sind es mit Euch!"

So kann nur noch ein Bauer sprechen, der eigenes Kleid hat, eigenes Haus, eigenen Brauch und eigenen Sang und Tanz. Sollte er aber je eines oder das andere aufgeben, so will ich viel lieber noch, er schafft sich einen städtischen Rock an, als städtische Lieder. Man kann in Deutschland zwar nicht sagen, wo ächtes Bauernleben blüht, da blühet auch noch ächter Bauerngesang. Denn leider singen viele unserer besten Bauernschaften gar nicht mehr, und in einigen tief gesunkenen Gauen tönt noch ein ächtes und eigenes Lied als der letzte wehmüthige Nachhall verlorener besserer Tage. Aber umgekehrt darf man behaupten: wo eine unverdaute städtische Modemusik auf dem Lande das Feld gewonnen hat, da ist auch der Bauer verdorben.

Aber — werden Sie sagen — das Alles sind Dinge, die sich von selber machen müssen, und es ist nicht abzusehen, wie hier eine äußere Macht erziehend einwirken soll. Ganz gewiß. Ich selber schrieb ja auch, wie vortrefflich das Volk sich musikalisch zu erziehen wisse, wenn ihm nirgends fremde Hände in's Zeug pfuschen, und will Ihnen nur auch ein Beispiel solcher Pfuscherei mittheilen.

Bald nach dem Vorfall der vorgedachten Anekdote fuhr ich durch dasselbe Dorf mit einem Postillon aus der Gegend. Der Bursche war zur Musik aufgelegt wie alle seine Landsleute und blies sein Horn vortrefflich. Aber was blies er in diesen durch ihren eigenen, unberührten Sang berühmten Thälern? Heine's „Schönste Augen" in der lüderlich sentimentalen Melodie von Stighelli! Ein altbayerischer Postillon, so stockig und maulfaul, daß man nicht einmal über Weg und Steg drei Worte aus ihm hervorlocken kann, bläst den Bauern am Fuße des Wendelstein alltäglich die Weise vor:

„Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Unsterblicher Lieder gedichtet.“ —

Ich fuhr zwar nicht aus der Haut über diesen Postillon mit seinen „unsterblichen Liedern“, aber ich glaube fest, daß die Bauern über kurz oder lang aus ihrer Haut fahren, mit ihren guten Liedern auch manche andere gute Sitte um städtischen Flitter eintauschen und einen ganz anderen Menschen anziehen werden, wenn man ihnen standhaft solches Zeug vorsingt.

Nun fördert man aber officiell das musikalische Talent der Postillone. In verschiedenen deutschen Staaten sind Preise ausgesetzt für die Postillone, welche am besten blasen. Mit diesen lockt man den Reiz des Virtuosenthums gar unter den Bauern hervor. Der Virtuosen auf der Estrade des Concertsaales haben wir ja leider schon zu viele; muß denn die Postverwaltung auch noch Virtuosen für den Bock des Eilwagens ausbilden? Und zum Preise schenkt man dem gekrönten Postillon wohl gar ein recht kunstreiches Posthorn mit Ventilen, ein Ventilhorn, auf welchem man die ganze Chromatik der modernen Ball- und Opernmusik blasen kann, während das alte rohe Posthorn den Postillon z w a n g, sich hübsch in den einfachen Naturtönen des Volksliedes zu halten.

So ungefähr Riehl. Man sieht: der Staatsschulmeister greift bereits dem Postillon in's Horn; aber mit welchem Erfolg! Naturam expellunt cornu et nunquam redibit. Es fehlen nur noch Kunstschulen für die Vögel, und Hanfkörner- oder Mehlwürmerprämien für diejenigen Grasmücken und Nachtigallen, welche nach dem Flaschenett singen.

„Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.“
U h l a n d.

Achtes Kapitel.

Die Verdienste der Vandalen um die Kunst.

„Und die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen:
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen."

Schiller.

Julius Braun hat in seiner „Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker" folgenden Satz durchgeführt: „Jede Nation copirt von ihrem in der Cultur vorgeschrittenem Nachbar so viel sie nur immer copiren kann, und eine originale Cultur kann niemals aufkommen, wenn eine andere entwickelte bereits daneben liegt." In dieser unanfechtbaren Wahrheit gründet die Berechtigung zur Ueberschrift dieses Kapitels. Die Vandalen haben sich unsterbliche Verdienste erworben, nicht bloß um die christliche Kunst, sondern sogar um den Fortbestand der deutschen Nationalität.

Wenn von der Herkulesarbeit die Rede ist, mit welcher die Helden der Völkerwanderung den Augiasstall der antiken Welt ausgeräumt haben, so werden gewöhnlich die Vandalen allein genannt. Indessen haben die anderen deutschen Stämme schon auch ihren Theil gethan. Nur zwei Jahre nach dem letzten olympischen Spiele (395) fegte Alarich mit seinen gothischen Mannen das alte Hellas bis an die unterste Spitze des Peloponnes aus. Er zertrümmerte alle Baulichkeiten Olympia's bis auf den Grund. Nur den Zeus-Tempel ließ er stehen, weil man Säulen, von denen eine Einzige Hunderte von Centnern wiegt, nicht mit dem Schwerte abmäht. Was sein Feldherr nicht konnte, hat Gott

selber gethan, indem er durch zwei große Erdbeben 521 und 551 auch jene Tempelhallen zusammenschüttelte. Schon durch diese Sturmfahrt allein haben es die Gothen verdient, daß die deutsche Kunst ihnen zu Ehren Gothik genannt wurde.

Was nun die Vandalen betrifft, so haben diese ihre Cloaken-reinigung in West-Rom ausgeführt. Als Attila fort war, besuchte Genserich Rom. Der Vandalen-König war von Afrika herübergekommen, eroberte die Kaiserstadt und plünderte sie gleich einige Wochen lang. Als er abzog, nahm er auf seinem Schiffe die Statuen des Capitols und die Tempelgefäße von Jerusalem mit. Das Schiff ging auf dem mittelländischen Meere unter, dort liegen durch Gottes und der Vandalen That die Götzen Roms begraben. Und was das Meer nicht verschlang, bedeckte der Schutt.

Nun erst konnte eine neue Zeit entstehen und eine frische Cultur aufkeimen. In jedem Volke lebt die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zustehenden Formen und Ergebnissen der Cultur sich als Volkspersönlichkeit ausweisen müsse im Kreise der Nationen. Die Beispiele lassen sich überall mit Händen greifen, selbst aus der Geschichte des Tages. Mit welcher Hast und Angst suchen die Magyaren darzuthun, daß auch sie nationale Dichter, Künstler und Gelehrte, daß sie so gut wie Andere eine originale Volkswirthschaft besitzen. Sie wissen wohl, daß man nicht bloß uralte Naturgrundlagen eigenen Volksthumes, sondern auch fortwebende individuelle Cultur, gegenwärtige nationale Arbeit aufweisen muß, um als vollgültige Nation zu zählen. Selbst sehr bescheidene Geister werden da nachträglich zu Heroen der Geistesarbeit gestempelt; man läßt die Arbeit des Einzelnen künstlich wachsen, damit die Nation um einige Zoll größer werde.

Ja sogar durch längst vergangene nationale Arbeit suchen sich die Völker zu legitimiren. Die Italiener sprechen von ihren Großthaten in Handel, Kunst und Wissenschaft zur Zeit der Medici, um ihre modernen Rechte als Nation zu bekräftigen.

Mehr noch als bei den Individuen ist für die Nationen der originelle Beitrag zur menschlichen Cultur der Adelsbrief der Volkspersönlichkeit. Ueberall ist die geistige Cultur diejenige, welche die Völker constituirt. Nicht das Schwert entscheidet und nicht die Zahl der Stämme und nicht das Land, sondern der geistige Fond, den sie mitbringen. Die Römer zertreten Griechenland und führen die Griechen als Sklaven nach Rom mit dem Schwerte, die Griechen aber verderben Rom und unterjochen es ihrer Cultur und damit ihrem Verderben, weil die griechische Cultur verdorben war. Die Römer hörten auf Römer zu sein, weil ihre eigenartige Cultur einer fremden unterlag. Die Geschichte der Völkerwanderung zeigt uns mehrfach das Beispiel, daß siegreiche Barbarenstämme sich unter einem besiegten Culturvolk niederließen und vollständig von demselben aufgesogen wurden. Die Sieger verloren ihr Volksthum, es wurde hinweggearbeitet von den Besiegten, und der bloß mit der Faust, nicht aber mit dem Geist überlegene Stamm versinkt spurlos, als hätte ihn die Erde verschlungen. Der „Hauch des weißen Mannes", welcher die Indianerstämme aussterben macht, ist nichts anderes, als der Hauch der überlegenen Cultur über bloß natürliche Anlagen zu einer Nation. Natur und Geist gehören zur Bildung einer Nation, das constituirende Princip ist aber der Geist.

Auf dieser Wahrheit beruht die große culturhistorische Mission der Vandalen. Die Vandalen haben sich die größten Verdienste besonders um die Kunst erworben und überhaupt um die abendländische Cultur. Das Großartigste, was das Germanenthum im Bunde mit dem Christenthume hervorgebracht hat, ist die mittelalterliche Kunst. Die Gothik in Architektur, Malerei und Sculptur ist etwas so ganz und gar Neues, Originales, dem deutschen Volke Ureigenes, daß sie mit gar nichts Aehnlichem verglichen werden kann. Die griechische, die römische Kunst sind auf den Schultern früherer Culturperioden gestanden, haben überkommene Formen weiter gebildet, umgebildet, haben an bereits vorhandene

Gesetze angeknüpft, die gothische Kunst hat ganz neue Principien gelegt und mit consequenter Originalität ausgebildet. Sie ist eine Kunst für sich. Es schmückt sie der höchste Adel, gleichwohl ist sie ohne Ahnen.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam.“

Diese Kunst, der höchste und reinste Ruhm unserer Nation wäre gar nicht möglich gewesen, wenn der deutsche Geist, ehe er sich künstlerisch bewußt wurde, in die Gewalt der Antike gefallen wäre. Die Völkerwanderung hat das Feld gesäubert, hat die Spuren des Heidenthums weggefegt, dadurch allein wurde es möglich, daß die Kunst des Geistes entstand im Gegensatze zur heidnischen Kunst des Fleisches. Die überlegene heidnische Cultur hätte die Naturanlagen des deutschen Wesens erstickt, die Vandalen haben die heidnische Cultur zertrümmert und dadurch die Entwickelung der deutschen möglich gemacht. Dadurch haben sie sich Verdienste um die Kunst und um die Menschheit erworben.

Das also lehrt die Geschichte, daß ein Volk nur dann seine Selbstständigkeit bewahren kann, wenn es eine eigene und eigenartige Cultur behauptet und daß die politische Unabhängigkeit mit der geistigen Freiheit entsteht und vergeht. Gott hat die Juden vierzig Jahre in der Wüste erzogen, ganz intact von allen Völkern, um sie eigenartig und dadurch selbstständig zu machen. Die Juden verloren Land und Staat und retteten dennoch ihren Volkscharakter, weil ihr Glaube und ihre Cultur original blieben. Die Juden, welche diese fahren lassen, verschwinden als Bastarde des Kosmopolitismus. Wenn diese Anschauungen richtig sind, dann wird die Geschichte ein hartes Urtheil über König Max II. von Bayern fällen, der sein Volk mit Gewalt der geistigen Suprematie berufener Preußen unterwarf. Ganze Schichten von Gebildeten, Beamten, Offizieren wurden von preußischen Lehrern herangezogen, mit preußischen Ideen durchdrungen, und als 1866

kam, wunderte man sich, daß Bayern preußisch war: Halb zieht sie ihn, halb sinkt er hin.

Max II. hatte, wie wiederholt erwähnt wurde, die naive Idee, einen neuen Baustyl erfinden zu lassen. Niemand taugte dazu weniger als er; denn ein neuer Styl kann nur die Blüthe einer neuen eigenartigen Cultur sein und er pfropfte fremde und noch dazu meist nihilistische Ideen auf sein angestammtes Volk. Wir Bayern sind daher gegenwärtig, wie doch die Wahlen zur Kammer und zum Reichstag wiederholt gezeigt haben, hinsichtlich unserer ganzen Cultur in der nämlichen Lage wie die Russen. Vor anderthalb Jahrhunderten, als Rußland in den Kreis der europäischen Culturmächte einzutreten begann, zog Peter I. Gewerbe, Handel und Geistesarbeit von Außen in's Land und auch seitdem haben die russischen Herrscher es immer so gehalten. Allein diese importirte bürgerliche Arbeit war und blieb unnational, sie fand in Land und Volk zu wenig Wurzel und störte die innere Harmonie des russischen Volksthumes, indem nun westeuropäisches Städteleben übergangslos mitten in halbasiatische Bauernzustände hineingestellt war. Der gemeine Mann blieb ein ganzer Russe, der Gebildetere ward, wenn's hoch kam, ein halber Russe, die Gebildetsten verausländerten vollends. Für Rußland hatte das in politischer Beziehung weniger Gefahr, weil nach dem Gesetze der Attraction der große Körper den kleineren anzieht, und nicht umgekehrt. Aber um so größer sind auch dort die Verheerungen in cultureller und socialer Beziehung. Es gibt keine russische Kunst, Poesie u. dergl. Wenn die moskowitische Ausländerei mit einigen nationalen Motiven gespickt ist, so sind dieselben den untersten Volksschichten entnommen, wohin die Schule noch nicht vorgedrungen ist. In socialer Beziehung aber ist kein Land in Europa mehr als Rußland von communistischen und nihilistischen Elementen durchfressen. Die fremden Stoffe zerstören den nationalen Organismus. In Bayern und überhaupt in kleineren Staatskörpern ist die Wirkung sogar unassimilirbaren

Substanzen eine viel raschere. Es gab vor hundert und zweihundert Jahren schon Sittenprediger genug in Deutschland, welche unserem Volke das Entnervende der Ausländerei in den Moden des Tages zorneifrig zu Gemüthe führten, sie fanden auch allerlei Anhänger und diese trugen oft abenteuerlich genug ihren patriotischen Reinigungseifer zur Schau. Allein sie hinderten dennoch nicht, daß französisches Gewand und Geräth das Abzeichen der tonangebenden vornehmen Kreise blieb, daß fremde Baumeister unsere Paläste bauten und fremde Tanzmeister unserer Jugend Schick und Anstand lehrten. Die Zwingherrschaft der fremden Arbeitsproducte jeglicher Art kam von oben, sie entsprang aus den bewältigenden Einflüssen der überlegenen fremden Cultur; sie ließ sich darum nicht hinwegpredigen, so lange Kunst, Literatur und Wissenschaft im großen Ganzen undeutsch blieb.

Paris hieß im Mittelalter die „philosophische Stadt" und die Pariser Universität war in der That durch Jahrhunderte die Metropole der abendländischen Philosophie, wohin die großen deutschen Scholastiker, so gut wie später die Mystiker und Humanisten wallfahrteten, um für's gelehrte Ringelrennen die große Schule reiten zu lernen. Zuerst war Paris das Ziel der „Gelehrtentour", dann der „Künstler- und Cavaliertour" und zuletzt machten sich dann auch die Schneider, Kunstschreiner und Friseure dorthin auf den Weg. Wären nicht Abälard und Gerson die Pariser Lichter der Welt gewesen, wer weiß, ob sich nicht später die deutschen Schneider ihr Licht anderswo angezündet hätten. Die Herrschaft der Moden, welche ein Volk über das andere übt, ist nichts weiter, als eine Herrschaft der Arbeitsproducte, in welchen mit einem Stück Geistesarbeit zugleich ein Stück eigenthümlichen nationalen Geistes steckt. Darum ist diese Herrschaft so tiefgehend, weil sie beim Geiste anfängt.

Wie im Großen bei ganzen Völkerschaften, so bringt sich dasselbe Gesetz auch im Kleinen, bei Landschaften und Provinzen zur Geltung. Im sechszehnten Jahrhundert herrschte in Ober-

Deutschland vielfach die Augsburger Mode, nicht zunächst deßhalb, weil selbiger Zeit große Modelager in Augsburg etablirt waren, sondern darum, weil damals und vorher große Künstler in der Stadt gewirkt haben, deren überlegene Meisterschaft in der eben aufstrebenden Renaissance von der Nachbarschaft copirt wurde. „Venediger Macht und Augsburger Pracht" sind noch lange nach ihrem Untergang sprichwörtlich gewesen.

Selbst die Ueberlegenheit der Waffen und des politischen Einflusses schützt nicht vor der Herrschaft überlegener Cultur. Die Elsässer wollen keine Deutschen sein, da sie doch nach Stamm und Sprache unserm Volke angehören. Es zieht sie nach Paris, was ihnen nicht verübelt werden kann, da ja die ganze deutsche Nation in Verfassung, Kunst und Mode nach Paris inclinirt. Man braucht nicht einmal zu sagen, daß die französische Cultur besser sei als die deutsche; das Raffinement hat sie vor letzterer voraus und dadurch übt sie ihre magnetische Anziehungskraft.

Der Kölner Dom und der „Parceval" wären niemals entstanden, wenn die Vandalen nicht die alten nackten Modelle auf die Seite geräumt hätten. Sogar die romanischen Völker, welche doch Blut und Sprache der alten Römer in sich aufgenommen haben, sind den Gothen und Vandalen Dank schuldig. Sie hätten das alte Element nicht in dem Grade bewältigen können, daß neue und kräftige Volkspersönlichkeiten daraus entstanden, wenn nicht Trümmer und Schutt die Erinnerung an die Antike begraben hätten. Odysseus kam an den Sirenen vorbei, weil er seinen Gefährten die Ohren verstopfen und sich selbst an den Mastbaum binden ließ. Das war ein sehr mechanisches Mittel, aber es half.

Wer weiß, ob Italien einen Dante bekommen hätte, wenn die alte Kunst auf seine Zeit auch nur den mindesten Einfluß geübt hätte. Der große Dichter hatte von der ganzen römischen Archäologie nicht einen blassen Schein. Am 16. December 1870 fand eine Festsitzung des Instituts für archäologische Correspon=

denz in Rom zu Ehren von Winckelmann's Geburtstag statt. An die Bedeutung des Tages anknüpfend, sprach zunächst Herr J. B. de Rossi über die ersten Spuren der Beschäftigung mit den Monumenten des Alterthums im Zeitalter des Wiedererwachens der schönen Künste und der classischen Literatur in Italien. Er zeigte, wie bei Dante sich noch keine Spur von Aufmerksamkeit auf die antiken Denkmäler als Gegenstände des Studiums oder Zeugnisse alter Geschichte finde; wie er überhaupt nur einmal der Gräberfelder von Arles und Pola gedenke, die vielen großartigen Monumente, die er auf seinen Reisen sah, ganz unerwähnt lassend; wie selbst Roms Alterthümer ihn nur zu einer Episode veranlaßt haben, welche von den Erklärern nicht einmal richtig verstanden sei, zu der Beschreibung des Basreliefs, auf welchem Trajan, inmitten seiner Schaaren zum Krieg ausziehend, von der Wittwe angefleht wird. Er wies nach, wie diese Darstellung auf einem Triumphbogen gegenüber dem Pantheon von der bekannten mittelalterlichen Schrift der mirabilia urbis angeführt und ohne Zweifel die mißverstandene Unterwerfungsscene eines besiegten Volkes sei, deren Beschreibung fast wörtlich von Dante jenem Buche entnommen wurde, das in der Zeit vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert der einzige Führer für die Besucher Roms war. Daß übrigens Dante nicht aus irgend einer geheimen Absicht von den Alterhümern der ewigen Stadt schwieg, dafür bürgt die stete Erwähnung des Roms seiner Tage, der Grund seines Schweigens ist vielmehr der gänzliche Mangel des archäologischen Wissens bei ihm.

Was würden wir Modernen von einem Dichter sagen, der nicht die ganze griechische und römische Archäologie beherrschte? Oder vielmehr diese Archäologie beherrscht die Dichter. Und so muß der deutsche Jüngling wenigstens einige Jahre fremde Sprachen studiren, um die deutschen Dichter zu verstehen.

Die Recken der Völkerwanderung schlugen die fremde Cultur in Trümmer, damit das deutsche Wesen Platz gewann. Die

neuen Germanen graben zu Olympia und Rom die schlüpfrigen Gliedmaßen der alten Venus wieder aus und stecken sie dem deutschen Kunstschüler in die Mappe. Dazu legen sie noch Zeichnungen aus dem Reiche des Inka und des Groß-Moguls, ferner die Alhambra, türkische Minarets, Schweizerhäuschen und den Kölner Dom — und lassen nun all das auf die Seele des werdenden Künstlers wirken. Es entsteht die Confusion, es entsteht Alles, nur keine deutsche und überhaupt keine originelle Kunst. Und also wäre es schon vom Anbeginn gegangen, wenn die Gothen und Alanen, die Gepiden und Vandalen nicht gewesen wären.

Quid facies, facies Veneris si veneris ante?
Ne sedeas, sed eas, ne pereas per eas.

„Das Papier ist der Fluch des Jahrhunderts," sagte Fallmerayer. In seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft ward einstmals die Frage verhandelt, wem die Culturgeschichte den Namen des größten Wohlthäters der Menschheit schuldig sei. Der Fragmentist stimmte für den Chalifen Omar, den historisch berüchtigten Verbrenner der Alexandrinischen Bibliothek. Auf die einmüthige Verwunderung der Tischgenossen rechtfertigte Fallmerayer seine Meinung mit folgendem Commentar. „Was! Sehen Sie denn nicht ein, daß ohne diesen Ehrenmann unsere studirende Gymnasialjugend noch mehr geplagt wäre, als sie wirklich schon ist, und daß das zunehmende Hämorrhoidalleiden unserer sitzenden Collegen noch incurabler sein würde? Sind unsere Bibliotheken nicht heute schon um Platz verlegen, um die unzählbaren Scharteken aller schreibseligen Literaten vom Alterthum bis zur Gegenwart unterzubringen? Ja, nicht nur wir Philologen, sondern besonders die Theologen sind dem Omar zum größten Danke verpflichtet! Ein unversiegbarer Stoff zu gelehrten Grübeleien und literarischen Zänkereien, wenn auch mit vielem Schönen, ist durch den humanen Beduinenhäuptling zum Heile der lesegeplagten Menschheit aus der Welt geschafft worden."

Die Professoren mögen Omar verehren, die Künstler sind ihren Weihrauch dem Genserich schuldig. Als die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen sich vermischt hatten, half nichts mehr als die Sündfluth. Hernach brach eine neue Zeit an unter dem Zeichen des Regenbogens und der Rebe. Unsere Kunstschulen zeichnen nicht mit der Feder, sondern mit dem Flederwisch, um aus allen Ecken und Winkeln das künstlerische Kehricht zu sammeln. Man hat gesagt, für Holland sei das Wasser der Erbfeind und der Stammvater. Für die Kunst sind es die Vandalen & Cie. Es wird keine Kunst mehr aufkommen, bevor die letzte Akademie an den Trödler gebracht ist.

Neuntes Kapitel.

Die Schule im Sprüchwort.

„Ein Wort ist kein Pfeil."
Sprüchwort.

In mehr als hundert Büchern ist zu lesen, was die Gelehrten vom Volke denken. Sie haben das Volk unter die Lupe genommen und seciren es bei Lebzeiten mit der Feder, wie man hintennach die Leichen mit dem Messer zerlegt. Sie haben „Naturgeschichten des Volkes" geschrieben und sehr viel Vergnügliches darin erzählt. Gewiß muß es interessant sein, auch zu erfahren, was das Volk hinwiederum von den Schulmeistern denkt. Aber das Volk schreibt keine Bücher; es liest nicht einmal eines, außer das Gebetbuch.

Gleichwohl hat das Volk seine Meinung und spricht sie auch aus, es spricht dieselbe nicht bloß aus, sondern fixirt sie auch, nicht in Büchern, sondern in Sprüchwörtern. Die Sprüchwörter sind die Stereotypen der Volksweisheit. Diese Art der Fixirung und Ueberlieferung ist außerordentlich treu und dauerhaft, und sicherlich wird manches deutsche Sprüchwort noch leben, wenn von tausend modernen Büchern und Broschüren der Titel mit dem letzten Exemplar in gurgite fausto verschwunden sein wird.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Schätzung der Schule durch das Sprüchwort eine billige sei. Wenn man den Spruch wieder in ein Sprüchwort kleiden wollte, so würde er lauten: „Das Volk läßt die Kirche beim Dorf." Es spricht der Wissenschaft die höchsten irdischen Ehren zu: „Das Dintenfaß

steht auf dem Tische des Kaisers." Man sieht hier auch gleich wieder die Ursprünglichkeit unseres Volkes: die importirte Nachteule der Athene kennt es nicht, es wählt zum Symbol der Gelehrsamkeit das freundlichere Dintenfaß. Im feinen Gefühle der Incomparabilität politischer und wissenschaftlicher Ehren stabilirt es sogar die Incompetenz der Kanonen im Streite der Geister. „Ein Fürst kann an Einem Tage hundert Ritter machen, in hundert Jahren keinen Gelehrten." Die Bauern kennen offenbar die Geschichte des Promotionsrechtes nicht. Trotz dieser hohen Anerkennung menschlichen Wissens haben aber die deutschen Bauern doch schon genug Professoren gesehen, um deren schwache Seiten abzuspähen. „Die Schreibfeder will Kaiserin bleiben," spottet das Sprüchwort. Und um zu zeigen, daß auch andere Gleichnisse nahe lägen, als das Dintenfaß auf dem Kaisertisch, so bemerkt es sehr anzüglich: „Der Hahn weiß sich viel auf seinem Mist." Die Wissenschaft ist öfters mit dem Mist in Vergleich gezogen worden, und zwar nicht bloß von Bauern, sondern auch von studirten Leuten, welch' letztere von einem Plagiate zu sagen pflegen: das sei „nicht auf dem Miste des Herausgebers gewachsen".

Auch der bekannte Professoren-Neid ist dem bäuerlichen Scharfblick nicht entgangen. Das Sprüchwort erzählt die Lebensgeschichte des Neides also: „Der Neid wird zu Hof geboren, auf der Universität erzogen, im Kloster ernährt, bis er endlich im Spitale stirbt." Sogar das wissen die Leute, daß die universitas litterarum in vier Fakultäten sich auszweigt, und launig erzählt das Sprüchwort von denselben folgende Qualitäten: „Neuer Theolog muß eine neue Hölle, neuer Jurist einen neuen Galgen, neuer Arzt einen neuen Friedhof, neuer Philosoph eine neue Narrenkappe haben." So entschieden der Bauer die Ueberlegenheit des deutschen Gelehrten in der Theorie anerkennt, so wenig Zutrauen hat er zu dessen praktischem Geschick. „Mit einem Fischerbuben von neun Jahren ist besser über den Rhein fahren,

als mit einem Doctor von siebenzig Jahren," lautet der Spruch. Es klingt wie Ironie auf das bekannte linkische Wesen und die standesmäßige Unbehilflichkeit unserer Herren Professoren.

Die riesigen Fortschritte modernen Wissens ahnt das Volk nicht ganz. Wohl deßhalb nicht, weil noch nicht überall die praktischen Resultate davon zu spüren sind. „Die Menschen machen den Kalender, Gott der Herr das Wetter." Einen ordentlichen Regen wenn sie einmal zu Stande brächten, würden sie dem Bauer mehr imponiren, als durch Setzung von Ich und Nicht-ich und ähnlicher Gelehrsamkeiten. Denn der Bauer, wie ja in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt ausgeführt ist, hält etwas auf seinen Stand, betrachtet alle Dinge keck von seinem Standpunkt aus und nimmt das Maaß für alle Sachen von seinen eigenen Schuhen. Wenn jener Bauer, dem der Pfarrer begreiflich machen wollte, daß Kopfarbeit die härteste Arbeit sei, nachdenklich antwortete: „ja, das sehe ich an meinen Ochsen," so sprach er dabei ganz aus diesem seinem Standesbewußtsein heraus.

Ein richtiges Gefühl für die Wichtigkeit des Unterrichts hat dem Volke niemals gefehlt. „Wer nicht lesen und nicht schreiben kann, der ist nur ein halber Mann," ist schon ein alter Spruch. Nur ist der Bauer niemals von der Schulwuth befallen gewesen, so daß er geglaubt hätte, alle Menschen seien von der Natur zu Schulmeistern bestimmt. „Wir können nicht alle Papst zu Rom werden," tröstet das Sprüchwort den Talentlosen. Und daß es bei gegenwärtiger Einrichtung menschlicher Dinge sogar Leute geben muß, welche Papier und Feder bei Seite liegen lassen, das erklärt unser Volk, wenn es dem faulen Studenten die Perspective eröffnet: „Willst du nicht mit der Feder schreiben lernen, so schreib mit der Mistgabel." Hier ist auch die innere Gegensätzlichkeit, die Antipathie zwischen Feder und Mistgabel, wie sie jetzt in der landwirthschaftlichen Dienstbotennoth praktisch geworden ist, prägnant ausgesprochen.

Aber wer etwas lernt, thut wohl daran. Es muß eben verschiedene Stände in der Welt geben. Suum quique.

„Der Bauer hinterm Pflug,
„Der Esel in die Mühle,
„Der Schüler in die Schule!"

Die Nachbarschaft des Schülers und des Esels enthält hier kaum eine Anzüglichkeit; die dadurch erreichte Assonanz bietet genügenden Erklärungsgrund. „Was Einer gelernt hat, daran trägt er nicht schwer," ermuthiget das Sprüchwort. Diese Ermunterung ist freilich etwas kühl; denn ein gewisses Mißtrauen gegen das Vielwissen, eine dem ganzen Stande anhaftende Indolenz der Fibel gegenüber läßt sich beim deutschen Landvolke nicht verkennen. „Viel Wissen macht Kopfweh." „Gescheidte Kinder werden nicht alt, aber Spätobst liegt lang." „Wer Alles wissen muß, wird früh alt." Diese und ähnliche Worte documentiren einen wahren Volksinstinct über den Ursprung und das Wesen der Hypochondrie. Ebenso hält der Bauer dafür, daß es der Gemüthsruhe manchen Mannes zuträglicher wäre, weniger zu wissen und weniger zu lesen. „Was man nicht weiß, macht Einem nicht heiß." Man kann auch ein Mensch sein und sogar ein Nürnberger, ohne gerade Alles zu wissen. „Ist in Nürnberg auch ein Mann und weiß nicht Alles." „Der Bauer ist doch auch ein Mensch, so zu sagen," spricht der Arkebusier im „Wallenstein". Nicht bloß für den Leib, auch für die Seele, meint der Bauer, könne Einer zu viel wissen. „Allzuweise macht thöricht." Ein anderes, hieher gehöriges Sprüchwort hat Wilh. Müller gereimt:

„Wenn die Menschen werden gescheidter,
Macht der Teufel die Hölle weiter."

Auch gilt dem Volke die sittliche Seite eines Menschen weit mehr, als das eitle Wissen: „Lieber ein Bischen dumm und recht frumm, als hochgelehrt und nichts werth." Demnach schiene es, als ob selbst hohe Gelehrsamkeit nichts werth sein könnte. Wenn vom „Werthe" der Waaren die Rede ist, kommen die Wissen=

schaften weit zurück. Die Schreiber heißen sich jetzt Scribenten und Actuare, weil sie sich als Schreiber gar zu sehr mißachtet fühlen. „Junge Schreiber, alte Bettler.“ Ueber die Studenten scherzt das Sprüchwort: „Studentengut ist zollfrei.“ Ja selbst wenn das Fachstudium zum Brod geführt hat, so sind die Angestellten dem Bauer, der in übler Laune ist, nur „Dintenspritzer, Federnschlecker und Nullenmacher.“

Der Bauer, welcher sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt, gibt zu, daß man auch im Sitzen schwitzen könne. Er begreift, daß auch in der Schule wie auf dem Felde der Fleiß den Preis davon trage. „Man schläft sich nicht gelehrt.“ „Hans ohne Fleiß wird nimmer weis’.“ „Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen.“ Gleichwohl wird dem Volke Niemand weiß machen können, daß die Arbeit etwas Geweihtes und Heiliges, oder gar des Menschen höchste Aufgabe auf Erden sei. Unser Volk ist zu tiefsinnigen und poetischen Geistes, als daß seine axiomatische Arbeitsweisheit geduldig im ausgetretenen Geleise jener prosaischen Moral einherzöge, wo rechts waschfarbige Tugendwegweiser aufgestellt sind, welche über Fleißbach und Rackerau nach Geldberg und Glücksheim zeigen, und links der Pfahl mit des Teufels Wappentincturen den breiten Pfad andeutet über Faulbach nach Weinsberg und Friesland, wo Einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Die Bauern, welche die Arbeit mit den Hausthieren theilen, faßten die Art der Thiere gerne als Gleichniß menschlichen Thuns, und so sind denn einige Thiere als Sinnbilder des Fleißes oder der Faulheit typisch geworden. Dabei verfährt aber das Sprüchwort in einer Weise, die deutlich zeigt, wie wenig Adel und Weihe das Volk in der Plackerei und Schinderei des Alltagslebens findet. Die nutzbarsten Hausthiere, welche uns mit ihrer Arbeit ihr Leben lang frohnen, mußten ihre Namen zu Schimpfworten der Faulheit hergeben, indeß wir die Ameise, die Spinne, die uns wenig nützen, oder gar lästig sind, zu sprüchwörtlichen Mustern des

Fleißes stempelten. Selbst die mythologische Weihe des Stieres Ebers, Rosses ꝛc. verhütete nicht, daß Ochse, Schwein und Gaul später jedweden Schimpf auf sich nehmen mußten. Und zwar behandelte man diese Thiere um so verächtlicher, je arbeitsamer, je mehr „Nützlinge“ sie wurden. Denn nicht bloß der deutsche Mann arbeitet heutzutage fleißiger und productiver, als zur Zeit, wo die Bärenhäute Mode waren, sondern auch das deutsche Rindvieh. Trotzdem würde es für schimpflich gelten, einen Königswagen heute wie vordem von Ochsen ziehen zu lassen; einen Müssiggänger dagegen schilt man einen faulen Ochsen. Das Pferd gilt nur als edles Arbeitsthier unter dem Sattel und vor der Carosse, im Guten sprüchwörtlich ist es noch für unfreie, drückende Arbeit als „Roßarbeit“, während die faule Mähre sich dem Ochsen und Esel an Schimpfgehalt nahe stellt.

Aus dieser offenbaren Ungerechtigkeit, welche das Sprüchwort in seinen Gleichnissen aus der Thierwelt begeht, müssen wohl auch die folgenden sprüchwörtlichen Redensarten erklärt werden. Wenn ein Pferd dämisch, gehirnkrank, dumm geworden ist, so sagt der Bauer: „es studirt.“ Ein Paar junge Ochsen, die noch nicht links und rechts wissen, erst abgerichtet werden müssen, nennt er „zwei Studenten“. Die Studenten haben das noch niemals übel genommen, sie selber sagen von einem Kameraden, der wild darauf los lernt, „er ochst,“ oder auch „er büffelt“.

Vom Lernen redet der Volksmund oft und viel, von der Schule wenig und selten. „Man lernt niemals aus.“ Oder wie der Oberpfälzer etwas trivial sich ausdrückt: „Wenn man alt wird wie eine Kuh, lernen muß man immerzu.“ Dadurch ist die sichere Wahrheit angedeutet, daß man auch anderswo etwas lernen könne als im Schulhaus. Schon der Sprachgebrauch kennt ja die „Schule des Lebens“ und drückt damit aus, daß das ganze Leben eine Schule sei. Und diese Schule meint das Sprüchwort, wenn es sagt: „Gebrauch thut mehr, als aller

Meister Lehr." „Die Bücher geben keine Handgriffe." „Sing', so lernst du singen!" Ein niederrheinisches Sprüchwort versinnbildlicht den Respect des Bauern vor der diabolischen Gefährlichkeit des Lernens in höchst charakteristischer Weise; es sagt: „Men es ze leeve net ze alt für ze liere, saht et ot Wief, du lieret se noch hexe." (Man ist sein Lebtag nicht zu alt zum Lernen, sagt' ein altes Weib, da lernte sie noch hexen.) Es gibt eben allerhand „Wissenschaften".

„Ueberall muß man Lehrgeld geben," d. h. im Leben so gut wie in der Volksschule. „Blaue Mal helfen für Unfall," will sagen quae nocent docent, durch Schaden wird man klug. Die Erziehung muß früh beginnen: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr." Sie muß streng und handgreiflich sein: „Es ist kein Streich verloren, außer der daneben geht." Und trotz der blauen Male, die darüber entstehen, kommt Mancher aus der Schule, ohne etwas gelernt zu haben: „Mancher greiset, eh' er weiset."

Deutschland besitzt bereits eine reiche pädagogische Literatur, und andere Länder stehen uns hierin nur wenig nach. Neben dieser gelehrten Erziehungskunst gibt es auch eine Volkskunde der Erziehung, welche im Lapidarstyl des Sprüchwortes fixirt ist. Die Eltern sind die natürlichen Lehrer der Kinder: „Die Alten müssen die Jungen bilden." Zugleich ist damit angedeutet, daß die Würde des Alters den Lehrer ziert, daß man nicht mit Kindern Kinder erziehen kann, am allerwenigsten junge Mädchen flaumbärtigen Pädagogen zuständig seien. Liebe ist die Seele aller Erziehung: „Wären die Kinder nicht lieb, wer würde sie erziehen?" Das Beispiel des Lehrers ist das beste Erziehungsmittel: „Lehre ist eine gute Arznei, aber für unsere Natur zu schwach." „Zusprechen ist halb Werk; Vormachen und Strafen wetzet den Verstand." „Kinder lernen mehr durch die Augen, als durch die Ohren." „Wohl vorgehen macht wohl nachgehen." Für die Kinder ist gerade das Beste gut genug: „Kinder muß

man in reinen Wassern baden, nicht in Mistlachen.“ Alles Schädliche muß von ihnen fern gehalten werden: „Kindern läßt man nicht Brod schneiden: sie würden sich mit dem Messer Schaden thun.“ Die Kinder sind etwas Heiliges und die Zukunft gehört der Jugend: „Der Papst ist auch ein ABC-Schütz gewesen.“ Nicht das sogenannte Verstand-Entwickeln, sondern das Lernen ist die erste Aufgabe der Schule: „Wer viel liest und nichts behält, wer viel jagt und nichts erwischt, die haben Beide Müh' zum Lohn“ — tantum scimus, quantum memoria tenemus. Man kommt nie aus der Schule: „Wer ausgelernt sein will, muß im Grabe liegen.“ Schulhaus ohne Vaterhaus dringt nicht durch: „Man lernt eher eine Sprache in der Küche als in der Schule.“ „Uebung ist der beste Lehrmeister.“ Non ex quovis ligno Mercurius: „Es muß ein gerades Holz sein, das man drehen kann; sonst ist Eisen und Arbeit verloren.“ „Lehre ist der Blasbalg, Natur sprüht die Funken.“ Wissen ist der Schüler höchstes nicht: „Im Studiren und Lernen steckt viel Rauch.“ Die ersten Schüler werden nicht immer die ersten Menschen: „Aus gescheidten Kindern werden Gecken.“ Manchen ruinirt die Schule: „Es heißt auch studirt, wenn man das Geld verthan hat . . . . Manchen hat seine Kunst tausend Thaler gekostet, und er würde gewinnen, wenn man ihm zehn Pfennige darum gäbe.“ Große Talente bilden sich selber: „Wer eine Fackel im Hirn hat, leuchtet heller, als das Wachslichtlein auf der Schulbank.“ Lohn der Erziehung: „Erziehst du dir einen Raben, wird er dir die Augen ausgraben.“

Bei der vielfachen Aufmerksamkeit, welche das deutsche Sprüchwort der Schule widmet, läßt es sich erwarten, daß auch die Schulmeister ihre diesbezügliche Qualification davontrugen. Es ist nicht angenehm, diesen Wahrspruch zu wiederholen, aber da die deutschen Gelehrten und Studenten ihrem Schicksal nicht entgangen sind, so werden wohl auch die Lehrer der Volksschule die gute Laune über ein derbes Wort nicht verlieren. Vor Allem

betont das Sprüchwort die Wichtigkeit eines sittenreinen Lehrers: „Wenn der Fuchs die Gans lehrt, so ist ihr Kragen sein Lehrgeld.“ Dann aber meint es, daß die HH. Schullehrer ihre Wichtigkeit doch auch vielfach überschätzen. „Schullehrer und Bader haben alle um einen Strich zu viel.“ Die Oberpfälzer haben diesen Spruch gar noch zu reimen versucht: »Vil Bódar, vil Nàrrn, vil Schölmóistar, vil Spàrrn«[1]) — eine Behauptung, die in dieser Allgemeinheit hoffentlich nicht gerechtfertiget ist.

In den Sprüchwörtern sitzt das Gewissen des Volkes zu Gericht. Sie sind ein Spiegel des sittlichen und rechtlichen Bewußtseins eines Volkes. Also denkt das deutsche Volk über die Schule.

Man könnte noch nachsehen, welche Rolle der Schulmeister in der Bibel spiele, wie Anecdote und Sage, Märchen und Schwank ihn behandeln. Allein es ist genug, nur an Einen Zug sei erinnert! Die meisten Leser kennen sicherlich die famose Oper Lortzings: „Der Wildschütz.“ Bekanntlich ist in diesem reizenden Musikstücke eine der hervorragendsten Persönlichkeiten ein Schulmeister, welcher in seines Grafen Jagdrevier gewildert, aber seinen eigenen Esel statt des erhofften Rehes geschossen hat. Man merkt aus diesem Blättchen schon, wie der Wind geht.

1) Fr. X. v. Schönwerth, Sprüchwörter des Volkes der Oberpfalz in der Mundart. Nr. 700.

Drittes Buch.

Schule und Staat.

Erstes Kapitel.

Das Staatsmonopol des Unterrichts und der Schulzwang.

„In spanische Stiefel eingeschnürt."
Goethe.

Die Schulwuth grassirt in der ganzen Culturwelt, jedoch in verschiedenem Grade. Den specifischen Charakter der Epidemie hat sie bloß in Deutschland angenommen, andere Völker zeigen sich von Natur aus weniger disponirt dazu. In allen Staaten, wo es einen Liberalismus oder gar Ansätze zum Communismus gibt, strebt die Partei nach dem Staatsmonopol des Unterrichts und nach dem Schulzwang; aber eingeführt und durchgeführt ist dieses System nur erst in Deutschland und in der Schweiz. In Belgien, in Frankreich erwehren sie sich desselben bis zu dieser Stunde. In Italien ist es zwar eingeführt, aber doch erst auf dem Papier. In England und Nordamerika kann natürlich eine solche Institution keinen Boden finden.

In der mehr citirten Rede, welche Dupanloup 1864 zu Mecheln gehalten hat, nannte er den Schulzwang eine Unmöglichkeit und eine Heuchelei. Zum Beweise der Unmöglichkeit bemerkte er: „Wo bleibt die Bestätigung? Wie die Probe machen? Soll der Besuch der Schule Pflicht sein, wie sich desselben ernstlich vergewissern? Und wenn man Ausnahmen zuläßt, so werden sie die Regel aufheben. Und läßt man eine Strafe zahlen, welch' ungewöhnliche Strenge gegen kleine Kinder! Und wie sie erheben? Wie! Für ein Hinterdieschulegehen Gefängnißstrafe, Strafe der Eltern, Haß für immer! Ist es ein gewisser Grad

von Kenntnissen, den man fordert? Wie darüber sich Gewißheit verschaffen? Ja, sehen Sie nur, wie eine Armee von Inspectoren in die Dörfer einfällt, in einer Million kurzer Viertelstunden eine Million Schüler examinirt und keine Preise, sondern Strafen austheilt; ein Dorfbaccalaureat, eine neue Conscription der Kinder von acht bis elf Jahren." — So der berühmte Bischof von Orleans. Der freie Franzose kann sich offenbar gar keinen Begriff machen von einem Zustande, wie er in Deutschland herrscht. All das, was er für unmöglich erklärt, und noch viel mehr, ist in Deutschland thatsächliche Wirklichkeit.

Vor allem besitzt der deutsche Staat das exclusive Lehrmonopol. Vom Universitätsrector bis zur letzten Dorfschule herab ernennt er alle Lehrer. Die Lehrpläne aller Schulen sind vom Staate genau vorgeschrieben. In den mittleren und in den Volksschulen darf kein Buch, keine Tabelle gebraucht werden, welche nicht die Regierung anbefohlen hat. Ja neuestens ist sogar die Schiefertafel reglementsmäßig angeordnet, welche von den Kindern gebraucht werden muß, und sind die Spurweite der Linien und deren Farbe obrigkeitlich vorgeschrieben, die sie enthalten muß. Auch den Religionsunterricht ertheilt der Staat: in Preußen beliebig durch Andersgläubige, z. B. in katholischen Schulen durch Protestanten und Juden, in Bayern z. Z. noch durch Geistliche der gleichen Confession, welche aber in ihrer Eigenschaft als Religionslehrer Staatsdiener sind. Privatschulen werden nur geduldet, wenn der Vorstand das Staatsexamen bestanden, und wenn seiner Schule der Lehrplan des Staates zu Grunde gelegt wird. Der Staat übt auch über diese Schulen jede beliebige Respicienz.

Der Zwang zum Besuche dieser Staatsschulen erfaßt alle Kinder vom sechsten bis zum sechszehnten Lebensjahre direct. Darüber hinaus besteht der indirecte Zwang in der Art, daß kein Mensch in Staat oder Kirche Anstellung erhält, der nicht sein Diplom von der Staatsschule besitzt. Der Besuch besonders

mißliebiger Schulen, z. B. der Universität in Innsbruck und des germanischen Collegiums in Rom, wird gleich direct verboten. Der Zwangsbesuch der Volksschule wird so genau und vollständig durchgeführt, wie die Conscription der Soldaten. Ja, noch viel genauer! Die Rekruten fliehen zu Tausenden über das Meer; die Kinder sind an das Vaterhaus gebunden. Bischof Dupanloup irrt sich: keine deutsche Seele entkommt dem Schulhause. Zieht ein Kind in ein anderes Dorf, etwa weil es die Eltern verloren hat, so ist die Schulüberweisung schon vor dem Waisenkinde in der neuen Heimath eingetroffen. Es gibt in der That eine ganze Armee von Kreisscholarchen, Kreisschulinspectoren, Districtsschulinspectoren, Localschulinspectoren und „Hauptlehrern". Die deutsche Kinderschule hat sogar ihre eigene Gensdarmerie. Die „Schulboten" eilen von Haus zu Haus und ziehen die Kinder bei den Haaren herbei. Ja, es ist so, buchstäblich bei den Haaren! Es sind bei uns nicht bloß Schreibhefte und Tafeln polizeilich vorgeschrieben, sondern auch die Kopfbedeckungen der Kinder. Im Jahre 1874 wurde in Bayern den Schulmädchen das Tragen von Kopftüchern verboten. Kurz darnach war Schulprüfung in dem Dörfchen — ? — und eine sechszehnjährige Schülerin hatte ihr Kopftuch auf. Der anwesende Bezirksamtmann (Landrath) ging auf sie los und riß der Unglückseligen mit eigener Hand das Kopftuch herunter, daß die verwirrten Haare herumflogen. So wird das „Volk der Denker" erzogen.

Und alle Monate ist Schulsitzung. Die Listen werden aufgeschlagen und gestraft wird nach Noten. Schon vor einigen Jahren geschah es, daß man einem Bauern im südwestlichen Gebirgswinkel unseres Vaterlandes seine sechs Kühe polizeilich versteigern wollte, zur Beitreibung für aufgelaufene Schulversäumnißstrafen für seine sechs Kinder[1]). Das war, wie bemerkt, schon vor einigen Jahren; aber es war erst im März 1877, daß

1) W. H. Riehl, „Deutsche Arbeit". S. 318.

eine officiöse Berliner Correspondenz folgendes erbauliche Geständniß machte: „Die Vollstreckung der Schulstrafen mußte hier seit December v. J. eingestellt werden, weil die Gefängnisse überfüllt waren. Jetzt sind die Gefängnißräumlichkeiten wieder soweit verfügbar, daß die Strafen, welche gegen Eltern wegen Schulversäumniß ihrer Kinder verfügt sind, vollstreckt werden können. Die Zahl der Verurtheilten soll sich auf 508 belaufen."

Alle drei Monate müssen die Versäumnißlisten zur Controle der Districtspolizeibehörde in Vorlage gebracht werden. Wenn die Strafsumme eine respectable Höhe erreicht hat, so wird das dem strebsamen Pfarrer gutgeschrieben werden; das Gegentheil wird nach einiger Zeit geeigneten Revisionsbemerkungen nicht entgehen. Wie bei allen Gesetzen, so liegt auch hier der Schwerpunkt in der Persönlichkeit des Ausführenden. Das beste Gesetz stiftet Unheil in der Hand eines ungeschickten oder bösartigen Beamten, wo hingegen auch schlechte Gesetze in weiser Hand zum Guten dienen können. Der Klerus, aus dem der Staat bisher fast ausschließlich seine Organe wählte, hat im Großen und Ganzen Tact mit Milde zu paaren gewußt und thatsächlich Verordnungen durchgeführt, die in jeder Laienhand zerbrochen wären. Aber auch das fängt an, sich zum Schlimmeren zu wenden. Es könnte ein Kapitel über die Staatspfarrer und ihre Haltung geschrieben werden. Manche Districtsinspectoren fangen an, unter den Pfarrern die Rolle zu spielen, welche der unglückselige Sperling mit der Schelle unter seinen Geschlechtsgenossen durchgemacht hat. Das Mitglied der ersten sächsischen Kammer, Seiler, hat am 7. December 1877 von der Tribüne jenes hohen Hauses herab die Schulinspectoren für eine „wahre Landplage" erklärt.

Wie aber läßt dieses System, das mit Einem Griff sich sämmtlicher Kinder der Nation bemächtiget und das keinen Vorgänger in der Weltgeschichte hat, wissenschaftlich sich halten? Wohl erhebt sich sogleich die Gegenfrage: wie kann ein Vernünf-

tiger an der Güte und dem Werthe einer Einrichtung zweifeln, auf welche die deutsche Nation stolz ist und welche von der Intelligenz aller anderen Völker angestrebt wird? Allein daraus, daß der Schulzwang legal ist, folgt noch lange nicht, daß er auch legitim, noch daß er politisch und heilsam ist. Das Lotto war in den nämlichen Ländern hundert Jahre lang legal, und doch wurde es durch Acclamation als „unsittlich" erklärt. Den Schulzwang wird das gleiche Schicksal ereilen.

Der Richterstuhl der politischen Kritik ist gegenwärtig in Deutschland freilich nicht besetzt, aber einige ältere Urtheile von dorther sind noch unvergessen. Noch Walter erklärte, der Schulzwang sei naturrechtlich unhaltbar, und Dr. Keferstein meinte, nur die Pharisäer des Liberalismus brächten es über sich, „die Schule überhaupt wesentlich als Sache des Staates" hinzustellen[1]). Selbst Polytropos Bluntschli schrieb noch in der zweiten Auflage seines Allgemeinen Staatsrechtes: „Das Kind ist von Natur aus den Eltern und der Familie anvertraut." Wenn daran Niemand zweifeln kann, so muß es jedem Vater freistehen, seine Kinder, gleichwie selbst zu ernähren, so auch selbst zu unterrichten, und zwar das Eine wie das Andere unabhängig von einer Staatsprüfung; denn wie lächerlich es sein würde, von der Familie ein Staatsexamen darüber zu verlangen, wie sie die Kinder leiblich erziehen wolle, ebenso albern ist es, die Erziehung des Geistes, die ein Vater seinem Kinde gibt, von einer Staatsprüfung abhängig machen zu wollen. Und wie ein Vater sein Kind in die Kost geben kann wo und wie er will, ebenso muß er es in den Unterricht geben können. Dieses Grundrecht der väterlichen Gewalt anerkennend, bestimmte noch das preußische Landrecht (Thl. II. Tit. 12. §. 43.) „Jeder Einwohner,

1) Vgl. u. A. Walter, „Naturrecht und Politik". §. 452, S. 436. Rob. v. Mohl, „Polizeiwissenschaft" I., 523 ff. Dr. Keferstein im „Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre" von Dr. Rentzsch S. 766.

welcher den nöthigen Unterricht für seine Kinder in seinem Hause nicht besorgen kann und will, ist schuldig, dieselben nach zurückgelegtem fünften Jahre zur Schule zu schicken."

Hier erscheint die Schule immer erst als Hilfsanstalt der Familie. Das ist noch der Lernzwang und nicht der Schulzwang. Zu beiden fehlt dem Staate die innere Berechtigung, die Wirkung beider ist verderblich. Müßig ist es zudem, beide in der Discussion zu trennen. Denn der Lernzwang ist etwas rein Theoretisches, er kommt nirgends in der Welt ohne das Staatsmonopol des Unterrichts vor. Ist das Monopol gefallen, dann ist der Lernzwang dem modernen Staate eitel Plunder. Dupanloup sagte zu Mecheln: „Jemanden zwingen in die Schule zu gehen, heißt ihn zwingen in die Staatsschule zu gehen, mag sie gut oder schlecht sein. Nicht der Unterricht ist es, den man zur Pflicht machen will, sondern der Besuch einer solchen Schule. Wird man in ihr die Religion finden? Nein, denn man will die Religion von der Schule ablösen." Das ist auch der Grund, warum die Demokratie nirgends und niemals die Freiheit des Unterrichts verfochten hat. In dem Manifeste, welches deutsche Demokraten 1849 von Genf aus erließen, hieß es wörtlich: „Die Umgestaltung der jetzigen gesellschaftlichen Zustände muß durch eine Umgestaltung der Bildung, der Erziehung und des Unterrichts begründet oder dauernd gemacht werden. Die Erziehung und der Unterricht müssen also aller religiösen Unklarheiten und Ueberschwenglichkeit entkleidet werden. Ihr einziger Zweck ist, den Menschen zum Zusammenleben mit Anderen zu befähigen. Die Religion, welche aus der Gesellschaft verdrängt werden muß, soll aus dem Gemüthe der Menschen schwinden... Wir berücksichtigen deßhalb die religiösen Kämpfe und Bestrebungen, die Bildung freier Gemeinden u. s. w. nur in so ferne, als unter religiöser Freiheit die Freiheit von aller Religion verstanden wird. Wir wollen nicht die Freiheit des Glaubens, sondern die Nothwendigkeit des Unglaubens." Das

ist es! Es handelt sich beim Schulzwang nirgends um den Unterricht: dieser ist lediglich Tapete und Maske, oder er ist das Vehikel, wenn man lieber will. Es handelt sich vielmehr einzig um die Religion. Sie ist nach Goethe's bekanntem Ausspruche in der That das wahre und einzige Problem der Weltgeschichte. Als im deutschen Reichstage die blühenden Schulen der religiösen Genossenschaften in Elsaß-Lothringen gerühmt wurden, fuhr Bismarck dazwischen: „Lieber keine Schule, als eine solche Schule!" Sehet: nichts liegt ihnen am Unterricht; die Tendenz ist die Seele des Systems!

Den Unterricht freilich wohl schützen sie vor. „Jedes Kind hat ein Recht auf Unterricht, darum muß der Staat es in seinem Rechte schützen." Jedes Kind hat aber auch ein Recht auf Essen und Trinken, und doch überläßt der Staat die Besorgung dieser größeren Hälfte menschlicher Bedürfnisse der Familie. Uebrigens schlägt auch dieses Schlagwort wieder nicht durch. Die Natur erzeugt in jedem Frühjahr eine solche Unmasse von Keimen, daß sie dieselben nicht ernähren kann. Die meisten ersticken daher und der kleinere Theil nur obsiegt im Kampfe um's Dasein. Wenn aller Mohnsaamen zur Entwickelung käme, den der Wind über die Flur streut, was sollte da aus Weizen und Korn werden? So kommt auch im Leben manches Talent nicht zur Entwickelung, aber das ist kein Unglück. Im Gegentheil: „was Gott thut, ist wohlgethan." Treffend sagt ein deutscher Dichter [1]): „Verunglückte Genies! Im zweiten Worte liegt der Trost für das erste, und im ersten der Todesstoß für das zweite. Das ist aber auch ein wahres Glück, daß so viele Genies verunglücken; denn wenn die Genies, welche sich verunglückt nennen, alle verglückt wären, so gäbe es eine solche Menge genialer Geister, daß sie ganz ordinär wären, und daß man ein dummer Junge sein müßte, um etwas Rares zu sein. Einem Genie müssen so

1) Dr. Sebast. Brunner, „Diogenes von Azlbrunn. S. 125.

gut als einem Feldherrn die Umstände behülflich sein, wenn es emporkommen soll. Wie viele Feldherrntalente sind in der Zeit des Friedens untergegangen! Danken wir Gott, daß sie keine Gelegenheit hatten, aufzugehen. Wie viele Dichter haben mit den größten poetischen Anlagen Schweine gehütet, und es war vielleicht recht gut, daß die Dichterei bei ihnen nicht zum Durchbruche kam, denn sie wären möglicher Weise Schweine geworden, und so sind sie wenigstens Hirten geblieben."

Die Freiheit, sich zu ruiniren, gehört zu den Grundrechten der Menschheit. Wenn Niemand verlieren dürfte, wer würde dann noch gewinnen? Was würde aus dem Güterwechsel, wenn es lauter Fideicommisse gäbe? Wenn sich also der Eine und der Andere durch Vernachlässigung der Schule auch ruiniren will, so muß ihm das freistehen.

Die Vertheidiger des Staatsschulzwanges, insoweit sie nämlich nicht Socialisten sind, ziehen sich, so oft sie in's Gedränge kommen, in guter Ordnung auf die feste Position der Staatscuratel zurück. Sie sagen mit Herrn Jules Simon in der „Schule" p. 229, daß „eine unbeschränkte Freiheit nicht bestehen kann . . . und daß eine Gesellschaft, die auf schrankenlose Freiheit gegründet wäre, ein Widerspruch in terminis ist[1])." Diese Behauptung ist vollkommen wahr; mit ihr können die Repressivmaßregeln der Strafgesetzbücher ausreichend gerechtfertiget, keineswegs aber die Prävention als Princip begründet werden. Niemand wird läugnen, daß der Staat gewissenlose Väter ebenso gut müsse zwingen dürfen, ihren Kindern Erziehung und Unterricht angedeihen zu lassen, als er verschwenderische Familienväter unter Curatel stellen kann. Oder soll der Staat nur gegen materielle Beeinträchtigung sicher stellen dürfen? Für das Schul-

1) Man sehe das Referat, welches der Abgeordnete Mgr. *de Haerne* 1872 in der Belgischen Kammer über den Schulzwang erstattet hat. Deutsche Uebersetzung von Max Reiser, Passau, Jos. Bucher 1873. p. IX.

monopol beweist dieses Argument gar nichts; denn gerade der Zwang in eine Staatsschule kann unter Umständen die grausamste sittliche Beeinträchtigung in sich schließen. Leibliche Verhaftung eines schuldlosen und freien Mannes thut wehe, noch empfindlicher ist die Arretirung der Geister. Es müßte also den Eltern doch wieder freie Wahl zwischen verschiedenen Schulen bleiben. Es ist auch eine enorme sittliche Beeinträchtigung, wenn Eltern ihre Kinder im Heidenthum oder im Judaismus erziehen lassen, und doch würde man nicht zugeben, daß der Staat dagegen intervenire, wie ihrerzeit die Mortara-Geschichte ausgiebig gezeigt hat.

Aber auch für den Zwang ist das Argument nicht zwingend. Der Staat kann einen Bürger unter Curatel stellen. Wohl! Aber nur, wenn er thatsächlich lüderlich gewesen ist, und da nur über Antrag der Betheiligten. Wenn ein Vater seinen Kindern keinen Groschen erspart; ja wenn er durch Unverstand und Unglück Hunderttausende verhaust; selbst wenn er Alles verwirthschaftet, der Crida verfällt und dadurch seine Kinder auf die Gasse setzt, so wird er deßhalb durchaus nicht unter Curatel gestellt. Und das ist in der Ordnung. Nur wenn er ein offenbarer Verschwender wäre, der böswillig und ehrlos sein Gut ruinirte, dann würde auf Antrag von Eltern, Frau oder Gemeinde hin die Curatel verhängt. Und so muß es auch auf dem geistigen Gebiete sein. Das Präventiv-System ist allenthalben gefallen.

„Jeder Mensch hat ein natürliches Recht auf Unterricht.“ Ganz richtig; aber dieses Recht ist außer dem famosen Kaspar Hauser auch noch keinem Menschen verkümmert worden. Nur muß man sich nicht einreden lassen, daß die Trivialien der Volksschule den ganzen Fond menschlichen Wissens und Könnens oder auch nur die Hauptsache menschlichen Unterrichts bilden, und daß außer der Schule keine Erziehung stattfinde. Das Leben selber ist ja eine Schule. Darum ist die alte Pädagogik von

dem Grundsatze ausgegangen, daß die Schule nichts zu lehren habe, was ein aufgeweckter Kopf im Leben von selbst lernt. Jeder Mensch nimmt Theil an dem Wissensschatze der Menschheit, schon sobald er in der Wiege liegt; denn er hat die Wiege nicht erfunden. Ein Anderer hat es gethan, hat seine Erfindung der Menschheit als Erbe hinterlassen und Jeder participirt daran. Mit allen anderen Dingen ist es ebenso, nur nehmen wir auf allerlei Weise und durch verschiedene Kanäle am Gemeingute Theil. Der Mensch ist ja ein Gesellschaftswesen und die Societät ist die Trägerin der ganzen Culturentwickelung. Alle leiblichen und geistigen Güter der Erde sind Gemeingut der Menschheit; aber der Einzelne participirt daran durch Privatbethätigung, nicht durch staatsgesetzlichen Zwang. Das letztere ist der Socialismus.

Es ist lediglich Hetzerei, zu sagen, daß durch Ueberlassung des Grundbesitzes in Privateigenthum die Nichteigenthümer ihres Antheils an dem gemeinsamen Naturfonds verlustig gehen. Jedes Stück täglichen Brodes, das der Nichteigenthümer ißt, widerlegt dies. Auch bei der auf dem Privateigenthum fußenden Organisation der Bodenwirthschaft wird im Wege des freien socialen Austausches von Nutzeffecten der unmittelbaren und der im Kapital fixirten vorausgethanen Arbeit Jedem ein Theil an allerlei Naturgaben zur Subsistenz und Lebensfreude zugeführt. „Social“ ist auch die jetzige private Organisation der Bodenbenutzung. Diese ist nur ein Glied der Volkswirthschaft, und diese ist ein großes gesellschaftliches System des Einlegens und Wiederherausnehmens der Arbeitseffecte aller für alle und aller durch alle. Diese Gemeinschaft bringt es mit sich, daß die Arbeitseffecte, welche der chinesische Theebauer am chinesischen Boden einsetzt, in Gestalt des Thee's dem Engländer —, daß die Arbeitseffecte, welche der englische Bergwerks-, Hütten- und Messerschmiedarbeiter einsetzt, dem chinesischen Theebauer —, daß die Arbeitseffecte, welche der Weber und Färber dem Flachs einverleibt, als Stoffveredlung dem

Flachsbauer —, die Arbeitseffecte des Flachsbauers dem Spinner, Weber und Färber in Gestalt des Kleidungsstoffes zukommen. Beim heutigen System des Privateigenthums — sowohl desjenigen an Grund und Boden, als desjenigen an beweglichem Kapital, als desjenigen an der persönlichen eigenen Arbeitskraft — fehlt es durchaus nicht an „socialem" Benützen aller Subsistenzquellen für alle, am Arbeiten aller für alle, am Vertheilen der Arbeitsproducte aller unter alle — das heute geltende, auf Privateigenthum und Freiheit der Arbeit gestützte, alle durch Tausch verknüpfende privatwirthschaftliche System der menschlichen Wirthschaft ist auch social, und, wenn man will, collectiv im besten Sinne des Worts, es gestattet Allen an den Früchten der persönlichen Arbeit und des Eigenthums Aller zu participiren, es entzieht mit nichten Grund und Boden dem Genusse der Gesammtheit.

Sonach ist es eine Rohheit, wenn Dienstboten zu ihrem Herrn sprechen: „Wir fahren Ihren Weizen heim, dreschen Ihr Korn u. dgl. Ißt etwa der Herr das Brod allein? essen die Knechte nicht auch mit? Die guten Menschen früherer Zeit haben gesagt: „unser Acker und unser Garten." Es tönt nicht bloß die alte patriarchalische Familienzusammengehörigkeit, sondern auch ein gutes Stück nationalökonomischen Verständnisses aus diesem Sprachgebrauch.

Bei den geistigen Gütern vollzieht sich die gesellschaftliche Theilnahme naturgemäß noch viel rascher und leichter. Die Muttersprache mit ihrem unendlichen Inhalt an Ideen (et hoc quod continet omnia scientiam habet vocis) erhält jedes Kind abseits der Schule. Fibel und Schreibtafel sind doch nicht die einzigen Bildungsmittel auf Erden. Selbst Diejenigen, welche an den objectiven Werth des Gebetes nicht glauben, müssen den subjectiven anerkennen. Es sind doch unendlich edlere Gegenstände, womit sich der betende Christ beschäftiget: Gott, Seele, Ewigkeit, Gnade, als etwa der Inhalt des Mastdarmes und der

Blase, den der Naturforscher studirt. Auch letzteres muß sein; aber wo das Erstere fehlt, ist es eine Gemeinheit. Das Gebet ist auch für den Niedrigsten ein Hebel durchgreifender Civilisation. Der betende Christ kann nicht anders als denken. Die Gegenstände seines Denkens aber liegen alle im Reiche der Metaphysik. Daher die Thatsache, daß fromme Beter auch aus der ungebildeten Klasse oft durch edle Gesichtszüge und Idealität der Gesinnung überraschen. Das einzige Büchlein von der Nachfolge Christi hat mehr Geist gebildet und Herzen veredelt, d. h. Civilisation verbreitet, als ganze Ballen popularisirter Philosophie, Nationalökonomie, Feuilletons und Leitartikel. Das Buch Derjenigen aber, die nicht lesen können, das sind die Bilder in den Kirchen.

Ueber die civilisirende Kraft der Sonntagsfeier schreibt Proudhon: „Die Feier eines Ruhe- und öffentlichen Gebetstages dient seit mehr als dreitausend Jahren zum Grundpfeiler und Mittelpunkt eines politisch-religiösen Systems, dessen Tiefe und Weisheit die Welt nicht zu bewundern aufhört; sie ist außerdem ein Civilisationsmittel derart, daß ich zu behaupten wage, mit der Ehrfurcht vor dem Sonntag ist in der Seele unserer Versemacher der letzte Funke des poetischen Feuers erloschen, denn ohne Religion keine Poesie. Seitdem sie rationell geworden, hat sie ihre ernährende Mutter getödtet und einen Selbstmord begangen."

Und diese enormen Bildungsmittel, welche thurmhoch über die Waare des Schulmeisters emporragen, sind ausnahmslos allen Menschen zugänglich. So singt Uhland im „Lied eines Armen":

„O reicher Gott, du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher."

„Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr."

„Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir."

Rechnet man hiezu noch, was das profane Leben an Bildungsstoff darbietet in Landwirthschaft, Handwerk, Sitte und Brauch, so wird man die Prätension des Schulmeisters zu würdigen vermögen, welcher „das Recht jedes Menschen auf Unterricht" garantirt. Diese Phrase hat ein einfältiges Gesicht, wie vom Hafnermeister geformt, gebrannt und glasirt.

Freilich soll die moderne Schule eben die religiösen Motive durch natürliche Bildungsmittel ersetzen. Die Schulmeister sind die Träger und Mehrer jener Marotte, daß man durch die Aesthetik Kunstwerke schaffen, durch das Naturrecht ein öffentliches Leben aufbauen, durch die Religionsphilosophie die Kirche ersetzen müsse; nur zu der natürlichen Consequenz wollen sie sich nicht verstehen, daß man auch, statt den Verdauungsprozeß zu vollziehen, sich durch physiologische Studien sättigen und so das materielle Essen und Trinken überflüssig machen könne. Es geht ihnen aber mit den von ihnen erzeugten Künstlern, Staatsbürgern und Freidenkern wie einem berühmten Chemiker, der nicht nur die Theorie vom Humus, als der gegebenen Grundlage des Pflanzenlebens, aus der Pflanzenchemie herausdemonstriren wollte, sondern auch den Versuch unternahm, auf einem wüsten, möglichst humusarmen Sandhügel einen Garten anzulegen, um in demselben die köstlichsten Pflanzen auf dem Wege des chemischen Prozesses zu ziehen. Die Pflanzen fielen aber genau so aus, wie die Früchteln der modernen Schule: es war bei ihnen Herbst, bevor es Frühling gewesen war.

Wenn der Staat sich einmal darauf einläßt, den Genuß gesellschaftlicher Rechte und die Erfüllung socialer Pflichten durch Zwangsmaßregeln zu garantiren, so hat er die Schraube angesetzt, welche kein Ende hat. In der That erhebt sich bereits vielseitig

die Forderung, die Gewerbe- und Arbeiterfreiheit durch den Lehrlingszwang zu beschränken. Es sollen obligatorische Handwerkerschulen errichtet werden[1]). „Zweck der Lehrzeit,“ schreibt Julius Schulze, „ist das Erlernen, und die Lehre ist noch weit weniger als die Lohnarbeit ein reines Privatrechtsverhältniß, vielmehr steckt in beiden ein Stück öffentlichen Rechtes, das der Staat mit eben solcher Sorgfalt regeln muß, als er den Volksunterricht regelt.“ Es ist Logik in dem Gedanken. Für die bürgerliche Gesellschaft ist es sicherlich ebenso wichtig, gute Bäcker, Schuster und Schneider zu haben, wie gewandte Schreiber zu besitzen. Allein wenn der Staat überall da eingreifen will, wo „ein Stück öffentlichen Rechtes steckt“, dann mag es noch lustig auf Erden werden. Die Aebtissinen von St. Stephan haben durch wiederholte Mandate in den Jahren 1757 und 1787 ihren Bauern zu Batzenhofen bei strenger Strafe verboten, sich selbst zu rasiren, weil sie sich dabei schneiden könnten, und ihnen bestimmte Barbiere angewiesen. Diese geistlichen Frauen waren ihrer Zeit um hundert Jahre voraus.

Die Unterrichtsminister des neunzehnten Jahrhunderts haben ganz andere Kanzleiregeln als ihre Collegen an den grünen Tischen. Man hat auch Staatsministerien für Ackerbau, Handel und Industrie. Diese Stellen sind da, um Ackerbau, Handel und Industrie auf alle mögliche Weise zu unterstützen, zu fördern und zu schützen; es fällt aber keinem Industrie-Minister der Welt ein, selber von Staatswegen Fabriken zu bauen und Handel zu treiben. Der herrschende ökonomische Liberalismus verwirft alle Staatsmonopole; eines seiner heiligsten Dogmen lautet dahin, daß der Staat mit den Privaten nicht concurriren dürfe. Man nimmt aus diesem Grunde sogar an dem kgl. Hofbräuhaus

1) „Das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Beseitigung“, von Jul. Schulze. Leipzig bei Duncker und Humblot. Diese Schrift ist das Resumé der vom Verein für Socialpolitik gesammelten Gutachten.

in München Aergerniß, das Salzmonopol ist beseitiget worden und einige kgl. Berg- und Hüttenwerke, Ueberbleibsel feudaler Staatsregalien, werden bald die Rolle des letzten Dudu spielen. Kurz, das Handelsministerium schützt und fördert sein Ressort, treibt aber nicht selber Industrie und Handel. Nicht also verfahren die Unterrichtsministerien, sondern ganz anders. Diese legen allenthalben im Lande große und kleine Fabriken, d. h. Schulen an, concurriren nicht bloß mit den Privaten und Corporationen, sondern monopolisiren ihre Sparte und zwingen überdieß, nicht indirect durch Fernhaltung aller Concurrenz, sondern direct durch Gewalt alle Menschen zur Abnahme ihres Artikels. Es gab und gibt auch anderwärts Monopole, z. B. das Tabaksmonopol in Oesterreich; wer dort rauchen will, muß k. k. Tabak rauchen; aber es wird Niemand gezwungen, überhaupt zu rauchen, auch steht es frei, Kartoffelkraut zu schmauchen. In Deutschland aber müssen alle Menschen rauchen, will sagen über dem A B C schwitzen, denn wir haben nicht bloß das Staatsschulmonopol, sondern auch den Schulzwang. Wir leben in der schönen Zeit der Gewerbefreiheit und des Freihandels: der Handel mit materieller Waare ist frei; warum denn nicht auch der Handel mit intellectuellen Gütern?

Es wird eingewendet, daß doch der Staat auch auf anderen Gebieten bereits Hand angelegt habe die Societät zu leiten, nicht bloß in der Schule allein. Man erinnert uns an die Kunstinstitute, an die Ackerbauschulen u. dgl. Von der kgl. Erzgießerei in München ist schon gesprochen worden; was aber die staatlichen Ackerbauschulen betrifft, so sind sie sämmtlich durch ihre Passiva berühmt, und der von ihnen gestiftete ideelle Nutzen ist sehr verdächtig. Nr. 53 der „Südd. Presse“ Mrgbl. vom 22. November 1867 brachte eine amtliche Statistik der in den vorausgegangenen drei und dreiviertel Jahren (vom 1. Oktober 1863 bis Juli 1867) erfolgten Zwangsveräußerungen liegender Güter in Bayern. Die größeren Städte waren außer Ansatz gelassen, die ländlichen

Ganten erreichten die Ziffer 9178. Und merkwürdiger Weise war gerade der Sprengel des Bezirksgerichts Freising am allerärgsten heimgesucht (1 : 20) — in welchem Bezirk die kgl. landwirthschaftliche Centralschule Weihenstephan liegt. Man hat übrigens schon lange im Volke gemunkelt: diese Agricultur-Eleven verdankten es nur der Unausführbarkeit ihrer Theorien, daß sie nicht sämmtlich bankerott würden.

Einige andere Gründe, welche die Anhänger des Staatsschulgewerbes vorgebracht haben, sind kaum erwähnenswerth. Man hat gesagt, der Unterricht müsse obligatorisch sein, damit in unseren constitutionellen Zuständen Jeder seine politischen Rechte gebrauchen könne. Aber der Staatsdienst ist ja bei uns nicht obligatorisch! Es steht Jedem frei, ob er an die Wahlurne treten will, ob er Abgeordneter, Bürgermeister u. dgl. werden will oder nicht. Consequenter Weise müßte in den Ländern des Schulzwanges auch der Staatsdienst obligatorisch sein. Wirklich sind auch schon viele Stimmen laut geworden, daß man die „Staatsbürger" zu den Wahlen zwingen soll.

Der ostensible Existenzgrund für den Schulzwang, der gar kein Bedenken dagegen aufkommen läßt, ist in Deutschland der „Schulmeister von Sadowa". Dieser hat bekanntlich Dänemark, Oesterreich und Frankreich geschlagen, und ist heute noch bereit, die ganze Welt zu schlagen. Dieser Wahn wirkt mit elementarer Kraft, so daß nicht bloß die Sieger, sondern auch die Besiegten daran glauben. Als Bayern 1866 blutig niedergeworfen war, da dachte man in München nicht etwa an das Retablissement der Armee, sondern die officiöse „Bayer. Ztg." erklärte: „Das Volk, welches die besten Schulen hat, ist das erste in der Welt." Und nun wurde der bekannte „heillose" Schulgesetzentwurf gemacht und ging der verbitternde Schulstreit an, welcher dauert bis zum heutigen Tag. König Max II. hatte von einer „bayerischen Nation" geträumt. Unterm 12. Jänner 1851 erließ „Auf Sr. kgl. Majestät allerhöchsten Befehl" der damalige Unterrichts-

minister Dr. Ringelmann eine Entschließung an alle Schulinspectionen des Landes, deren Schluß lautete: „In diesem Sinne soll die bayerische Geschichte gelehrt und hiedurch bei der Jugend das b a y e r i s c h e N a t i o n a l g e f ü h l geweckt, genährt und gefördert werden.“ Im Herbste 1866 ließ die Firma C. B. Denike & Comp. in Braunschweig in allen bayerischen Blättern annonciren: „Bayerischer Nationalkaffee — weißer Sparkaffee mit rothen Löwen“ . . . zu haben u. s. w. Es klingt wie die bekannte „Erinnerungsfeier an die Kirchweihe“. Einst bauten wir stolz ein „bayerisches Nationalmuseum“, jetzt wärmen wir uns noch mit „bayerischem Nationalkaffee.“

Preußen selber hatte ganz andere Gedanken. Es schloß hinter dem Rücken Louis Napoleon's die bekannten Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten, vier Jahre später schloß es auf seinem Nacken die Versailler Verträge, es versicherte sich darin der süddeutschen Wehrkraft und der militärischen Oberleitung; das Schulwesen aber überließ es den Kleinen als eine berechtigte Eigenthümlichkeit.

Das aber macht unser Publikum keineswegs irre in seiner fixen Idee über den Sieger von Sadowa. Nicht einmal die ehernen Zahlen der Statistik vermögen den Wahn zu zerstören. Es ist nämlich wiederholt ziffermäßig dargelegt worden, daß gerade Preußen unter den deutschen Staaten das schlechteste Schulwesen hat, daß hierin Bayern und Baden weit überlegen sind, daß der Procentsatz der Analphabeten gerade in den preußischen Provinzen Bromberg, Marienwerder und Danzig der höchste im ganzen Reiche ist. Macht alles nichts; trotzdem hat der preußische Schulmeister bei Langensalza, Roßbrunn und Königgrätz gesiegt. Mundus vult decipi, decipiatur! Die amtlichen Erhebungen über die Schulbildung der eingestellten Rekruten im Ersatzjahre 1876/77 haben folgendes Resultat ergeben: in Preußen trifft auf 31 Rekruten Einer ohne alle Schulbildung, im übrigen Deutschland aber erst auf 118. Aber, wie gesagt: thut nichts!

Der Schulmeister hat's doch bewirkt. Unsere „Denker" sind wie die Fliegen, die immer wieder nach dem giftigen Papier hinfliegen, wenn auch schon Hunderte vor ihnen daran crepirt sind.

Im November 1872 brachte die liberale Wochenschrift „Im neuen Reich" unter der Ueberschrift „Lehrerzustände im Staate der Intelligenz" haarsträubende Nachrichten über die Stellung der „Volksbildner", die in Preußen zu Tausenden viel schlechter gestellt sind, als die Nachtwächter in den abgelegensten Städtchen. In den alten Provinzen haben noch heute 1926 Lehrer zwischen 50 und 100 Thlr. Gehalt; 3673 zwischen 100 und 125 Thlr.; 4688 zwischen 125 und 150 Thlr.; 6526 unter 175 Thlr.; 3754 unter 200 Thlr.; 6197 unter 250 Thlr. und 3745 unter 300 Thlr.; im Ganzen also 30519 zwischen 50 bis 300 Thlr.! Und da sollte nun von einem Budget von 186 Millionen Thlr. die Summe von 500000 Thlr. zu Aufbesserung sämmtlicher Volksschullehrer in der ganzen Monarchie verwendet werden, während das kleine Bayern zur selben Zeit über 700000 Thlr. verwendete. Und seither hat Preußen den eingebildeten Sieger von Sadowa grausam vernachlässiget. Der Lehrermangel nimmt in rapider Steigerung zu. Das „Centralschulblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung" enthält im Jahrgange 1874 folgendes Verzeichniß. In der Provinz

Preußen sind	von	6515	Lehrerstellen	302	vacant,
Berlin	„	877	„	—	„
Brandenburg	„	4820	„	252	„
Posen	„	2871	„	174	„
Pommern	„	3734	„	261	„
Schlesien	„	6489	„	609	„
Sachsen	„	5033	„	213	„
Schleswig-Holstein	„	2833	„	223	„
Hannover	„	4825	„	393	„
Westfalen	„	3113	„	163	„
Zu übertragen	von	41110	Lehrerstellen	2590	vacant.

Uebertrag	von 41110	Lehrerstellen	2590	vacant,
Hessen-Nassau	„ 3160	„	214	„
Rheinprovinz	„ 7599	„	799	„
Hohenzollern	„ 174	„	13	„
also in ganz Preußen	von 52043	Lehrerstellen	3616	vacant.

Außerdem theilt das Blatt mit, daß 1747 Lehrerstellen durch ungeprüfte Lehrkräfte und 1720 Stellen durch Lehrer anderer Schulklassen mit verwaltet werden und daß für 149 Stellen jede unterrichtliche Versorgung fehlt. Im Ganzen sind demnach 7232 Stellen, also beinahe 14 Procent sämmtlicher Schulstellen gar nicht oder nicht ordnungsmäßig besetzt. Diese Zahlen sollten denn doch zu ernstlichem Nachdenken anregen.

Es gehört jetzt allerdings zur Bildung und Intelligenz, Preußen in allen Stücken zu bewundern. Aber hie und da bricht doch die Sonne durch die Wolken. So schrieb der „Frankfurter Beobachter" im September 1877 Folgendes.

„In dem kürzlich erschienenen Buche: „Die Erde und ihre Völker," von Hellwald findet sich auf Seite 233 wörtlich folgende Stelle: „Hervorgehoben verdient zu werden, daß von jeher gerade der preußische Staat der geistigen Bildung besondere Pflege angedeihen ließ und es gibt dort wohl kaum ein Dörfchen mehr, das nicht seine Volksschule hätte." Zufällig an demselben Tage, da ich diese Lieferung durchlas, brachte die protestantische „Deutsche Reichspost" folgende Notiz: „Zu keiner Zeit ist der Lehrermangel in Preußen so groß gewesen, als zur Zeit des Ministeriums Falk. Beinahe 5000 Lehrerstellen sind in Preußen theils unbesetzt, theils und zwar größtentheils ungenügend, nämlich mit ungeprüften Lehrern, wenn man da den letzten Ausdruck überhaupt gebrauchen darf, besetzt. In anderen 5000 Stellen beträgt die Zahl der Schüler, die von einem Lehrer unterrichtet werden, mehr als die Normalzahl achtzig."

Es scheint allerdings, daß der Schulmeister zu den Entscheidungen des Jahres 1866 beigetragen habe, aber nicht durch

seine Thätigkeit im Norden, sondern durch seine Wirksamkeit im Süden.

Schwindel ist es! Es hat Staaten gegeben, die groß geworden sind ohne Wissenschaften und Künste. Die Römer verstanden nichts von den Künsten; sie hatten nie einen Maler, noch einen Bildhauer, noch weniger einen Mathematiker. Cicero nannte den Archimedes einen unbedeutenden Menschen, und sagte von einer Ziege, die Mynon aus Stein gehauen und Verres gestohlen hatte: „Das Werk war so schön, daß es uns entzückte, uns, die wir doch nichts von solchen Dingen verstehen." Noch sind zu citiren die berühmten Verse Virgils: „Mögen Andere den Marmor und das Erz reden lassen, mögen sie Redner sein, mögen sie in den Sternen lesen, Deine Bestimmung, o Römer ist, über die Nationen zu herrschen!" Gleichwohl scheint mir, daß die Römer eine gar stattliche Figur in der Welt gespielt und daß es kein Volk gibt, welches nicht mit einer solchen Rolle zufrieden sein könnte.

Wie werden sich nach zwei tausend Jahren die deutschen Schreiberknechte in den Augen der Menschheit ausnehmen! In der ersten Hälfte des Juni 1870 hielten sich Indianerhäuptlinge in Washington auf, um einen zwischen ihnen und den Vereinigten Staaten drohenden Krieg etwa abzuwenden. Ihr Wortführer hieß Red Cloud (Rothe Wolke); derselbe sagte in seiner Anrede an die Minister: „Jeder muß leben, wie ihn der große Geist erschaffen hat. Euch schuf er, um zu lesen und zu schreiben, uns, um zu jagen."

Nach den Römern bilden gerade die Preußen den schlagendsten Beweis dafür, daß die Staaten durch andere Dinge groß werden, als durch die Schulmeisterei. Friedrich II. hat Preußen geschaffen. Von seinem Verhältniß zur deutschen Muse sagt Schiller:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt."

Soll noch an Friedrich Wilhelm I. erinnert werden? Die Gelehrten nannte er seine Dintenkleckser. Seine Hofnarren machte er zu Präsidenten der Akademie und den meisten Akademikern entzog er die Gehälter. Als er einmal durch Frankfurt kam, ließ er sämmtliche Professoren der Universität durch Soldaten in einen Saal treiben und in ihrer Gegenwart den Satz verthei-digen, daß alle antiken Classiker nur Salbader und Narren ge-wesen seien. — Berlin war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine „literarische Vorstadt von Weimar"; gleichwohl ist heute Weimar eine preußische Provinzialstadt.

Nun ist allerdings nicht zu verkennen, daß in den modernen Staaten der Schulmeister dem Unterofficier in die Hände arbeitet; aber diese Handlangerdienste sind theuer. Die Segnungen des Militarismus sind selber noch strittig, man muß erst den Aus-gang sehen — in cauda venenum. Inzwischen aber häuft das moderne Unterrichtswesen dem Staate eine andere Last auf, welche allein ihn erdrücken muß — die Beamtenlast. Alle Welt studirt, und wer die Staatsschule absolvirt hat, adspirirt darauf hin einen Staatsdienst. Obwohl der Staat die Anstellungs-gesuche kaum mehr befriedigen kann, läßt er in den Schulen die Ueberproduction dennoch eifrig fortsetzen, um das Heer Derer zu vermehren, welche ihm unbedingt ergeben sind nach dem Grund-satze: „Wessen Brod ich eß', dessen Liedlein ich sing." Dadurch entsteht der Heuschreckenschwarm von Menschen, die in Berlin, München und ähnlichen Orten, wie Hieronymus Jobs sagt: „bei Grütze, Schnaps und Haferbrei singen eine erbärmliche Litanei." Die Organisationen mit Stellenvermehrung kehren periodisch wieder, die Gehaltsaufbesserungen perenniren, das Budget wächst riesig, die eine Hälfte der Menschheit „dient", die andere zahlt. — So wäre es nicht, wenn die Schule frei wäre. Wie eine Privatgesellschaft würde der Staat seine Beamten nach Bedürfniß wählen, Anspruch an seine Versorgung hätte Niemand.

Im Jahre 1810 schrieb de Maistre an Rasumowsky: „Nun

denn, Herr Graf, entweder ich habe mich grausam getäuscht, oder man legt in Rußland zu großen Werth auf die Wissenschaft. Rousseau hat in einem berühmten Werke behauptet, daß sie viel Unheil in der Welt gestiftet. Ohne gerade das Paradoxe anzunehmen, was sich in diesem Werke findet, muß man doch nicht glauben, daß Alles falsch sei, was es enthält. Die Wissenschaft macht den Menschen träg, untauglich für Geschäfte und große Unternehmungen, macht ihn hartnäckig in seinen Ansichten, während er andere Leute geringschätzt, macht ihn zum kritischen Beobachter der Regierung, zum Neuerer aus Grundsatz, zum Verächter der Auctorität u. s. w. . . . . Es ist ein großes Unglück, daß die Russen nebstdem, daß sie der Wissenschaft zu hohen Werth beilegen, dieselbe auch noch mit Gewalt propagiren wollen und sich schämen, daß sie in diesem Punkte noch hinter anderen Nationen zurückstehen. Kein Vorurtheil ist falscher und gefährlicher. Die Russen könnten die erste Nation der Welt sein, ohne irgend ein Talent für die Naturwissenschaften zu haben. Denn die erste Nation der Welt wäre unbestreitbar jene, welche nach I n n e n a m g l ü c k l i c h s t e n, n a c h A u ß e n a m g e f ü r c h t e t s t e n ist. Alles andere ist im Grunde nur Parade."

Zweites Kapitel.

Die Schule entseelt die Gemeinde.

„Die alten Namen nennen,
Nicht anders als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz."

Uhland.

Die Gemeinde ist nach der Familie das wichtigste Gebilde in der Organisationsgeschichte der Menschheit. In der Familie ruhen Societät, Kirche und Staat noch embryonisch bei einander. Die Sippe stellt das erste Entwickelungsstadium nach der socialen, die Gemeinde nach der politischen Seite hin dar. Gleichwohl ist die Gemeinde noch keine politische, sondern eine gemischte Corporation, die man eben sowohl vom socialen wie vom politischen Standpunkte aus abhandeln könnte. Aber stillschweigend darf sie nicht übergangen werden, denn sie ist tausend Jahre lang für die menschliche Culturentwickelung weit wichtiger gewesen, als der Staat.

Daß die Gemeinde von Natur aus politisch angelegt ist, erhellt daraus, daß viele und berühmte Staaten sich unmittelbar aus der Gemeinde heraus entwickelt haben. Nach Jahrhunderten noch ist es deutlich erkennbar, ob ein Staat aus einer Gemeinde hervorging, wie im Alterthum neben den phönicischen und griechischen Staaten auch Rom, oder aus einem Volksstamm, der eine Landschaft in zerstreuten Ansiedelungen bewohnt, wie es bei allen denjenigen Völkern der Fall gewesen ist, welche die Griechen und Römer Barbaren nannten. In neuerer Zeit sind fast alle Staaten auf der Basis größerer Landschaften entstanden, wovon

nur das ehemalige Venedig eine entschiedene Ausnahme macht, welches von Anfang an als eine selbstständige Gemeinde auftrat und darum auch die meiste Aehnlichkeit mit den antiken Stadtrepubliken gewann. Daß Rom auf einer städtischen Bürgerschaft beruhte, bezeugt nicht nur seine Verfassung, sondern auch das römische Recht, in welchem die Rücksicht auf die städtischen Verhältnisse vorherrscht. Man hat sich oft darüber gewundert, daß die Alten, und insbesondere die Römer, nachdem sie ihre Herrschaft über weite Gebiete ausgedehnt hatten, und dadurch eine allgemeine Bürgerversammlung räumlich unmöglich geworden war, doch niemals auf die Idee einer Repräsentation geriethen. Man sieht daraus, wie mächtig die ursprüngliche Anlage des Staates fortwirkte, welches eine Stadtgemeinde mit einem Magistrat gewesen war. Constantin Frantz[1]) meint sogar, daß Alles, was die eigenthümliche Hoheit und Schönheit des antiken Staatslebens ausmacht, eben dadurch bedingt war, daß ihm das Repräsentationssystem fremd blieb. Da hieß es: Selbst ist der Mann, und das gab diese ausgeprägten Charaktere, die wie Bildsäulen vor uns stehen.

Selbst in den germanischen Staaten, welche durch Volksstämme und Nationen mit entsprechenden Territorien sich gebildet haben, war das Gemeindeleben von größtem Einflusse. Im Mittelalter beschloß die Stadt eine kleine Welt, und der Gedanke der Gemeinde war die lichtspendende Sonne dieser Welt. Alles Recht des Bürgers geht von der Gemeinde aus und zielt auf diese zurück, also auch das Recht einer bestimmten Berufsarbeit. Die Gemeinde gibt den Zünften gleichsam die verschiedenen Berufskreise zu Lehen, die Zünfte belehnen den einzelnen Meister wieder mit seinem besonderen Meisterrecht. Nur wer zur Gemeinde gehört, kann Meister werden. Als nun aber die Stadtgemeinde den Kern ihres selbstherrlichen Bestandes an

1) Die Naturlehre des Staates. S. 43, 211 und allenthalben.

den Staat hingeben mußte, als die Welt wirthschaftlich immer größer wurde, und die Gewerbe- und Handelsschranken der Städte und Landgebiete fielen, als die Magistrate zu bloßen Ortspolizeibehörden herabsanken, da trockneten auch die Zünfte ein, und mit dem versiegenden Gemeindeleben verdorrte Alles, was in demselben wurzelte.

Denn in der Gemeinde sind politische und sociale Elemente wurzelhaft durcheinander geschlungen, und die socialen bilden mindestens die Hälfte. Der Beweis für diesen Satz ergibt sich ziffermäßig bei den Wahlen. Die nämlichen Gemeinden zeigen sehr oft ganz verschiedene Farben bei den Wahlen für die Kammern und für die Magistrate. Gar mancher Wähler hat am nämlichen Tage seine Stimme einem Volksvertreter gegeben, den er um keinen Preis in's Gemeinde-Collegium wählen möchte. Ganz natürlich! Die allgemeinen Wahlen erfolgen nach religiösen und politischen Motiven. Jeder wählt nach Princip und Partei; und je beschränkter der Parteistandpunkt ist, desto strenger ist die Disciplin, nach welcher gewählt wird. Nicht die Persönlichkeit wird gewählt, sondern der Parteisieg ist maßgebend. Wer weiß das nicht? Davon ist nicht zu reden.

Derselbe Wähler wählt für die Communalvertretung nach persönlichen und örtlichen Motiven. Diese Motive aber sind naturgemäß vor Allem die gesellschaftlichen und die wirthschaftlichen. Die wirthschaftlichen Motive bringen stets hervor und werden stets hervorbringen, daß in den ländlichen Kreisen die Besitzenden gewählt werden; die gesellschaftlichen Motive werden das Element des Berufes und des Standes in den Vertretungskörper hineinbringen. Immer aber wird jeder Gemeindeverwaltungskörper den Charakter des Oertlichen an sich tragen. Es liegt in der historisch gebildeten und zugleich materiell begründeten Natur desselben, daß ihn stets das Gefühl überkommt, als habe er die Besonderheit seiner „berechtigten" Verhältnisse gegenüber seinem Staate zu wahren und zu vertreten, der stets ohne alle

Rücksicht auf diese Selbsteigenheit das Allgemeine denken, fühlen und wollen muß. Und im Grunde ist das auch die tiefe Entfremdung, die ewig zwischen dem örtlichen Selbstverwaltungskörper und dem „Amte" bestanden hat und bestehen wird. Denn das Amt ist nun einmal und wird ewig bleiben das Organ eben des Gesammtlebens, seiner Forderungen und seiner Interessen, das beständig bereit ist, eben jenes örtliche auf allen Punkten in sich aufzunehmen und nöthigenfalls sich zu unterwerfen. Jeder Selbstverwaltungskörper ist daher von seiner Natur aus geneigt, dem Amt entgegen zu treten. Ihm fehlt, wir möchten sagen organisch, die Fähigkeit, das Amt recht zu verstehen: er wird stets in geheimem und offenem Kampfe mit demselben sein; er wird stets und vor allen Dingen glauben, daß es seine erste Pflicht sei, das Amt von sich fern zu halten und seine Selbstständigkeit zu wahren, und stets wird der Sieg der örtlichen Kraft über die allgemeine als ein Sieg der „Freiheit" empfunden und gefeiert werden. In diesem tiefen Gegensatz bewegen sich jene beiden Pole. Die instinctive Antagonie zwischen Gemeinde und Amt spricht am stärksten für die sociale Natur der ersteren.

Trotz aller Oertlichkeit stehen aber doch auch die Gemeinden des entlegensten Hinterwaldes nicht mehr in der alten Einfachheit neben einander. Auch sie werden von der Hand der Thatsachen geleitet, und bewußt oder unbewußt sind sie Glieder eines größeren Ganzen, Theile und Träger eines höheren Lebens. Dr. Lorenz v. Stein hat in einer „Gesellschaftlichen Studie" folgendes über die Organe geäußert, durch die sich die Einwirkung der Gesammtheit auf örtlichen Besonderungen vollzieht.

„Das erste Gebiet, auf welchem das Gesammtleben in das örtliche hineingreift, ist das des Gottesbewußtseins, der Glaube, der in seiner Rechtsform die Kirche und in seinem Vertreter der Pfarrer heißt. Der Pfarrer ist das Bindeglied zwischen dem Glauben der Gemeinde, dem des Volkes und dem der Mensch-

heit, und das Organ für alle Anschauungen, Thätigkeiten und Rechtsbegriffe, die aus diesem Glauben entspringen. Darin liegt die Gewalt des Pfarrers; und so lange es Pfarrer gegeben, war es ihre große Function, eben dieses Leben des Glaubens der Menschheit in der örtlichen Gemeinde zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Nie wird die Gemeinde ihres Pfarrers entbehren wollen, oder wollend seiner entbehren können."

„Von diesem Gebiete hat sich langsam und unter heftigen Kämpfen das zweite abgelöst. Dieses ist das Gebiet des menschlichen Wissens, das wieder in Erziehung und Bildung durch den Gemeindelehrer thätig wird. Seine Aufgabe ist es, die große Bewegung des selbstthätigen menschlichen Geistes auch in die örtliche Gemeinde einzuführen, und in ihr die Macht dessen zur Geltung zu bringen, was die Gesammtheit an geistigen Schätzen vererbt und erworben hat. So wie sich daher der Lehrer von dem Pfarrer scheidet, tritt in die Gemeinde sofort der uralte Gegensatz zwischen Wissen und Glauben hinein. Es ist nicht unsere Sache, ihn zu verfolgen; er hat seine Geschichte für sich. Nur eine Bemerkung dürfen wir hinzufügen. So wenig wie je das Wissen den Glauben überflüssig machen kann, so wenig wird der Lehrer den Pfarrer überflüssig machen [1])."

So wäre die Aufgabe des Pfarrers und des Schullehrers in der Gemeinde eine keineswegs entgegengesetzte, sondern mehr eine parallele gewesen. In Folge der bekannten Zeitströmung aber wurde Feindschaft gesetzt zwischen Pfarrer und Schullehrer, und letzterer wuchs sich vielfach zum Aufpasser und Denuncianten des ersteren aus. Selbst die besten Lehrer erkalteten bis an's Herz hinan, und meinten schon auch, die Pfarrpfründe wäre besser, als der Schuldienst. Gleichwohl war der Kampf so ungleich, daß er wenig Aussicht bot; darum griffen die Regierungen direct

---

1) Siehe: „Allg. Ztg." Jahrg. 1877. Nr. 180 Blg.

ein. Wie sie das thaten, soll uns Riehl erzählen, der Protestant und Pfarrerssohn[1]).

„Der Pfarrer war zu sehr „verbauert“, er sollte mehr Beamter werden. Den Güterbesitz, welcher früher einen großen Theil der Pfarrbesoldung ausmachte, verwandelte man, wenigstens bei den protestantischen Pfarrern, fast überall in Baargehalt, man nöthigte ihn, das Pfarrgut in Pacht zu geben, und untersagte die Selbstbewirthschaftung; man verwehrte ihm in einigen Ländern, sich Ackergut aus eigenen Mitteln über das bescheidene Maaß hinaus zu erwerben, welches sich ohne das Halten eines Gespannes bewirthschaften läßt. Der Pfarrer sollte nicht mehr so fest sitzen. Gerade dadurch hatte er sich aber den Respect der Bauern erworben, die von einer Geistesbildung, welche sich nicht auch im Praktischen, und zwar speciell in der Landwirthschaft zeigt, in der Regel keinen sonderlichen Begriff haben. Aber der Pfarrer sollte sich wieder mehr wissenschaftlich beschäftigen, statt des Helfers und Rathers der Bauern sollte er wieder mehr Theologe werden. Die Art und Weise, wie dies die Bureaukratie im Einzelnen durchgeführt, hier zu erörtern, ist unsere Sache nicht. Genug, der Pfarrer, welcher den Männern der Schreibstube ein viel zu exotisches Gewächs gewesen, ist, besonders in protestantischen Ländern, wieder weit entschiedener in die Reihen der Beamtenwelt eingerückt. Der frühere unmittelbare Einfluß auf die Bauern ist nun glücklich gebrochen, und gäbe eine wissenschaftliche Bildungsgrundlage dem Geistlichen nicht festeren inneren Halt, so würde er wahrscheinlich schon vollkommen die Rolle eines verschrobenen mißvergnügten Dorfschulmeisters spielen, nur noch in bedeutend erhöhter Potenz.“

Aber das sind alles nur kleine Mittel gewesen, die den Bohrer nicht rasch genug in's Sprengloch trieben. Die religiösen Instincte sind zu mächtig. Bürgermeister Stromeyer von Con-

1) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft“. S. 103 ff.

stanz hat im Juni 1869 in öffentlicher Volksversammlung erklärt: „Im gewöhnlichen Parteikampf ist der Ultramontanismus nicht zu besiegen, das kann nur durch Gesetze geschehen.“ Und solche Gesetze sind sicherlich genug gemacht worden. Die Zehentablösung schädigte den Klerus ungeheuer und schädigte seine sociale Stellung unheilbar. Es kamen die Maigesetze, der Kanzelparagraph, die Civilehe, das Civilstandsgesetz u. s. w. Nec Hercules contra plures, oder: viele Hunde sind des Hasen Tod. Das Opfer sinkt, die Raben steigen nieder.

Anderseits wurde der Schullehrer auf alle mögliche Weise „gehoben“; mitunter so hoch, daß er überschnappte. Er suchte natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von Aberglauben und Bräuchen gründlich zu befreien. Dadurch wurde gewöhnlich Zwiespalt im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und sahen ihn jedenfalls stark über die Achsel an; eine jüngere Genossenschaft von liberaleren Elementen schaarte sich desto treuer um denselben. Der einhellige Gemeingeist war gesprengt. Die alten, schweren Bauern traten dem Bauernverein bei, dem Männerverein, dem Casino u. dgl., die junge Garde turnte mit dem Schullehrer, bildete eine Feuerwehr u. dgl. Beides war nicht gut.

Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber machte den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn heben wollen, und er war mit einem Male ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der den Bauern leibhaft zeigte, was ein modern zerfahrener und weltverbitterter Mann sei, und wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch die Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft in Person darstellte. Daher kommt es auch, daß die Socialdemokratie aller Länder den Schullehrer als ihren natürlichen Alliirten betrachtet. Wenn die Com=

munarden in Frankreich ihre Pamphlete über das Land streuen wollen, tragen ihre Kreuzbänder die Adressen aller Schullehrer. In vielen Gegenden Deutschlands bahnt sich derselbe Zustand an. Thrax und Stax begegneten sich mit hungerigem Magen unter der Fenstervergitterung der Vorrathskammer des reichen Hauses.

Der verschrobene Schulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten. Er liest und schreibt gerne in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft „im Selbstverlag" erscheinen — nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist; denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Theil des sonst so spröden Bauernvolkes aus dem gewohnten Kreislauf der Religion und der Sitte herauszureißen.

Auch hier hat das Gesetz direct eingegriffen. Die neuen Gemeindeordnungen in Deutschland haben die alten Vorsteher, „die Patriarchen des Dorfes," zu reinen Schreiberknechten gemacht. Das ganze Jahr über hagelt es Aufträge, Weisungen, Erlasse und Monitorien über die Köpfe dieser „Herren Bürgermeister". Und welche Aufträge! Bald müssen die Bürgermeister auf bezirksamtlichen Befehl hin von Haus zu Haus betteln gehen, oder sie müssen bei Viehseuchen von Haus zu Haus die Schweinställe visitiren. Im October 1876 las man in hundert Blättern gar folgende Mittheilung. „Wir sind buchstäblich auf den Hund gekommen. Dem preußischen Minister Achenbach ist ein Hund entlaufen und nun weist eine amtliche Bekanntmachung unter Mittheilung des Signalementes „alle Polizeibehörden, Ortsvorsteher, Gensdarmen und Polizeibeamten an, auf den Deserteur zu vigiliren. Vielleicht wird demnächst zum Einfangen dieses Viehes Militär verwendet." Das Alles bringt nun eine solche Vielschreiberei mit sich, daß manche Gemeinde mittlerer Größe jährlich ein paar tausend Expeditionsnummern anhäuft. Wie könnte das ein Bauer prästiren, auch wenn er

den Geist des Herrn Bürgermeisters in sich trägt? Unter den gewöhnlichen Verhältnissen ist keine Wahl: der Schullehrer ist Gemeindeschreiber, oder vielmehr er ist Bürgermeister, genau so wie die Hausmeier der Dagoberte die eigentlichen Könige waren. Und darum ist es aus mit der deutschen Gemeinde. Fuit.

Die Zerrissenheit des Gemeindelebens zeigt sich besonders am Tage nach den Wahlen. Da die Communalwahlen nach örtlichen und socialen Gesichtspunkten vollzogen werden, so werden sie auch in derselben Weise ausgefochten. Innerhalb des Gemeindelebens vollzieht sich die giftige Metamorphose der politischen Opposition in die Socialdemokratie. Denn in der Vermengung und Verwechselung der politischen mit der socialen Opposition besteht das innerste Wesen der socialen Revolution. Der bäuerliche und wohl auch der städtische Proletarier kümmern sich blutwenig um die Staatsordnung, aber die Gesellschaftsordnung drückt sie, sie fühlen sich arm und wollen den Staat stürzen, um sich in ihrem Hause Luft zu machen.

Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß die jüngste große Pariser Revolution den Namen „Commune" führt. Damit ist der socialistische Charakter jener Mordbrennereien scharf ausgedrückt. Denn die Gemeinde ist, wie ausgeführt, ein halb sociales, ein halb politisches Gemeinwesen, in ihr liegen die zwei Elemente noch unausgeschieden neben einander. Grund und Boden waren Jahrhunderte lang Gemeindegut, erst im dreizehnten Jahrhundert zeigen sich Spuren, daß sich daraus Privateigenthum abschälte. Der Wald blieb Communaleigenthum bis in's neunzehnte Jahrhundert; die Viehweiden sind es größtentheils noch heute. Streubezug, Fischerei und Jagdrechte tragen auch in der modernsten Gesetzgebung noch ihren communalen Charakter zur Schau. Das sind verlockende Vehikel für die Socialdemokratie.

Man wird es bereuen, daß man die intellectuelle und geschäftliche Leitung der Gemeinden Leuten ausgeliefert hat, die sich der Gemeinde schämen und vielmehr öffentliche Diener, noch

lieber aber Staatsbeamte sein wollen. So saugt die Gemeinde die Familien auf und der Staat die Gemeinden. Auch schon dadurch wird der alte Gemeingeist durchlöchert, daß neuestens die Schulen unendlich vermehrt werden, ohne alle Rücksicht auf den Gemeindeumfang und das Kirchspiel. Aber der Gemeindegeist ist nicht etwa eine Abstraction, sondern eine Realität, welche auf die nämliche Weise sich wirksam zeigt, wie der vergötterte Nationalgeist. Wie dieser streit-, eifer- und raufsüchtig ist, so auch jener, wie dieser „Erbfeinde" hat, so auch der andere. Zwischen vielen Dörfern findet eine historische Feindschaft statt, deren letzten Grund Niemand mehr auszuforschen vermag, die aber jedenfalls auf eine uralte, längst bedeutungslos gewordene Rivalität zurück datirt. Was dann früher ernstlichere Befehdung gewesen sein mag, das ist jetzt auf gelegentliche Prügelscenen und stabile Schimpfwörter zusammengeschrumpft. Eine solche herkömmliche Feindschaft existirt z. B. noch jetzt zwischen vielen Rheindörfern und den etwas weiter landeinwärts gelegenen Nachbarortschaften. Die „Rheinschnake" gilt als das stehende Schimpfwort für den Bewohner des Rheindorfes, während dieser es dem nachbarlichen Ackerer mit einem „Karst", dem Walddörfler mit einem „Kukuk" heimbezahlt. Aber der Haß ist gründlich, denn er ist angestammt, und wenn etwa der Romeo eines Montague unter den Karsten die Julie eines Capulet unter den Rheinschnaken heirathen wollte, so könnte das zu nicht minder ernstlichen Conflicten führen, wie bei den edlen Geschlechtern von Verona, obgleich keiner der beiden Theile einen eigentlichen Grund für die Feindschaft mehr anzugeben vermag. Als die Raufereien in Niederbayern noch besser im Schwunge waren, brachten es die betreffenden Schwurgerichtsverhandlungen fast regelmäßig an den Tag, daß die kämpfenden Parteien solchen feindlichen Pfarreien, Gemeinden oder Dörfern angehörten. Viele Dörfer und Gemeinden zeichnen sich seit unvordenklichen Zeiten durch feststehende Prädikate aus, z. B. der Grobheit, der Prozeßkrämerei, der

Prügelsucht u. dgl. Die Pfarrei Pondorf bei Riedenburg heißt die „Holzschlegelpfarrei", an Kürn, Weichs u. s. w. wollen wir nur erinnern.

Die angedeutete Zerstückelung der Pfarreien und Gemeinden treibt allerdings den Priester theilweise aus der Schule und die Kinder aus der Christenlehre aus; — aber auch den Communalsinn aus den Gemeinden. Und dieser ist die äußerste Wurzelfaser des Nationalstolzes. Wo kein Haar gut ist, wird auch kein guter Pelz sein.

Drittes Kapitel.

Die Schule im Verhältniß zur Naivetät des Volkes.

„War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt."
Schiller.

Eine der wichtigsten Eigenschaften eines culturfähigen Volkes ist die Naivetät. Man könnte wohl sagen: die Naivetät spiele im Leben des Volkes dieselbe Rolle, wie das Ozon im Leben des Waldes. Es wird jetzt viel vom Volke gesprochen, vom Volkswillen, vom Volkswohl, von der Volkswirthschaft, von Volksversammlungen u. dgl.; es erscheinen Volksblätter, Volksboten, Volkszeitungen, Volksfreunde u. s. w. Bei all diesen Dingen ist, mit Ausnahme einiger Volksversammlungen, gar wenig vom Volke dabei. Ja, die Meisten von denen, welche die Wörter Volk und Publikum am öftesten im Munde führen, kennen kaum den Unterschied zwischen beiden. Wo hört das Volk auf, und wo fängt das Publikum an? Bekanntlich hat Fürst Bismarck, als einmal im Reichstage von Volksrechten gesprochen wurde, gereizt erklärt, er müsse es sich verbieten, daß man ihn dem Volke gegenüber stelle: er gehöre auch zum Volke; ja sogar der Kaiser gehöre dazu, da er das Haupt des Volkes sei und dessen Nationalität theile. Der Fürst läßt sich zuweilen zu Wortspielen herab. In politischer Beziehung gehört freilich Jedermann zum Volke, und selbst hier nur cum grano salis; denn sonst wäre nicht zu begreifen, wie die Vertreter des Volkes mit den Männern der Regierungsgewalt in Conflict liegen könnten. Aber „das Volk" im socialen Sinne ist eine wesentlich kleinere Gruppe.

Ueberall da, wo in Religion, Nationalgeist, Gesellschafts- und Familienleben noch naiver Instinct herrscht, da ist das Volk, und überall dort, wo bereits reflectirt und „raisonnirt" wird, da beginnt das Publikum. Das Volk geht also genau so weit, als die Naivetät reicht. Die obengenannten Volks-Blätter, -Boten, -Freunde 2c. möchten gerne die Scherzlüge im Ernste anbringen, als ob sie Stimmen aus dem Volke seien; nein, sie bedienen lediglich auch ein Publikum. Das Volk liest nicht Zeitungen. In dem Maaße als diese vordringen, wächst das Publikum, und schrumpft das Volk zusammen. Demnach besteht heutzutage das Volk nur mehr aus einem Bruchtheil des Kleinbürgerthums und aus dem Gros der Bauern. In der Regel könnte man statt Volk ebenso gut sagen: die Bauern.

Der dunkle Trieb des Instinctes, der unbewußt gehegten Sitte ist fast immer gewaltiger, spröder und ausschließender, als das bewußte Begreifen. Darum ist der Bauer doch in strengerem und einseitigerem Sinne der „historische Stand" geblieben, als der Adel, der seine Geschichte kennt und urkundlich aufzeichnet, aber keineswegs mehr mit der Naivetät des Bauern in dem engen Bann der gesellschaftlichen Sitte lebt. Der Bauer studirt nicht Geschichte, aber er selber ist historisch. Der Bauer reflectirt nicht, er confrontirt nicht sein Ich und sein Nichtich und zieht daraus etwa seinen Schluß; was er denkt und thut, das denkt und thut er, weil es so in seinem Wesen, in seiner Sitte liegt, er weiß es nicht anders. Das ist des Bauern Naivetät, eine der allerwichtigsten Eigenschaften. So ist der deutsche Bauersmann wohl national mit Leib und Leben, Geist und Herz und Sitte, aber die bewußte Idee der Nationalität ist ihm so gewiß noch nicht aufgegangen, als er sie in der That auch gar nicht nöthig hat. Seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus, sein Compaß. Es gab eine pädagogische Schule, welche die Kinder

in alle sexuellen Verhältnisse schon in der Schule einweihen wollte — um sie vor späterem Schaden zu bewahren —; gerade so klug ist es, den Bauer durch Aufklärerei in alle politischen und kirchlichen Fragen hineinzuziehen. Sobald er vom Baume der Erkenntniß ißt, merkt er, daß er nackt ist. Die Unschuld ist naiv.

Man kann sich zum Beweise dessen auf die Erfahrungen berufen, welche die Welt mit den Arbeitern gemacht hat. Nicht die Armuth hat diese in Proletarier verwandelt, sondern die Aufklärung. Es ist freilich eine Aufklärung gewesen, bei welcher der Teufel die Kerze gehalten hat. Unter solchen Verhältnissen, möchte man meinen, müßte die gesammte liberale Bourgeoisie mit dem Schulzwange auf dem feindlichsten Fuße stehen. Die Verehrer des absoluten Kapitals haben wahrhaftig nichts mehr zu fürchten, als die Aufklärung ihrer Arbeiter; denn sobald diese das System des liberalen Oekonomismus durchschauen, hassen sie es. In dieser Bildung steckt der Apfel des Paradieses: sobald sie davon essen, erkennen sie, daß sie nackt seien. Allein hier findet die bekannte Anomalie des Instinctes statt: im ganzen liberalen Lager grassirt die Schulwuth. Der intensive Widerwille der Partei gegen das Christenthum fanatisirt sie für die moderne Schule; denn durch diese hoffen sie der Kirche das Grundwasser abzugraben. Ihre Gräben aber benützt das Proletariat als Laufgräben gegen die reiche Veste des absoluten Kapitals. Das größte Unglück dieser Aufklärerei ist aber, daß Jedermann den Hochmuth der Wissenschaft hat, ohne das Wesen derselben zu besitzen. Jedermann wird eigensinnig, unruhig, unzufrieden, kritisch, ungelehrig, schwierig sein, als wenn er wirklich etwas wüßte, so daß die Regierungen mit all ihren Mühen und Kosten es nur dahin bringen, daß sie schlechte Unterthanen haben im vollen Sinne des Wortes.

Wenn der Bauer nicht zu Neuerungen geneigt ist, so hat dies schon darin seine einfache Begründung, daß es ihm überhaupt

nicht obliegt, theoretische Versuche zu machen, die sehr wohlfeil sind, sondern nur praktische, für die er mit seinem Geldbeutel einstehen muß. Der Bauer hält überhaupt keine großen Stücke auf das theoretische Lernen, weil er keine Theorie braucht und bei ihm Alles Praxis ist. Er reflectirt nicht, darum experimentirt er auch nicht; nicht in der Oekonomie, nicht in der Politik, nicht in der Religion.

„Raisonnir' Er nicht!" pflegte jener alte Preußenkönig zu barschen; und es steckt in diesem herrischen Wort mehr politischer und socialer Instinct, als in zwölf gelehrten Abhandlungen deutscher Schriftsteller über Volkserziehung, geistige Mündigkeit, selbstständiges Urtheil, Emancipation der Massen u. s. w. Welcher Nonsens bei dergleichen Spekulationen oft herauskommt, ist leichter zu lesen als zu beschreiben.

Am 2. August 1877 hielt die Akademie von Frankreich ihre alljährlich wiederkehrende Sitzung zur Vertheilung der „Tugendpreise". Dabei kam auch der Monthyon'sche Preis zur Vertheilung für Dienstboten, welche unter allen Wechselfällen des Glückes vierzig Jahre lang bei ihren Herrn ausgeharrt haben. Der Verfasser der „Pariser Chronik" in der Blge. Nr. 223 der „Allg. Ztg." bemerkte dazu: „Aufrichtig gestanden, haben mich die Belohnungen dieser so außergewöhnlichen Diener nie besonders angeregt. Ist nicht die unterwürfige, unselbstständige Anhänglichkeit ein Beweis mangelnder Würde, fehlender Thatkraft? Wird in manchen Fällen dieser Art der Mensch nicht zum Pudel, und zwar zum Pudel ohne Kern? Mir däucht, der gute Herr von Monthyon hatte es weit mehr auf eine wohlbedachte, dem Geist und Herzen entspringende Aufopferung abgesehen, auf menschlich schöne, erhebende, nützliche Thaten, als auf den rohen Schlendrian einer ewig an's Einerlei des niedrigsten Dienstes gewöhnten, geistesbeschränkten Menschenseele." So blöde wird der Mensch, wenn er geistreich sein muß. Also die Naivetät des Gehorsames soll etwas Pudelhaftes sein! Die Dienstboten sollen ihre niedrigen,

aber unentbehrlichen Dienste nur mehr in „wohlbedachter, dem Herzen entspringender Aufopferung“ verrichten, d. h. wohl aus Geschlechtstrieb, was sie Liebe nennen. Der Knecht soll wohl für die Bäuerin und die Magd für den Bauer schwärmen, wobei es freilich kaum vierzig Jahre dauern würde, bis sie zu ihrem Preise kämen.

Eine noch größere Bedeutung als im politischen und socialen Leben, hat die Naivetät des Volkes auf religiösem Gebiete. Aeußert sie sich dort in Loyalität, Gehorsam, Treue und Hingebung, so bezeichnet hier der Glaube diese natürliche, unbefangene, offene und durch nichts irre zu machende Pietät gegen Gott und seine Priester. Nirgends haben die religiösen Triebe tiefere Wurzeln geschlagen, als beim Bauersmann. Auch die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte. Sie hat alle seine Gewohnheiten eigenthümlich gefärbt, die Glaubensrichtung dringt bis zu seinen Festen, seinen Liedern und Sprüchen durch, sie gibt sich selbst im Rocke kund, wie ja der ächte Bauer in protestantischen Gegenden das einfarbig dunkle Kleid, in katholischen das hellere und buntere vorzieht. Gleichwie die religiöse Gleichgiltigkeit bei den Gebildeten, so hat ein überkirchliches Sectenwesen oft genug bei den Bauern seine festeste Stätte gefunden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, dem Bauersmann hie und da zu der „Aufklärung“ zu verhelfen, daß die Religion nicht die ewige Sitte, sondern eine individuelle Ueberzeugung sei. Unsere früheren Regierungen bildeten sich nicht wenig darauf ein, daß sie die Leuchte der Aufklärung unter das dumme Bauernvolk getragen. Da aber diese Aufklärung nur auf ein ganz dürres Schema nüchterner Verständigkeit hinauslief und auf eine Loyalität abzweckte, deren Mutter die Furcht vor dem Polizeidiener ist, so wurde sie von dem unverfälschten Bauern spröde abgewiesen, den Halbverderbten aber ruinirte sie vollends. Man vergaß, daß Sitte, Charakterfestigkeit, die unmittelbare Empfindung, daß der Glaube des Bauern Eigenstes ist, nicht aber die nüchterne Ver-

standesreflexion. Eine Regierung, die den Bauer wirklich aufklären und veredeln will, festige und läutere ihn in diesen Stücken. Ein Bauer, der im Sinne des rationalistischen Polizeistaates aufgeklärt geworden, ist gleich einem philosophirenden Frauenzimmer, ein Blaustrumpf im Kittel.

Ja wohl, ein Blaustrumpf im Kittel: bleich, ohne Freud und ohne Leid, ohne Saft und ohne Kraft, ohne Duft und Poesie. In Folge der schulmäßigen Verstandesbildung und dann auch des wüsten politischen Treibens, das die Zeitungen schüren, hört alle Lebensfröhlichkeit auf. Reisende versichern, daß man in Amerika Tage, ja Wochen lang reisen kann, ohne einen Menschen singen zu hören. Wie soll da Seume's geflügeltes Wort interpretirt werden: „Böse Menschen haben keine Lieder?" Aus anderen Culturländern kommen gleiche Berichte. Die „Allg. Ztg." vom 1. April 1869 schrieb: „Das heutige Frankreich singt nicht mehr. Nachdem es das fröhlichste Land der Erde gewesen war und in der leichten und munteren Chansonnette sich besonders hervorgethan hatte, verlor es die Lustigkeit." „Frankreich ist eine absolute, durch lustige Lieder gemäßigte Monarchie:" ist lange ein internationaler Witz gewesen. — Und die Schulen vermehren sich fortwährend.

Bei uns singt man noch. Kaum treibt im Lenz der erste Hirte aus, da pfeift und schmettert und flötet und lockt es nicht bloß auf allen Bäumen, sondern es singt und jodelt und jauchzt auch auf allen Almen, Wiesen und Feldern. Aber nicht überall; sondern nur im katholischen Süden, wo die Leute bekanntlich noch dumm sind. Preußen ist durch seine Tingltangl, Bayern durch seine Bauern- und Hirtenlieder berühmt. Aber auch Bayern wird bald nicht mehr singen; denn die Bildung breitet sich zusehends aus. Eben werden die alten Volkslieder gesammelt und gedruckt, denn sie hören auf, gesungen zu werden. Der „rationelle" Landwirth sinnt keine neuen Lieder aus; in den cultivirtesten Gegenden ist wenigstens der schöpferische Volksgesang fast

überall erstorben. Aber der ächte alte Bauer, der neun Zehntheil seiner Arbeit dem lieben Gott überläßt und das zehnte Zehntheil selber zu thun auch noch oft versäumt, findet noch Zeit zum eigenen Liede. Schon Uhland fühlte sich von diesem naßkalten Winde angeweht, als er sein Lied vom „Ernst der Zeit" dichtete.

„Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball an's Ziel?
Wann ward der heit're Tanz erfunden?
Und wann das lose Pfänderspiel?"

„Ach wohl in fernen, fernen Tagen,
Die unsern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen
Und bald der innere Zank erwacht."

Die Protestanten, bei denen von Haus aus das kritische Element der subjectiven Forschung ebenso vorherrscht, wie bei den Katholiken das naive Glauben, sind wenigstens in Süddeutschland schon an den Kleidern erkennbar. Die Protestanten kleiden sich schwarz, die Katholiken kleiden sich hell. Als ich im Sommer 1866 mit meiner Brigade im Frankenland herum cantonirte, pflegte ich beim Quartierwechsel von weitem schon auf die Tracht der Weiber zu schauen: waren sie schwarz, so war das Dorf protestantisch, waren sie roth, so ist es katholisch gewesen.

Wo die Schule herrscht, da weicht die Naivetät. Volksgesang, Sitte, Sage, Tracht und Lied sterben aus. Der Schulmeister von Sadowa versteht keinen Spaß, er singt nicht; höchstens gibt er Vorunterricht für den Tambour-Major.

„Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken;
Das ist die dummste Arbeit das:
Man muß zu sehr sich bücken."

Auf Einen Zweig der Poesie müssen wir noch einen Abschiedsblick werfen, der gerade seine letzten falben Blätter verliert.

Es ist das Märchen. Schon darf man sagen: es gibt keine Märchen und keine Märchenerzähler mehr! Dieses liebliche, reizende Kind der Naivetät stirbt mit der Mutter. Auch hier haben die Frauen als geborne Wächterinen der socialen Schätze sich bewährt.

Nicht umsonst schrieben die alten Germanen den Frauen die Gabe der Weissagung zu. In der hohen Halle zu Asgard trinken Odin und die Göttin Saga selig Tag für Tag aus goldenen Schalen blinkenden Meth. In dieser Saga hat die Phantasie das Ahnungsvolle des weiblichen Gemüths verklärt. Es gibt aber auch eine Weissagung, die rückwärts schaut, und so ward besonders dem Weibe die treue Hut des Vergangenen anvertraut. Eine Frau Gülzin war die letzte Person, welche in Hannover wendisch sprach. Mit Dolly Pentreaths in Cornwallis erstarrender Lippe verstummte der letzte lebendige Laut der cornischen Sprache. So sind auch die Frauen die treuesten Hüterinen der Märchen. Die Gebrüder Grimm erzählen uns von jener Bäuerin in dem bei Kassel gelegenen Dorfe Niederzwehren, welcher sie die meisten und schönsten Märchen verdankten. „Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas festes, verständiges und ansprechendes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen treu im Gedächtniß, dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran.“

Laura Gonzenbach gibt uns in ihren sicilischen Märchen die Bilder der O. Certo aus S. Pietro di Monforte bei Messina und der Francesca Crialese von Borgo bei Catania, welche ihr die alten Märchen erzählten, die vielleicht einst die Normannen aus ihrer eisigen Heimath nach dem duftigen Süden, vom Geyser an den Fuß des Aetna, gebracht. Der griechische Consul v. Hahn berichtet: die meisten seiner griechischen und albanesischen Märchen stammten aus Frauenmund oder aus Frauenhand. Die beiden

Bände seiner schönen Sammlung schmücken Gruppen märchenerzählender attischer Bäuerinen am Fuße der Akropolis und von den Schifferinseln Hydra und Spezzia.

Die Engländerin Miß Frere lauschte in Benares an den heiligen Fluthen des Ganges dem Hindumädchen Anna Liberata de Souza, welches ihr die Märchen erzählte, die sie selbst von ihrer Großmutter einst gehört, wenn diese die Enkelkinder aus der Sonnenhitze rief, damit sie kein Kopfweh bekämen. „Damals," sagte das Hindumädchen, „gab es noch keine Schulen, aber jetzt gehen die Kinder in die Schule, und Niemand denkt mehr daran, ihnen Märchen zu erzählen; die werden bald alle vergessen sein." Es ist wahr, es gibt Bücher mit ähnlichen Geschichten, aber die sind alle falsch erzählt; die werden abgekürzt; das Beste läßt man weg, und man schweißt den Anfang der einen zusammen mit dem Ende der anderen, so daß beide miteinander falsch sind.

So geht es zur Neige mit den Märchenerzählern. „Die Schulmeister und die Geistlichen" verdrängen die duftigen Gebilde. In Argyll und auf den Hebriden fand Campbell die größte Unlust, ihm Märchen mitzutheilen. In Rußland müssen sich die Sammler verkleiden, um in den Hütten der Bauern die letzten skazkas zu erlauschen. Im Zulu-Land sogar fand der Missionär Callawao großes Widerstreben bei den Negern, sich aushorchen zu lassen; nur die »bonnes femmes vieilles qui lavent la lessive à la fontaine« waren noch zugänglich.

Es wird immer poetischer auf der Welt. Die Sterne werden gemessen, die Wälder in den Handel gebracht, die Seen trocken gelegt, die Geister verlacht — der Phantasie bleibt noch die Kaserne und die Schulstube.

Viertes Kapitel.

Von den Wirkungen der Schule auf das conservative Element.

Am Walde hätte nicht die Axt so leichtes Spiel,
Hätt' ihr der Wald nicht selbst geliefert ihren Stiel.
Rückert.

Streng genommen gibt es nur mehr zwei conservative Factoren in der heutigen Gesellschaft: die katholische Kirche und die Bauern. Conservativ ist, wer an dem historischen Rechtsbestande festhält, wohl Reformen, niemals aber Revolten zuläßt, und auch beim Reformiren die bestehenden Rechte achtet. Daß die Kirche conservativ im höchsten Grade ist, weiß die Welt. Von ihren Dogmen kann sie nicht ein einziges aufgeben, ohne sich selber zu zerstören; ihre Gesetze und Kultusformen könnte sie ändern, thut es aber nicht in tausend Jahren einmal, und oft hat sie lieber eine Provinz verloren, als eine Concession gemacht. Die Revolution betrachtet und behandelt daher überall in der Welt die alte Kirche als ihren Erbfeind. Sie haben wohl dem Münsterthurm zu Straßburg eine Jakobiner-Mütze aufgesetzt, aber den alten Riesen schüttelte es bis in den Grund hinab.

Die legitime Monarchie und die Armee können nicht mehr unbedingt und ausnahmslos zum conservativen Bestand gerechnet werden. Europa hat Monarchen gesehen im Bunde mit der Revolution. Mit ihren Alliirten in die Wette sah man sie conservative Männer und Interessen verfolgen. Um nicht gehenkt zu werden, haben sie sich auf die Seite der Henker geschlagen. Die Armee „dient", oder sie macht auch Pronunciamientos. Der

Adel ist, wie Monarchie und Heer, nur theilweise fest geblieben, theilweise hat er sich auch vor den goldenen Spiegel gestellt und Toilette für das neue System gemacht.

Am zähesten und widerstandsfähigsten haben sich die Bauern erwiesen. Man kann sagen: das conservative Element in der bürgerlichen Gesellschaft sind heutzutage die Bauern. Langsam sind sie gewachsen, wie eine tausendjährige Eiche; aber tausend Jahre tragen sie auch den Thurm, der auf solche Pfähle gebaut ist.

Die Organisirung des bäuerlichen Zusammenwohnens und Wirkens, der Uebergang der Mansen und Huben zu Marken, Dörfern, Hundreten und Gauen entwickelte sich außerordentlich langsam, weit langsamer als das Städtewesen. Ja die Bevölkerung ist hie und da noch bis auf diesen Tag auf einer der früheren Entwickelungsstufen stehen geblieben. Es bedurfte langer Jahrhunderte, bis sich die einzelnen Siedelungen zu Marken erweiterten, langer Jahrhunderte, bis sich die Marken wieder zu Dörfern zusammenzogen. Ein so langsames Vorwärtsgehen zeugt von großer historischer Zähigkeit.

Der Bauer bleibt steif bei den Formen stehen, nach welchen er sich einmal das Leben zurecht gelegt hat. So fängt er nicht im Frühjahre seine Prozesse an, sondern im Herbste; verliebt, verlobt, verheirathet sich im Winter (im Fasching), weil er zu alle dem im Sommer keine Zeit hat. Der Bauer hat seinen Stand wie die Hechte. Der Hecht steht im Wasser, der Bauer in der Kirche immer an demselben Flecke. Stoßt man mit der Fischgabel hinein, so fährt er hinweg wie der Blitz; aber morgen steht er wieder dort. Ebenso hält der Bauer selbst da noch am Historischen fest, wo es klüger wäre, dasselbe aufzugeben. Er trägt auf dem Schwarzwalde und im Hüttenberg in den Hundstagen eine dicke Pelzkappe, weil das eine historische Pelzkappe ist, die sein Urahn auch getragen hat. In der Wetterau, in der Gegend von Großenlinden gilt die Bauerndirne für die elegan-

teste, welche die meisten Röcke übereinander trägt. Mit sieben übereinander gezogenen Röcken an die Feldarbeit zu gehen, etwa in's nasse Gras oder in's hohe Korn, ist offenbar sehr unvernünftig, es ist aber historisch. Die Kartoffel hat der Westerwälder Bauer im achtzehnten Jahrhundert trotz allen philanthropischen Kartoffelpredigern Jahre lang den Schweinen und dann den Hunden gefüttert, bevor er sich entschließen konnte, das neumodische Gewächs auch nur versuchsweise auf seinen Tisch zu stellen. Um den Futterkräutern Eingang zu verschaffen, bedurfte es vieljähriger mündlicher und schriftlicher Belehrungen und Aufmunterungen. Selbst heutzutage hat er die Dreifelderwirthschaft noch nicht ganz aufgegeben, die Pifänge erst theilweise und zögernd den Dreschflegel. Er sieht die Vortheile der Beete und der landwirthschaftlichen Maschinen vor Augen; aber mit der Drischel ist er historisch verwachsen.

Verschiedene Reste schmucker Volkstrachten sind nichts als die Ueberbleibsel früherer Moden in höheren Ständen. Diese haben rasch gewechselt, die Bauern haben conservativ festgehalten. Die Porträtbilder auf der Trausnitz zu Landshut gleichen noch einigen Männchen und Weibchen zu Dachau, im bayerischen Wald u. dgl. Die Volkstrachten nehmen ihren Ursprung immer von den höheren Ständen und steigen von diesen in die unteren und zu den Bauern hinab. Die Bauerntracht ist aber wie die Aloë, die nur alle hundert Jahre blüht; — sie geräth nur nach langen Zwischenräumen in den Zustand der Empfängniß. Der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher, als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles was die wechselnde Mode den höheren Ständen bringt, geht wieder dahin, ohne daß von unten her ein Auge darauf geworfen wird; manche Erscheinung aber, die gerade in die Zeit fällt, wo das Landvolk wieder seinen Schooß öffnet, hält sich auf mehrere Menschenalter hinaus. So ist der Conservatismus des Bauern ein Talisman seiner Originalität[1]).

1) Vgl. Ludwig Steub, „Drei Sommer in Tyrol". München, Lit.-art. Anstalt, 1846. S. 333.

Die ganze Originalität der Bauernsprache besteht ebenfalls nur darin, daß sie an den historischen Besonderheiten festgehalten hat, welche die gebildeten Kreise in der Schule abschliffen. So bezeichnet der Bauer seine Tage und Termine vielfach noch lieber in alter Weise nach dem Kalenderheiligen, als durch die abstracte Ziffer des Datums. Dafür hat aber auch ein rechter Bauer seinen ganzen Kalender mit Witterungsregeln, Aderlaßmännchen und dergl. im Kopf, während die Gebildeten ihn an die Wände nageln und in der Tasche herumschleppen müssen. Wenn so ein bäuerlicher Analphabet nur weiß, wann z. B. Ostern einfällt, so berechnet er von da aus das ganze Festjahr und zwar mit einer Sicherheit und Präcision, welche einen geschulten Menschen, der ohne Bleistift nicht leben kann, oft frappiren muß.

Fast das ganze Mittelalter hindurch waren die Zunamen noch nicht üblich. Man nannte sich damals nur bei den Taufnamen und setzte höchstens noch die Bezeichnung des Standes bei. Demnach hießen die Leute einfach: Hans, Klaus und Wolf, oder auch Ritter Veit und Meister Lukas. Einzelne dieser Taufnamen wurden nun in den Familien fast stationär, weßhalb heutzutage so viele Taufnamen, als Görres, Sepp, Lukas, Lenz und Kunz als Zunamen dienen. Erhalten hat sich dieser Brauch bei den Königen, die noch heute einfach Ludwig und Franz Joseph zeichnen; dann theilweise im englischen Adel, wo man ebenfalls noch schlechtweg Lord John sagt, statt Lord John Russel, und bei den deutschen Bauern. Da gibt es Erwachsene, die sich erst besinnen müssen, wie sie sich schreiben, und die Descendenz wird durch die Cumulation von Taufnamen bezeichnet, z. B. der Hans-Girgel-Michel, will sagen der Michel, dessen Vater Georg und dessen Großvater Hans hieß. Der letzte Schloßherr von Neu-Nußberg am Regen, der hochwürdige Herr Joseph von Voithenberg, war Zeitlebens „der Herren-Sepp"; daß er sich von Voithenberg zeichnete, wußten die Leute gar nicht. Einer der frömmsten, gelehrtesten und zugleich populärsten Priester der

Neuzeit war der sel. Pfarrer Peter Pammer in Gotteszell: er hieß schlechtweg „der Pfarrer Peter".

Auch das Festhalten an den traditionellen Familien-Namen theilen mit den Königen nur mehr die Bauern. Die Erzherzoge heißen Joseph und Franz, die Wittelsbacher Ludwig, Max und Karl. In den Taufnamen, die er seinen Kindern gibt, hält der Bauer den Brauch der ganzen Gegend fest, während der Gebildete dabei nach Mode und Laune verfährt. Viele im Mittelalter bräuchliche Taufnamen würden ganz ausgestorben sein, wenn sie sich nicht bei den Bauern, namentlich in katholischen Strichen, erhalten hätten. Man könnte sogar eine Art topographischer Statistik der bäuerlichen Taufnamen für einzelne Gegenden aufstellen, so fest hat das Landvolk auch hier in strenger örtlicher Beschränkung am alten Herkommen gehalten. Sind dann die Glieder mehrerer Generationen gleichzeitig noch am Leben, so muß zur Unterscheidung, ganz wie bei fürstlichen Häusern, mit Ziffern ausgeholfen werden. Es wird also von einem Hans I., II., III. ꝛc. geredet, oder in alterthümlicherer Weise dem „älteren, mittleren und jüngeren".

Man muß nicht annehmen, daß dieses Auswüchse der bekannten bäuerlichen Obstinacität seien und ohne ethischen Werth: es sind vielmehr Thatsachen von hoher symptomatischer Bedeutung. Beda Weber hat im Charakterbild des „Sonderlings von der Etsch" den Gedanken ausgeführt, daß ein guter Mensch sich nicht einmal von seinem alten Rocke leichten Herzens trennen könne. Der Rock habe mit dem Manne Jahre lang Sturm und Wetter, Freud und Leid, Glück und Mißgeschick getheilt: wer ihn gleichgiltig wegwirft, habe kein gutes Herz. Und es ist Wahrheit darin. Wer im Kleinen getreu ist, der mag über Großes gesetzt werden. Weil die Bauern in Stand und Familie, in Sitte und Brauch conservativ sind, sind sie es auch in Religion und Politik. Nur das Ruhigbleiben der Bauern hat im Jahre 1848 die deutschen Throne gerettet. Man hat gesagt, die Revolution sei vor

den Thronen stehen geblieben; das ist ein Irrthum: die Bauern sind vor den Thronen stehen geblieben. Die Masse der Gebildeten war in Fluß. Man kennt das: „Advokaten, Professoren und Aerzte". Nach dem Sturm erließen sämmtliche Unterrichtsminister Deutschlands, besonders der badische, Mandate gegen den revolutionären Geist, der sich besonders unter den Schullehrern gezeigt hatte. Den Sachsen aber wird noch erinnerlich sein, wie viele Schullehrer damals in Waldheim „gesessen" sind.

Als daher 1867, gerade als das irische Feniertthum viel Rumor machte, der liberal angesäuselte Lord Russel auch im englischen Parlament die Schule als Universalmittel auskramte, schrieb die „Südd. Presse" (Abdbl. vom 6. Dezember Nr. 67) offenbar ganz richtig: „Sowie in Irland der Fenianismus Wurzel gefaßt hat, seitdem ein besseres Erziehungssystem daselbst eingeführt worden ist und die Fenier nicht etwa, wie man sich gewöhnlich vorstellt, aus Männern bestehen, welche den unwissenden unteren Klassen angehören, sondern wie die vorgenommenen Verhaftungen bewiesen haben, fast durchgehends in den neu errichteten Schulen ihre Bildung erhalten haben, so wird auch die Masse des englischen Volkes durch Annahme der Russel'schen Resolutionen auf den Pfad des Fortschrittes gedrängt werden."

In Schottland und Wales sprechen nur noch die Bauern das Gälische. Mit dem Vorrücken der Schule werden diese sprachlichen Reste einer vorgeschichtlichen Weltperiode bald verschwunden sein.

„Wieder unser!" jubelt ganz Deutschland, wenn von Elsaß-Lothringen die Rede ist. Man entschuldiget die gewaltsame Annexion mit dem deutschen Blut, der deutschen Sprache ꝛc., die sich dort erhalten haben. Aber wer hat denn die deutsche Sprache im Elsaß gerettet? Alles, was Schule hat, spricht dort französisch. Nur die ungebildeten Bauern sind bei ihrem mütterlichen Dialect geblieben; der Schullehrer konnte sie, Dank der französischen Freiheit, nicht vergewaltigen, und die Geistlichkeit hörte trotz aller

gegentheiligen Lockungen nicht auf, deutsch zu predigen. Noch unter Louis Napoleon mußten die Pfarrer deßhalb einen harten Strauß bestehen. Sie haben ihn bestanden. Die elsässischen Pfarrer und Bauern haben eine Grenzmark für Deutschland gerettet, nicht Herr v. Bismarck.

In Helsingfors wurde am 27. Jänner 1877 der Landtag des Großfürstenthums Finnland eröffnet. Der Generalgouverneur Graf Adlersberg verlas die kaiserliche Botschaft in russischer Sprache, worauf sie, da von den Repräsentanten Niemand russisch verstand, von einem Senator in schwedischer und finnischer Sprache wiederholt wurde. Darauf antwortete der Landmarschall Frhr. v. Born, also ein Deutschrusse, in französischer Sprache, ebenso der Vertreter des Priesterstandes, Erzbischof Bergenheim. Der Vertreter des Bürgerstandes, Hofgerichtsrath Frey, sprach schwedisch, der Vertreter des Bauernstandes allein finnisch. Der Landtag für Finnland wurde eröffnet!

Die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkslebens, wenn eine solche überhaupt noch möglich sein soll, kann nur von dem Bauernstande ausgehen; denn er ist die stärkste conservative Potenz im Staate, er ist der rohe aber ungefälschte Kern deutschen Wesens. In der sogenannten gebildeten Welt existirt, wirkt der Mensch viel mehr als Individuum; der Bauer dagegen existirt und wirkt als Gruppe, als Gesammtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dies ist ihrer Aller weltgeschichtliche That und wirft ein so schweres Gewicht in die Wagschale unserer ganzen politischen und socialen Entwickelung.

Die Schule löst den conservativen Restbestand des Volkes auf. Sie rottet den Wald aus im Volksleben. Man wird sehen, wie sich das Klima hernach gestaltet.

Hold ist das Licht und doch nicht für jegliches ist es geschaffen;
In die erscheinende Welt dringt es, doch nicht in den Grund.

Nicht zum Empfange des Lichts sind verschlungene Wurzeln geeignet,
Decke sie bloß — und des Baum's üppigste Krone verdorrt.

Ja, sie verdorrt! Der Staat merkt es nicht, da er eben hitzig auf dem Wege der juridischen und ethnologischen Ablösung der Kirche vorstürmt. Aber daß es die Kirche selber nicht merkt! Auch sie lichtet zu hastig das Dickicht. Der Ballast wird über Bord geworfen und die Segel werden verlängert. Es ist ein großer Fehler, daß die Katholiken überall in die Fußstapfen der Protestanten treten, in der Meinung, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Vor lauter Nachahmung Schiller's, Goethe's rc. gibt es jetzt auch nicht mehr die Spur einer katholischen Poesie, und arbeiten die katholischen Dichter im Solde des Protestantismus. Sie sagen immer, sie wollten nur die Form entlehnen, allein in eine protestantische Form kann man keinen katholischen Heiligen gießen. Man sollte sich auch eigene Formen bilden. So hat es die Kirche in lebensfähigen Zeiten gemacht. Wenn die Protestanten den Schulzwang brauchen, brauchen ihn die Katholiken auch? Mit lauter Nachahmung sind selbst die katholischen Theologen auf die freie Wissenschaft hinaus gekommen. Man wirft sich nicht frisch mitten in den Baalsdienst der modernen Zeit hinein, sondern man betet den Baal einfach nicht an. Es wird doch niemals möglich sein, etwa katholische Toleranzhäuser zu errichten, um das moderne Heidenthum auch hier mit eigenen Waffen zu schlagen. Weder der Einzelne noch auch ganze Völker legen ungestraft die Leiter an ihren Stern. Später müssen sie es bitter büßen, um ein paar Stufen höher gestiegen zu sein, als die Natur wollte.

Fünftes Kapitel.

In der Schule verdunstet der Patriotismus.

„Wenn ihr mit kräftigem Erkühnen
Euch dem Verfall entgegen stemmt,
Verklärt ihr glorreich die Ruinen,
Die keine Macht im Sturze hemmt."
Salis.

Eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen ist diese, daß die sogenannte deutsche Nationalliteratur, mit deren Milch unsere gebildete Welt aufgenährt wird, keine Spur von Patriotismus enthält. Die Schriften all der Männer, welche man deutsche Classiker zu nennen pflegt, von Klopstock bis Heine, betreiben die Emancipation vom Christenthum. Sie heißen ja deßhalb Classiker, weil sie an das antike Heidenthum wieder anknüpfen, im Gegensatz zu den Romantikern, welche auf dem christlichen Mittelalter fortbauen wollten. Aber es gab in der Sturm- und Drangperiode noch keine politische Macht in Deutschland, welche ihren Culturkampf mit den Gewaltmitteln des Staates unterstützte, darum deutschthümelten sie auch nicht, ostentirten nicht jenen freimaurerischen Chauvinismus, den man jetzt nationale Gesinnung nennt, und der wirkliche Patriotismus war ihnen vollends ein Gegenstand des Hohnes und der Verachtung. Die deutschen Classiker sind sämmtlich Kosmopoliten.

„Ich habe," erklärt Lessing, „von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheint mir auf's Höchste eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gerne entbehre." Gotthold Ephraim Lessing war, wie ungefähr die Hälfte dieser deutschen

Dichter, ein Jude, und deshalb mag ihm dieser freche Spott wohl verziehen werden. Aerger aber ist, daß sein Ausspruch, der Nationalcharakter der Deutschen sei, „keinen haben zu wollen," Beifall in Deutschland fand. Goethe tadelte in einer Recension von Sonnenfels' „Ueber die Liebe des Vaterlandes" die ewigen Klagen über den Mangel eines deutschen Patriotismus. „Wozu das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung," sagt er, „die wir weder haben können, noch mögen?" Wie wir aus Tissot's „Reise in's Milliardenland" erfahren, trug sich Goethe sogar mit dem Plane, zu Kaiser Napoleon nach Paris überzusiedeln, und nur die Höhe der Umzugskosten erhielt ihn seinem Vaterlande. Wieland konnte sich nicht besinnen, das Wort „deutsch" irgendwo ehrenhalber vernommen zu haben, und sträubte sich dagegen, daß es einmal zu Ehren komme. Er nannte die Vaterlandsliebe eine Tugend, die sich mit den Pflichten gegen andere Völker nicht vereinbaren lasse, und behielt es den Musen vor, das große Werk der Verbrüderung aller Völker des Erdbodens zu Stande zu bringen. Am lebhaftesten gestalteten sich diese kosmopolitischen Träume in der farbenreichen Phantasie Jean Paul's. Alle Völker der Erde, hoffte er, würden einmal zusammen gegossen werden, und dann werde sich Europa in ewigem Gleichgewichte befinden, wenn einmal das Gleichgewicht der vier übrigen Welttheile hergestellt sei. Dieses Gleichgewicht könne man, „kleine Vibrationen abgerechnet, unserer Kugel versprechen." In Baireuth befindet sich eine der acht deutschen Großlogen, darum kommen Hrn. Jean Paul immer die Weltkugeln in's Concept.

Herder ist nicht bloß der Vater der kosmopolitischen Humanitäts-Religion, sondern er sah auch vom Standpunkte der politischen Universalität gleichgiltig auf das Geschick des Vaterlandes herab und glaubte, „daß man das Würdegefühl des Menschen steigern könne, wenn man das Stammes- und Nationalgefühl schwächte." Es thut wehe, sagt Gervinus, wenn sich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte: „leider oder mit Respect zu

sagen" zu einem Deutschen erklären möchte, oder auch nur fast Lust hätte, sich zu erklären. Herder verspottete den Patrioten Gabriel Wagner und scheute sich nicht, sogar Gedichte wider Deutschlands Ehre zu schreiben. Den „Nationalstolzen" hielt er neben dem Geburts- und Adelsstolzen für den „größten Narren". Schiller dankte in einem Briefe an Caroline von Beulwitz vom 26. März 1789 dem Himmel, daß er unter Menschen lebe, die einer Handlung à la Winkelried „nicht fähig seien". „Das vaterländische Interesse," sagt er am 13. Oktober 1789 in einem Briefe an Körner, „ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt." Seit 1789 war Schiller französischer Bürger; das Diplom hatte ihm J. H. Campe vermittelt. Wo er in seinen Briefen von der „Liebe zum Vaterlande" spricht, meint er nur die Liebe zu seiner Heimath Schwaben im Gegensatze zu Thüringen; es ist das Heim, nach dem er sich sehnt, ähnlich wie die Griechen dem fremden Wanderer καλὴν πατρίδα wünschen, das Heim, nach welchem Salis girrt:

„Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick."

Die Hannoveraner bezeichnet Schiller in einem Briefe an Henriette von Wolzogen als „Ausländer"[1]). Selbst das geflügelte Wort Attinghausen's im „Tell" II. Akt, 1. Scene:

„An's Vaterland, das theure, schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!"

gilt dem Partikularismus.

So redeten sie gar nicht vom deutschen Vaterland, diese deutschen Dichter, diese Blüthen des deutschen Geistes. Und erst gar von Preußen! Als Schiller den Ruf nach Berlin abgelehnt

---

1) Dr. Joh. Janssen, „Schiller als Historiker". Freiburg i. B. Herder 1863, S. 82 ff.

hatte, schrieb ihm sein Schwager Wolzogen dat. Petersburg 2. August 1804. „Ich hasse herzlich Alles, was preußisch ist, sogar bis auf den Accent."

Und der Troß war solcher Führer würdig. Als der fremde Eroberer hereinbrach, legte sich das gesammte gelehrte Deutschland vor ihm auf den Bauch. Forster und sein Anhang trieben in Mainz ihre Orgien, und als die Berufenen in München 1809 als geheime Gegner Napoleons denuncirt wurden — was antworteten sie darauf? Sie protestirten nicht nur in öffentlichen Blättern mit höchstem Eifer, als wenn sie (wörtlich) solche Bösewichter wären, sich gegen die großen und weisen Entwürfe Napoleons aufzulehnen, sondern sie erklärten auch in München vor Gericht: „indem Christoph von Aretin den falschen Vorwurf der Conspiration gegen den Kaiser Napoleon auf sie geladen, habe er sich einer Injurie des höchsten Grades schuldig gemacht, sie des Hochverraths und Majestätsverbrechens beschuldigt[1])."

Was aber thaten zur selben Zeit die deutschen Bauern, die keine Geschichte gelesen, keinen Schulmeister je gefürchtet hatten? Um dieselbe Zeit erließ Andrä Hofer der Sandwirth folgenden eigenhändigen Aufruf an die Bauern im Oberinnthal: „Liebe Brüder Oberinnthaler! Für Gott, den Kayser und das theyre Vatterland! Morgen in der frueh ist der löste Angriff. Wir wollen die Boarn mit hilff der götlichen Muetter fangen oder erschlagen und haben Uns zum liebsten Hertzen Jesu verlobt. Kombt Uns zu hilff, wollt ihr aber gescheiter sein, als die götliche Fürsichtichkeit, so werden wir es ohne Enk auch richten. Andere Hofer, Oberkommandant von Passeyr."

Aber da gibt es Schreibfehler! Ein offenbarer Beweis für mangelhafte Schulbildung.

Es gab auch Schläge: Hofer mußte sich flüchten. Im Verstecke unterschrieb er: „Andere Hofer, dermal unwissend wo." Es

1) Hist.-pol. Bl. 30. Bd. S. 367.

ist schrecklich: der Mann kann nicht einmal seinen Namen richtig schreiben!

Bald darauf hielt »Général Sanwird« seine berühmte Ansprache aus einem Fenster des „Goldenen Adlers" zu Innsbruck. Er sprach: „Grüß enk Gott, meine lieb'n 'sprucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es seyn aber a viel andre do, dö koani 'sprucker seyn; alle dö unter meini Waffenbrüder sein wölln, dö müßen für Gott, Khayser und Vaterland als tapfre, rödle und brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wölln; dö aber dös nit thun wölln, dö solln haim ziehn. I roth enk's; und dö mit mir zieh'n, dö sol'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Andere Hofer hoaß; g'sogt hob' i enks, g'sögn hobts mi, b'hüt enk Gott."

Die Herren in München und Mainz hätten offenbar feiner gesprochen; aber von dem Geist, der den deutschen Mann constituirt, hatte dieser Tyroler Bauer mehr in sich, als die ganze deutsche Professorenzunft mit einander. Er starb den Heldentod. Ehe er fiel:

„Da rief er laut: Gott sei mit Euch!
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Es sei hier eine Bemerkung erlaubt, die nicht strenge zum Thema gehört. Die Vaterlandslosigkeit der deutschen Dichterperiode hat sich bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt. An die Internationale soll gar nicht erinnert werden, obschon uns Herwegh mit seinem bekannten

„Was soll uns jetzt noch Schiller oder Goethe?"

einen classischen Text zur Betrachtung darböte. Aber die „Briefe aus den Tuilerien" zeigen, wohin der Patriotismus der deutschen Gelehrten das empfängliche Haupt zu neigen pflegt. Kein deutscher Bauer hat einen Bettel-Schmeichelbrief an Kaiser

Napoleon III. geschrieben. O, wenn doch auch die Schulmeister nicht hätten schreiben können!

Noch 1862 bei dem Schillerbankett zu Mainz wurde auch ein Toast auf Georg Forster ausgebracht[1]), den Franzosenfreund und Vaterlandsverräther; so deutsch, so vaterländisch meinen es diese Herren!

Aus dem Blute der Freiheitskämpfe ist wohl auch der deutsche Patriotismus wieder auferstanden, aber nicht in Einer großen Feuersäule, sondern zwieschlächtig in Folge der Katastrophe von 1517. In den Jüngern der romantischen Schule fing die Freiheit zu gähren an, wie der Wein im Fasse, wenn die Traube blüht. Jos. v. Görres trat auf. Der ritterliche Ringseis brachte zu Landshut ein donnerndes Pereat gegen Bonaparte aus, während ein französischer General in der niederbayerischen Universitätsstadt commandirte. Vor Allem aber erhob sich Kronprinz Ludwig von Bayern. Es ist dies dieselbe Richtung, welche man zuletzt die großdeutsche hieß und die bei Königgrätz begraben liegt.

Auch der protestantische Norden erzeugte seine Patrioten. Uhland setzte ihnen folgendes Denkmal.

„Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
„Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
„Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
„Und Mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
„Du, Wehrmann Leo, Du, o schwarzer Jäger,
„Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
„Und Fouqué, wie mir Du das Herz durchdringest!
„Du wagtest, kämpftest — doch du lebst und singest!"

Aber bei dieser Richtung bildete sich bald ein sectenhafter Haß gegen die katholische Kirche aus, welcher sich hinter einem lächerlich aufgeschraubten Abscheu gegen alles „Wälsche" und in einer von Rohheit strotzenden Deutschthümelei versteckte. Ihre Ergüsse verfielen dem Spotte. Clemens Brentano z. B. höhnte:

---

1) Mainzer Abendblatt vom 29 Okt. 1862.

„Theils sind sie für Theaterhelden geschrieben,
„Die hinten wieder aufsteh'n, wenn sie vorne geblieben,
„Theils sind sie wie papierne Helme erhaben,
„A la Kakadu, wie sie die Modehüte haben.“ U. s. w.

Aber Preußen bemächtigte sich dieser Richtung, pflanzte sie fort und erweiterte sie. Sie hat sich schließlich als die ausschließlich nationale erklärt, preußisch und deutsch identificirt und die katholische Hälfte der deutschen Nation, die Trägerin einer tausendjährigen deutschen Geschichte, für reichsfeindlich erklärt. „Man muß sie ausrotten, zertreten und vernichten,“ erklärt ein deutscher Schulmeister. Friedberg, sagt man, heißt der Mensch. Dieser Wolfs-Affect heißt z. B. Patriotismus.

Die Alten haben gemeint, es sei „süß, für das Vaterland zu sterben.“ Daran glaubt zwar jetzt auch der deutsche Bauer nicht mehr; jedoch stirbt er thatsächlich für's Vaterland. Der gebildete, studirte Städter aber schraubt sich, wie die Militärstatistik erzählt, fast gänzlich vom Militärdienst weg. Und es ist gut, daß sie es thun. Was würde in den Revolutionsjahren aus uns geworden sein, wenn der Grundstock und die überwiegende Masse der deutschen Heere aus anderen Bestandtheilen, als gerade aus den bäuerlichen gebildet gewesen wären? Die Frage wird sich beantworten, wenn einmal der deutsche Bauer auch noch gebildet sein wird. Der „Volksstaat“, ein socialdemokratisches Organ, deutet hierüber an:

„Der Militarismus beherrscht und verschlingt Europa. Aber dieser Militarismus trägt auch den Keim seines eigenen Unterganges in sich. Die Concurrenz der einzelnen Staaten untereinander zwingt sie einerseits, jedes Jahr mehr Gelder auf Armee, Flotte und Geschütze 2c. zu verwenden, also den finanziellen Zusammenbruch mehr und mehr zu beschleunigen; andererseits mit der allgemeinen Dienstpflicht mehr und mehr Ernst, und damit schließlich das ganze Volk mit dem Waffengebrauche vertraut zu machen, es also zu befähigen, in einem gewissen Moment seinen

Willen gegenüber der commandirenden Militärherrlichkeit durchzusetzen. Und dieser Moment tritt ein, sobald die Masse des Volkes — ländliche und städtische Arbeiter und Bauern — einen Willen hat. Auf diesem Punkt schlägt das Fürstenheer um in ein Volksheer — die Maschine versagt den Dienst, der Militarismus geht unter an der Dialektik seiner eigenen Entwickelung. Mit ihm der Capitalismus, den der Militarismus durch das Schuldensystem groß gezogen und das, wechselwirkend, ihn wieder möglich gemacht hat.

Was die bürgerliche Demokratie von 1848 nicht fertig bringen konnte, nämlich den arbeitenden Massen einen Willen geben, dessen Inhalt ihrer Classenlage entspricht, — das wird der Socialismus unfehlbar erwirken, wenn nicht inzwischen die sociale Reform vorbeugend eingetreten ist. Und das bedeutet die Sprengung des Militarismus und mit ihm aller stehenden Armeen von innen heraus."

Die Aufgabe wird nicht allzu schwierig sein: „einen Willen" wird der deutsche Bauer bald bekommen; man weiß, wer ihn zur „Selbstbestimmung" erzieht. Bekannt ist, wie das Kind der Natur mit Blut und Seele an der Heimath hängt. Von der Armuth oder von der Dienstpflicht in die fremde Ferne getrieben, sterben diese Söhne und Töchter der Berge manchmal vor Heimweh. Der Student singt: ubi bene, ibi patria.

Wir müssen nochmal zurückgreifen auf die Vaterlandslosigkeit der deutschen Classiker. Dieselbe ist gutentheils daran Schuld, daß unsere ganze neuere Nationalliteratur ausschließlich eine Literatur der Gebildeten, nicht des Volkes geworden ist. Das Volk blieb christlich und deutsch, die Gebildeten fühlten classisch. Die Versöhnung des Schriftthums mit dem Volksthum kann keineswegs auf literarischem Wege etwa durch die wieder in Mode gebrachte Koketterie mit volksthümlichen Redewendungen gestiftet werden, sondern nur auf socialem. Der gelehrte Proletarier muß sich erst wieder durch aufrichtige Hingabe im ächten Volksthum

erfrischen, dann wird sich auch die Schreibart wieder kräftigen. In der Rede und Anschauung des Bauern ist die geschichtliche Ueberlieferung der derben Naturkraft unserer Sprache gegeben, in der Rede des Bürgersmannes die reiche, breite Mannigfaltigkeit ihrer frühlingskräftigen Entfaltung, in der abstracten, nivellirten und conventionell ausgebügelten Redeweise der Bildungsaristokratie die greisenhafte Abgelebtheit.

Der Gegenfüßler des Patriotismus, der revolutionäre Haß gegen den Staat hat keine Wurzel in dem ungebildeten Bauernvolke schlagen können, um so längere und stärkere aber unter den Literaten. Der Patriotismus trägt den Bauernkittel, die Revolution trägt das Kleid der Gebildeten.

Die Vermengung und Verwechselung der politischen mit der socialen Opposition, welche einen Grundzug aller revolutionären Bewegungen der neuesten Zeit bildet, hat in dem literarischen Proletariat ihre natürlichen und eifrigsten Apostel gefunden, und namentlich wußte dasselbe zur entscheidenden Stunde oft genug dem Arbeiterproletariat die Identität der politischen Umwälzung mit der gesellschaftlichen begreiflich zu machen, und letzteres solchergestalt zum Kampfe gegen die historische Staatsordnung zu entflammen, welche demselben außerdem ein ganz gleichgiltig Ding war und geblieben wäre.

Der aristokratische Proletarier hat noch einige Ursache, dem modernen Staate hold zu sein, denn eben derselbe ist es ja, der ihm fast allein noch ein Hungerbrod bietet; der künstlerische Proletarier war niemals gewohnt, Ansprüche an den Staat zu machen, fühlt sich also auch nicht gekränkt, wenn er von demselben ignorirt wird. Er hat übrigens genügende Ursache, politisch conservativ zu sein, da der Künstler wohl weiß, daß jede Staatserschütterung seine materielle Existenz zuerst mit erschüttern wird. Ganz anders ist es mit dem literarischen Proletariat. Hierher flüchten sich die Ausgestoßenen nicht sowohl der Gesellschaft als des Staates, die Schiffbrüchigen, welche in „herrschaftliches Brod“

zu kommen vergebens hofften. Aus Rachedurst gegen den Staat, der ihm eine Existenz versagt, gegen die Polizei, die ihn für eine verdächtige Person erklärt, wird der literarische Proletarier zur Rache gegen die Gesellschaft getrieben, der Proletarier des Gewerbes, des Taglohnes kommt dagegen umgekehrt erst durch den Groll gegen die Gesellschaft zum Groll gegen den Staat. Nur bei der originellen Gruppe des prononcirt jüdischen Geistesproletariats finden wir, daß der völlig gleichzeitige, ebenmäßige und gleichbegründete Haß gegen die Gesellschaft wie gegen den Staat den verneinenden Literaten geschaffen hat. Die jüdischen Literaten par excellence, wie wir sie in den letzten Revolutionsjahren immer da in der Vorderreihe fanden, wo es galt, die Lichter auszulöschen und die Feuer anzuzünden, sind gleich sehr Ausgestoßene der Gesellschaft wie des Staates. Das specifische Judenthum haben sie verlassen und dem Christenthume haben sie sich nicht zugewandt, vom germanischen Staat wollen sie nichts wissen und von der hebräischen Theokratie auch nichts. Sie sind so plötzlich einer überstrengen Schule des religiösen, politischen und bürgerlichen Zwanges und der Beschränkung entlaufen, daß sie überhaupt keine historische Schranke, keine geschlossene Form, weder in staatlichen, noch in socialen oder kirchlichen Dingen mehr anerkennen mögen. Sie sind daher die echten Literatenköpfe, in Holzschnittmanier gezeichnet, die wahren Vorbilder der modernen Literatenwirthschaft, sie repräsentiren das Literatenthum in allen Consequenzen des vierten Standes. Daß es auch unbeschnittene Literaten gibt — aber beschnitten im Geist, wie der Apostel sagt — die sich dieser Gruppe angeschlossen haben, braucht nicht erwähnt zu werden.

Gleich als ob in der Tagespresse das Schwert oder wenigstens der Wespenstachel für Jeden gegeben sei, der irgend einmal von obenher verletzt worden, glaubt ein solcher Gekränkter der herrschenden Staatsgewalt nicht besser auftrumpfen zu können, als indem er unter die Literaten geht. Wer politische Einflüsse

auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist, gleichwie derjenige Tageskritiker wird, der in der Kunstwelt eine Rolle spielen möchte und doch fühlt, daß er zum Künstler verdorben sei. Darin liegt wieder eine der faulen und giftigen Seiten des modernen Literatenthums, daß so viele diesen Beruf ergreifen, nicht in der Absicht etwas Tüchtiges, die Menschheit Förderndes zu wirken, sondern um persönliche Einflüsse zu üben. Der verworfene Schacherer mit Theaterrecensionen, dessen Standort die großen theatralischen Börsenplätze sind, ist wohl längst aller Ehre bar geworden, nur des einzigen Ehrgeizes nicht, auf die Bühnenwelt seinen persönlichen Einfluß zu üben, und wäre es auch nur jener negative Einfluß, der jedem allgemein Verabscheuten von selbst zufällt. Er brandschatzt die Künstler, nicht bloß um damit sein Leben zu fristen, sondern auch, weil noch des Bestechens werth zu sein, für ihn der letzte Beweis persönlichen Einflusses, persönlichen Werthes überhaupt ist. Und wer gleich diesem unsaubersten Bodensatz des Literatenthums die Mehrheit einer ganzen Künstlerschaft zu demoralisiren vermag, der kann sich immerhin ebenso gut eines persönlichen Einflusses rühmen, wie jene Publicisten mit ihrer herostratischen Celebrität prahlen mögen, denen es gelungen ist, Zucht und Sitte aus ganzen Bevölkerungsschichten wegzuätzen. Und dennoch finden wir bei den armen Sündern, die ihren ganzen Lebensunterhalt von Schauspielern und Virtuosen erpressen, oft noch eine Ritterlichkeit in der Schurkerei, welche wir bei jenen politischen Tagesschreibern, die lediglich auf „Einflüsse" arbeiten, vergeblich suchen. Das kommt daher, weil die Ersteren hauptsächlich durch den Hunger nach Brod, die Anderen aber durch den Durst nach Rache unter die Waffen, d. h. unter die Feder gerufen worden sind. Man findet z. B. bei den theatralischen Wegelagerern häufig jenes Princip systematisch durchgebildet, welches das Haupt des Schinderhannes in einer Glorie volksthümlicher Romantik strahlen läßt, daß sie nämlich bloß den reichen Künstlern das Pistol auf

die Brust setzen, den ärmeren aber wohl gar selber einen Zehrpfennig mitgeben. Ein solcher Mann ist also doch wenigstens nobel in seiner Gemeinheit.

Der Literat, welcher Rache zu nehmen hat an den bestehenden Staatseinrichtungen und Staatsgewalten, tritt als die verkörperte, persönlich gewordene sociale Opposition denselben gegenüber. Er macht in der Theorie und Praxis Profession aus dem glücklich gefundenen Gedanken, den staatlichen Mächten durch die gesellschaftlichen Schach zu bieten.

Gerade der edelste Theil des eigentlichen Literatenthums geht in der Regel an dem Wahne zu Grunde, daß das bloße genial producirende Weben des Geistes ein ausschließlicher und ununterbrochener Beruf für das ganze Leben sein könne. Auch der begabteste Schriftsteller, der von seiner Feder leben will, muß ein Handwerk nebenbei treiben, und wenn es auch nur darin bestünde, daß er Uebersetzungen liefert oder Landtags- und Schwurgerichtsverhandlungen aufzeichnet. Jeder Künstler und Gelehrte sollte sich's wohl merken, daß Paulus nicht bloß der eifrigste und begeistertste Apostel, sondern auch ein Teppichwirker gewesen ist. Man sagt wohl, Wissen sei Macht, Unterricht sei Capital; allein bloßes Wissen wird im Leben sauer, wie Bier ohne Hopfen. Wenn Goethe's Sänger ruft:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,“

so braucht doch auch der Vogel einen grünen Zweig, auf dem er sitzt und singt. Die Schule vermehrt ohne Rücksicht darauf den Zündstoff der Bildung, engt dadurch das Gebiet des Patriotismus ein und vermehrt das Proletariat. Das ist eine ganz directe Gefahr für den Fortbestand der gegenwärtigen Staatsordnung.

Eine ganz ähnliche Rolle wie das Literatenthum spielt ein großer Theil des Beamtenproletariates. Diese Accessisten und Referendare, diese studirten Subalternbeamten aller Fächer, denen

der Staat oft Jahrzehnte lang genau so viel und genau so wenig Besoldung gibt, als nöthig ist, um den sittsamsten Philister in einen verzweifelten Demokraten und Communisten zu verwandeln, haben sich mit den Literaten in die Aufgabe getheilt, den Groll gegen die Staatseinrichtungen in einen Groll gegen die Gesellschaft zu übersetzen. Man glaubte durch Gehaltsaufbesserungen helfen zu können. Allein man goß nur einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, und mehrte wohl gar nur die Staatsfaulenzer, indem man die Staatsarbeiter fördern wollte. In dem Maaße als man die Stellen reicher dotirt, wird auch der Zudrang zum Staatsdienste wachsen, und was man am Beamtenproletariat gemindert hat, wird dann am Literatenproletariat dreifach gemehrt[1]). So geht es, bis es steht.

1) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". S. 412 ff.

Sechstes Kapitel.

Der Schulzwang propagirt den Knechtssinn.

„Gib doch den Menschenhunden ihr Recht,
Ihr eigenstes Recht auf Erden,
Und laß das nächste deutsche Geschlecht
Mit Schwänzen geboren werden."

Heine.

Nichts kann verletzender sein für den deutschen Nationalstolz, als die Wahrnehmung, daß wir in den Augen aller Culturvölker der Erde als das „Bedientenvolk" erscheinen. Die deutsche Nation, welche das Römerreich zerschlagen und die Hegemonie der Christenheit tausend Jahre lang inne gehabt hat! Wir sind in diesen Despect erst im Zeitalter der Schulwuth gekommen. Andere Völker haben zuweilen die Freiheit verloren, keines jemals den Freiheitssinn.

Alle die Freiheiten, welche im neunzehnten Jahrhundert als unveräußerliche Grundrechte eines mündigen Volkes erklärt werden, sind durch den Schulzwang illusorisch gemacht. Ohne Lehrfreiheit ist keine persönliche Freiheit denkbar. Der zarteste Punkt der persönlichen Freiheit ist doch offenbar das Gewissen: durch den Lehrzwang octroyrt sich der Staat zum Lenker der Gewissen. Die moderne Gesellschaft hat es nicht ertragen wollen, daß die Kirche auctoritativ und einheitlich die Gewissen lenke. Wenn wir den höheren Charakter der Kirche ganz bei Seite lassen, so ist die Kirche doch jedenfalls eine geistige Macht. Glauben und Religion sind Sache der freien Ueberzeugung. Der Staat aber ist der Träger, der Repräsentant der Gewalt, er hat Polizei und Militär und die ultima ratio regum. Der Staat darf

darum nie Einfluß auf Meinen und Glauben haben; denn dadurch geriethen diese Kinder der Freiheit in die Hände der Gewalt. Gott hat nie einem Menschen solche Macht gegeben, daß er einem Andern seine Meinung aufdringen dürfte. „Glaubst du nicht, daß ich meinen Vater bitten könnte, und er würde mir mehr als zwölf Legionen Engel zu Hilfe senden?“ hat der Erlöser gesagt. Aber er hat niemals mit Gewalt bekehrt. Darüber dürfte das Jahrhundert im Reinen sein, seit Locke seine Briefe über Toleranz geschrieben hat.

Aber wunderbar: dieselbe Generation, welche von der Hühnerhaut überlaufen wird, wenn sie die Worte Inquisition, Auto-da-fé u. dgl. vernimmt, reibt sich vergnügt die Hände, wenn der Cardinal Graf v. Ledochowsky in den Kerker geworfen wird und wenn die verbannten Schwestern von Salzkotten auf dem Meere im Wintersturme umkommen. Die Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Lenkung der Geister, deren Frucht die Inquisition eben war, schien unerträglich, und unter Kämpfen und Krämpfen wurde dieselbe im Laufe der Jahrhunderte gesprengt. Kaum war das gelungen, so wurde das Gewissen rückhaltlos dem Staate ausgeliefert. So gleicht unsere Freiheit einem Reiter, der auf der einen Seite auf's Pferd steigt und auf der andern wieder hinunter fällt.

Du arme Menschheit — wie mir graut
Vor deinem bösen Gestirne!
Kaum hast du den alten Apfel verdaut,
So beißest du schon in die Birne!

Noch bei der Vorlage des Schulgesetz-Entwurfes von 1867 erklärten die Motive der badischen Regierung wörtlich: „Die unerträglichste aller Despotien, der Zwang zu einem uniformen, durch die Staatsgewalt vorgeschriebenen Bildungszwang ist unmöglich zu machen.“ Aber die Kammer hat dann freilich gerade diese Despotie gesetzlich stabilirt, und das Volk hat den Nacken darunter gebeugt.

Damit des Paradoxen und Verkehrten kein Ende ist, hat der nämliche Zeitgeist, welcher dem Staate die Seelen ausgeliefert hat, demselben die Körper der Schüler entrissen. Während sie dem Polizeidiener den Katechismus in die Linke drückten, haben sie ihm den Backel aus der Rechten genommen. Die wissenschaftliche Pädagogik verträgt keine Schulzucht mehr. Gerade das aber ist der einzige Punkt, wo die Staatsgewalt über das Gebiet des Unterrichts hereinragt. Schon Plato hat hervorgehoben, daß indirecter Weise der Staatszweck auch ein erziehender sei. Durch Zucht und Gehorsam erzieht der Staat zur Liebe des Rechten und Guten, zur ächten Loyalität der Gesinnung. So hat der Staat dem Christenthum vorgearbeitet und bricht ihm noch die Bahn und ist eine παιδαγωγία εἰς Χριστόν. Selbst das Christenthum kann nur spärlich Terrain gewinnen bei Heidenstämmen, die nicht staatlich organisirt sind. Der Mensch muß zuerst des Gesetzes Knecht werden, ehe er des Lebens Gefreiter und Herr sein kann. Der civilisirende Einfluß staatlich-kirchlicher Ordnung ist hauptsächliche Vorbedingung. Nun aber haben sie neuestens die Schulzucht aufgehoben, und doch soll diese Schule socialen und politischen Ordnungssinn einprägen. Die Geister werden gejocht, die Leidenschaften ziehen frei.

Ohne Lehrfreiheit gibt es auch keine Religionsfreiheit. Einem den Unterricht vorschreiben, heißt ihm auch die Religion dictiren. Früher hat es der Staat in Deutschland indirect gethan durch Zulassung oder Zurückweisung der Religionslehrbücher, jetzt geschieht es bereits direct, indem der Lehrer im Auftrag und nach Vorschrift des Staates den obligatorischen Religionsunterricht ertheilt. Wo die öffentliche und private Religionsübung freigegeben wäre, da müßte auch der religiöse Unterricht freigegeben sein. Im anderen Falle ist wohl Freiheit der Religionslosigkeit denkbar, aber nicht Freiheit der Religion. Ohne Lehrfreiheit ist auch keine Rede- und Preßfreiheit; denn das Unterrichten ist nur Reden und das Gedruckte ist nichts anderes, als ein durch

Schrift gegebener Unterricht. Die Forderung, daß Jeder, welcher Schule halten will, seine Befähigung in einer Staatsprüfung nachweise, ist ebenso berechtigt, als wenn verlangt würde, daß jeder Zeitungsschreiber ein Staatsexamen mache.

Alle constitutionellen Rechte und Freiheiten sind ohne Lehrfreiheit hohl und nichtig. Am 10. Dezember 1867 wurde im IV. Ausschuß der II. bayerischen Kammer zu München über die Civilehe verhandelt, wobei der damalige kgl. Justizminister v. Lutz dieses Wort sprach: „Alles Recht muß in dem Rechtsbewußtsein des Volkes wurzeln, und die Gesetzgebung darf nur dasjenige als Recht codificiren, was schon zuvor im Bewußtsein des Volkes lebt[1])." Das ist die constitutionelle Theorie; es ist unmöglich, sie noch prägnanter auszudrücken. Allein wie kann es ein freies Rechtsbewußtsein des Volkes geben, wenn der Staat das ganze Schulwesen bis in die äußersten Ausläufer beherrscht und regiert? Es darf ja im ganzen Lande nichts gelehrt und gelernt werden, was nicht ministeriell angeordnet ist. Man trichtert also zuerst dem Volke eine beliebige Meinung ein, und dann codificirt man sie als Rechtsbewußtsein des Volkes. Es ist der Herren eigener Geist, was sie den Geist der Zeiten nennen.

Darum sind selbst republikanische Institutionen eitel Illusion, wo der Schulzwang besteht. Da kann man nicht sagen: „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", sondern umgekehrt: „jung gelernt, alt gethan". Der freie Stimmzettel ist hier nur Emballage und Makulatur für die Knechtschaft. Bernh. Zeerleder von Steinegg schrieb 1841, also fünf Jahre vor seiner Conversion, ein „Sendschreiben an die Vorsteherin eines Frauenklosters". Darin kommt folgende Stelle vor: „Vor Allem weg mit dem Schulzwang! Wir nennen uns einen Freistaat, und es werden den Eltern die Kinder entrissen; die Polizei und die Criminaljustiz greifen da ein, wo kein Fürst dem Bettler zu befehlen hat.

1) Südd. Presse, Abendbl. 81, 1867.

Keine Regierung hat ein Recht, den Eltern zu gebieten, wie sie ihre Kinder erziehen sollen . . . Mache man ein Athen aus Frauenfeld, errichte man eine Universität zu Dießenhofen; aber man zwinge die Schüler nicht durch Landjäger hinein, und man handle gegen die Eltern nicht in der Weise, wie die Sage von Geßler berichtet[1])." Diese Stimme ist spurlos verhallt. Auch in der Schweiz haben die jeweiligen Inhaber der Gewalt eine Vorliebe für Leute mit halbbrüchigem Concept.

Das ist die ungeheuere und unüberbrückbare Kluft zwischen den Anhängern der freien Schule und den Vertheidigern des Schulzwanges. Wir erstreben die freie Gesellschaftscultur gegenüber der staatlichen Zwangscultur. Nach unserem Sinne wird die Cultur ein freies Concert, nach dem andern wird sie eine Drehorgel. Der Staat ist die große alte Walze, gezeichnet mit tausend Stiften, welcher das Orgelwerk und die Puppen bewegt und tanzen macht. Der jeweilige Minister treibt die Werfel und steckt den Walzer, der gerade abgeleiert werden soll. Fehlgriffe sind gar nicht möglich, aber es ist Drehorgelmusik. Man redet von religiöser Freiheit und constitutionellen Rechten, aber es ist, wie Carlyle sagt, „Wind und Zunge".

Freilich wohl kennen wir die Fabel von der Freiheit der Wissenschaft, müssen wir sie ja alle Tage hören. Es klingt genau so, wie wenn Paulus in Ketten schreibt: „aber das Wort Gottes ist nicht gebunden." II. Tim. 2, 9. Das Wort nicht, nur der Redner. Die Wissenschaft bringt ihre geistige Natur immer wieder dadurch in Erinnerung, daß sie alle staatlichen Grenzen verachtet. Man lese einmal die Geschichte einer einzigen wissenschaftlichen Errungenschaft, z. B. der Telegraphie, wie da die Namen aller Länder und Völker und Nationen und Zungen durcheinander wirbeln. Gedanken sind immer noch zollfrei. Aber

---

1) Dav. Aug. Rosenthal, „Convertitenbilder". Hurter, Schaffhausen 1866. I. 1076.

die Denker tragen wenigstens in Deutschland Hand- und Fußschellen.

Am 22. September 1877, in der Schlußsitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München hielt Professor Dr. Virchow eine Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben". Herr Virchow wird zuweilen auch der „Trichinengelehrte" genannt, weil er früher die deutsche Wursterei in Allarm setzte. Der berühmte Gelehrte sprach: „Bei der Jubelfeier der Versammlung zieme es sich, der großen Veränderungen zu gedenken, die sich in Deutschland und speciell in München vollzogen, seitdem Oken die erste Versammlung berief, die gewissermaßen unter dem Schleier des Geheimnisses zusammentrat und deren österreichische Theilnehmer erst viele Jahre später genannt werden durften. Oken selbst, die Zierde der Münchener Hochschule, starb im Exil in demselben Kanton wie einst Hutten. Sein Exil wird die Signatur der überwundenen Zeiten bleiben. Dankbar haben wir uns zu erinnern, daß er unser Märtyrer war, ein Blutzeuge im Kampfe für die freie Wissenschaft."

Seine Vielgeschäftigkeit im „Culturkampfe" hat Hrn. Virchow nicht Zeit gelassen, sein Martyrologium der freien deutschen Wissenschaft bis in die neueste Zeit fortzuführen. Dem Mann muß geholfen werden. Von den Jesuiten in Deutschland, in der Schweiz, in Italien ꝛc. wollen wir nicht reden. Aber die Namen Philipps und Höfler dürften zu erwähnen sein, wenn auch nicht als Signatur überwundener Zeiten. „Die Verfolgung wissenschaftlicher Größen durch Handwerksgelehrte" ist ja im protestantischen Norden eine offene Frage. Man nenne: Ludwig Feuerbach, Schoppenhauer, August Comte, Friedrich List und Robert Mayer! Letzterer wurde in Heilbronn, wo er noch jetzt lebt, auf alle Weise chikanirt, zuletzt sogar in's Irrenhaus gebracht, obwohl er durchaus bei Verstand war. Er ist als Entdecker der mechanischen Wärmetheorie anerkannt, seine Schriften wurden wieder-

holt aufgelegt. Herr Virchow kennt den Namen Mittermüller kaum: die HH. Kluckhohn, Sybel, Giesebrecht, denen er oft den Standpunkt klar gemacht hat, kennen ihn wohl. Nun denn, von P. Rupert Mittermüller in Metten ist am 6. Oktober 1869 folgende „Erklärung" an das gebildete Deutschland ergangen. „Das kgl. bayer. Kultusministerium hat darauf gedrungen und befohlen, daß ich meine Lehrthätigkeit als Professor der Geschichte am Gymnasium in Metten nicht weiter fortsetze, weil es glaubt, das von mir verfaßte und gebrauchte Lehrbuch der bayerischen Geschichte verfolge eine einseitig-kirchliche Richtung, und weil es eine Gehässigkeit und Unwürdigkeit in dem Umstande erblickt, daß aus der Regierungszeit eines bereits verstorbenen, also der Geschichte verfallenen Monarchen mit ein paar Worten zwei oder drei Thatsachen und geschichtliche Wahrheiten in dem Lehrbuche angedeutet werden, Thatsachen, welche nicht nur fünf Millionen Bayern, sondern ganz Europa bekannt, gewissermaßen mit Händen greifbar sind, und welche überdies als eine Mitursache der nunmehrigen Lage Bayerns angesehen werden müssen. Diesem Thatbestande gegenüber halte ich es für unnöthig, beim unfreiwilligen Schlusse meiner Lehrthätigkeit irgendwie meine kirchliche Richtung und bayerische Gesinnung zu rechtfertigen, nachdem so viele Hunderte von Schülern, zu denen ich seit einem Vierteljahrhundert unter Anerkennung der früheren Staatsregierung gesprochen habe, im ganzen Bayerlande zerstreut sind und Zeugniß ablegen können, nichts zu sagen von meinen veröffentlichten literarischen Abhandlungen und Schriften. P. Rupert Mittermüller, O. S. B."

Himmel! die Wissenschaft frei! Und so etwas getraut sich dieser patentirte Schulzopf in München zu sagen! Hat denn gar kein Mensch: Reger, Kleinstäuber, Mittermüller ꝛc. dazwischen gerufen? Das sagt er in Deutschland, wo ganze Millionen von Nationalen, z. B. die „Ultramontanen" und die Socialdemokraten factisch von allen Lehrstühlen ausgeschlossen sind; das sagt er in Bayern, wo wir erst vorgestern die Speyerer Seminarfrage erlebt

haben; das sagt er in München, wo Polizeidirector Burchtorff die Schulmädchen inquirirte, nach welcher „Meinung" sie gebetet haben? Wahrhaftig, einem Theil der modernen Germanen ist sogar das Gefühl der Freiheit abgestanden! Der Dichter hat offenbar an diese Unglücklichen gedacht, welcher sang:

„Sage, Natur, o warum, du zärtliche Mutter,
Gabst du zum Wedeln die Lust, aber den Schwanz nicht dazu?"

Muß man denn immer wieder an Lessing's bekannten Ausspruch über die Berliner Freiheit erinnern? Virchow hätte sich unterstehen sollen, etwa über den Militarismus so zu sprechen, wie er über die katholische Kirche zu schwadroniren sich nicht schämt!

Aber Dühring! Daß dem preußischen Professor nicht doch wenigstens der Name Dühring eingefallen ist! Diesem socialdemokratischen Privatdocenten wurde vom preußischen Kultusminister auf einen geheimen Bericht der philosophischen Facultät in Berlin hin unterm 8. Juli 1877 die venia legendi an der dortigen Universität entzogen. Warum? Andern Tages traf bei dem Relegirten folgende Adresse von Studenten der Universität Leipzig ein: „Hrn. Dr. E. Dühring. Mit Bedauern haben wir von dem Verfahren gehört, welches die philosophische Facultät in Berlin gegen Sie einzuleiten begonnen hat. Wir haben in den incriminirten Stellen Ihrer hier in Frage kommenden Schriften zwar eine scharfe, streng sachliche Kritik, aber keineswegs persönliche Verdächtigungen zu erblicken vermocht, die eine Beleidigung involvirten. Wir ergreifen hiemit zugleich die Gelegenheit, Ihnen unsere Bewunderung und Hochachtung für den Muth auszusprechen, mit dem Sie unter so ungünstigen Verhältnissen Ihre Ansichten vertreten. Wer wie Sie, geehrter Herr, mit solcher Selbstverläugnung seine ganze Persönlichkeit seiner Ueberzeugung zum Opfer bringt, wird stets der Sympathie aller Gleichgesinnten sicher sein." (Folgen 166 Unterschriften.) Aus Berlin selbst und anderen deutschen Universitätsstädten trafen ähnliche Beileidsbe-

zeigungen ein. Natürlich vergebens. Scheint es nicht, daß Dühring „die Signatur der gegenwärtigen Freiheit" Deutschlands bleiben wird? Das ist unsere Lage, und — dem Himmel sei's geklagt — man fühlt sie nicht mehr! Aus dem böhmischen Zuchthause Karthaus schrieb ein armer Teufel an seine Mutter, wie merkwürdig gut er es dort habe. Das Mütterchen, von Elend und Harm täppisch geworden, schrieb ihm retour, er solle fein um Gotteswillen gut thun, damit ihn die Herren nicht am Ende wegjagten [1]).

Wenn es nicht regnet, bricht die Wolke. Die hermetische Absperrung unserer Schulmeisterzunft wird mit dem Untergang der Kaste enden, gerade wie es beim Handwerk der Fall gewesen ist. Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß im Sommer 1877 der socialdemokratische Agitator Most, seines Zeichens ein Buchbinder, vor einem sehr zahlreichen Berliner Auditorium, in welchem auch die akademische Jugend nicht unerheblich vertreten war, über römische Geschichte eine Reihe von Vorträgen halten konnte, die sich gegen den Geschichtsschreiber Mommsen und seine berühmte Darstellung des römischen Alterthums richteten und in der Berliner Presse regelmäßige Berichterstattungen hervorriefen. Soweit aus denselben zu ersehen, ist nun allerdings der Buchbinder dem Professor nicht gewachsen, und Herr Most wird immerhin noch einige Studienjahre am Plözensee verbringen können, ehe es ihm gelingt, die altrömischen cäsaristischen Volksausbeuter und ihre modern-liberalen Verherrlicher zu vernichten. Die wissenschaftliche Concurrenz zwischen Most und Mommsen ist es aber gar nicht, was dem Vorgang Bedeutung verleiht. Wir suchen diese Bedeutung vielmehr in der Thatsache, daß ein derartiges Auftreten eines Handwerkers gegen eine der gefeiertsten Größen unserer Professorenwelt überhaupt nicht bloß möglich ist, ohne sofort der unwilligen Verachtung oder höchstens der allge-

---

1) Allgem. Ztg. 1877. Beilage 261.

meinen Heiterkeit zu verfallen, sondern daß sich dasselbe sogar weitreichenden Beifalls und noch weiter reichender Beachtung zu erfreuen hat. Diese Erscheinung verräth jedenfalls eine starke Erschütterung des Ansehens der deutschen Professorenzunft, und da das Ansehen der Zunft stets eine der stärksten Stützen der deutschen Zwangsschule war, so dürfen wir die Polemik Most contra Mommsen getrost als ein Anzeichen nehmen, daß auch diesem inneren Düppel die Stunde naht. Leider ist es nicht das schwellende wachsende Leben, welches den Ring sprengt, sondern die Revolution. Aber wenn der Schulmeister den Priester ablösen kann, so ist der Buchbinder immerhin ein qualificirter Substitut für den Buchschreiber.

Die Idee freier Vorlesungen für ein nicht akademisches Publikum hat sich seit zwanzig Jahren in Deutschland sehr festgesetzt. Sie ist so verführerisch, daß sie hie und da sogar einen alten Zunftmeister aus der vornehmen Clausur herauslockt. Es wirkt dann freilich hochkomisch, wenn Universitätsscholarchen, die sich einmal zu einem öffentlichen Vortrag herabgelassen und in zusammengedrückter sitzender Stellung ihr Manuscript glücklich herausgewürgt haben, jede Beglückwünschung und jede Aeußerung der Anerkennung wegwerfend ablehnen, als wollten sie nicht daran erinnert sein, daß sie sich einmal ihrer hohen Würde begeben und den akademischen Thron auf einige Augenblicke verlassen hatten. Oder sollte Saul in dem jungen David seinen Nachfolger ahnen?

Daß dieses erst im Werden begriffene Unternehmen freier öffentlicher Vorträge sich noch bilden und gestalten muß, soll nicht in Abrede gestellt werden. Was die Haltung mancher Vortragenden am widerwärtigsten auszeichnet, das ist die Pose, die theatralische Attitude, die von Charlatanismus trieft. Manche verwechseln die Begriffe von Vorlesung und Vorstellung. Die Trommeln und Trompeten der Clique, die Hände und Füße der Claque vervollständigen die Comödie. Solche Possenreißerei ist

nicht zu vertheidigen. Es wäre dies gerade so zweckmäßig, als wolle man die Semester für Semester herablesenden oder dictirenden HH. Professoren, oder die beständig keifenden Universitätsdocenten, oder endlich die in lauter Anakoluthen und sonstigen Satzwirrnissen sich ergehenden Katheder-Monarchen in Schutz nehmen. Gut Ding braucht Weile, und die Mode der öffentlichen Vorträge ist in Deutschland noch nicht dreißig Jahre alt. Sie wird schon deshalb eine Zukunft haben, weil sie dem Zeitalter des ausgeprägten Individualismus entspricht, in welchem wir leben. Es ist zugleich ein Brückenschlag zwischen der Bildung verschiedener Gesellschaftsklassen, nachdem die Schulzunft alle diese Brücken aufgezogen und die Wissenschaft zu einem Departement des Staatsdienstes gemacht hat. Denn durch die gänzliche Verstaatlichung des deutschen Schulwesens ist auch unser ganzes Studium Brodstudium geworden. Die Facultät ist Vorbereitung zum Examen und Amt. Die Universitas literarum verdunstet, die wenigsten greifen noch über den ihnen zugemessenen Kreis hinaus. Den Besten kommt das höhere Bedürfniß erst nach dem Examen, im Amt. Dieses Kastenthum ist es, gegen welches die Propaganda der freien Vorträge sich aufbäumt.

Es wird hart gehen. Bei Gelegenheit des Dühring'schen Falles äußerte ein Berliner Blatt kurzweg: Wozu das viele Federlesen nütze? Wenn es den Unterschreibern der Adressen ernst sei, so hätten sie einfach einen Saal zu miethen, einen Katheder aufzuschlagen und sich als Hörer einzuschreiben. Das wäre dann allerdings der Anfang der vielbesprochenen „freien Universität", wenigstens der freien Ausübung des Lehramts, die Bethätigung des stolzen Verfassungsparagraphen: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei."

So schwadroniren sie wirklich in Berlin. Dieser Schreiber hat offenbar noch dunkle Leseerinnerungen; denn so, wie er meint, haben sie es in den Zeiten der Freiheit gemacht. Abälard im elften Jahrhundert, wenn er sich mit seinem Lehrer Wilh. v.

Champeaux brouillirt hatte, gründete sich selber eine Schule zu Melun; wenn ihn dann das Schicksal auch von hier verschlug, so zog er in die Wüste bei Nogent hinaus und die Studenten ihm nach. Dort bauten sie für den geliebten Lehrer den Paraklet, sich selber Hütten herum, und die neue Universität war fertig. Und in dem Augenblick, wo sie fertig war, hatte sie ganz die gleichen Rechte wie alle übrigen Schulen in Frankreich; denn damals war Freiheit auf Erden.

Als man schrieb 1409, da schnürten eines Tages fünf Tausend Studenten und Lehrer zu Prag ihre Bündel und verließen die czechische Hauptstadt. Zu Leipzig machten sie Halt, etablirten sich und setzten ihre Studien fort. Von jenem Tage an besteht die Universität Leipzig. Aber das sind plusquamperfecte Zeiten! Hätten Dühring und seine Freunde das nachmachen können? Abgesehen davon, daß mit Hilfe unseres vortrefflichen Vereinsgesetzes seine socialdemokratischen Vorlesungen bald zu Ende geführt worden wären, so würde seine Schule alsbald auch dem Hunger erlegen sein. Denn auch sämmtliche Unterschreiber der erwähnten Sympathie-Adressen sind Brodstudenten. Ihre Studien bei Dühring wären ein reines Privatvergnügen gewesen, ihre Noten wären nicht anerkannt, ihre Grade als angemaßt gerichtlich verfolgt worden. Bei uns ist das Studium ein Staatsdienst geworden. Die Schule ist nur die theoretische Section der Bureaukratie. Die Societät hat weder Schulen mehr noch Schüler; nur der Staat läßt noch studiren. Daher kommt auch die auffallende Abnahme der Frequenz an den Universitäten, obwohl die gegenwärtige den Staatsbedarf noch bei Weitem übersteigt. Von welcher Universität der ganzen Welt könnten wohl jetzt fünf Tausend Schüler wegziehen? Unsere Studenten sind lauter Staatsdiener in spe, Beamte im Depot, wo sie gedrillt werden müssen. Die Schulpräparanden heißen, in richtiger Würdigung der Sachlage, bereits Schul-Amts-Zöglinge. Alle deutschen Studenten sind Amtszöglinge. Dr. Düh-

ring machte am 9. November 1877 in einer Versammlung zu Berlin den Versuch, eine „Vereinigung zur Befreiung der Wissenschaft" in's Leben zu rufen: er ist kläglich gescheitert.

Es ist nicht ersichtlich, was das vorhin erwähnte Berliner Journal unter der „vielbesprochenen freien Universität" sich gedacht hat. Wahrscheinlich die freie Universität, für welche das katholische Deutschland in den sechsziger Jahren geschwärmt, gesprochen und gesammelt hat. Jetzt redet kein Mensch mehr von diesem Project. Ueber allen Gipfeln ist Ruh. Wie nur aber auch eine halbe Nation so kindlich sein kann! Sie wollten ein Haus bauen ohne Bauplatz. Da in ganz Deutschland das Schulmonopol des Staates zu Recht besteht, so konnte eine freie Universität nirgends errichtet werden. Man hat schließlich an Luxemburg gedacht. Aber selbst auf einer neuen Insel Delos, wenn eine solche eigens zu diesem Zwecke aus dem Meere emportauchte, könnte diese Universität nicht gebaut werden, weil kein deutscher Staat deren Patente respectirte, demnach kein Eleve dieser Universität jemals in seinem Vaterlande irgend welche kirchliche oder weltliche Anstellung fände. Das Erste was noth thut, ist die Freiheit des Unterrichts! Freilich ist Betteln und Sammeln weniger gefährlich, als gegen die Macht der herrschenden Partei anzukämpfen. Bei Sedan wurde der Main überschritten. Man muß gegen die Zwangsschule kämpfen, dann arbeitet man für freie Universitäten. Bei den erwähnten Sammlungen fiel uns immer der Knabe ein, welcher eines Tages sagte: „Wenn ich nur einen Groschen hätte, daß ich mir einen Geldbeutel kaufen könnte; ich bräuchte ihn gar so nothwendig!"

Die Franzosen haben das Pferd wirklich aufgezäumt, aber von vorne. Zuerst haben sie das Gesetz vom 12. Juli 1875, betreffend die Freiheit des höheren Unterrichts, durchgesetzt und dann erst haben sie gesammelt. Und es hat sich gezeigt, daß es Kinderspiel ist, einer katholischen Nation dreißig Millionen abzubetteln, im Vergleich mit der Herkulesarbeit, dem herrschenden Liberalismus das Schulmonopol zu entreißen.

Es ist bereits erörtert worden, daß sich der Staat durch das geltende System eine stets wachsende und erdrückende Beamtenlast aufbürdet, daß er zudem ein gefährliches Proletariat der Geistesarbeit dadurch producirt. So schlimm diese Folgen der Schulwuth ohne Zweifel sind, das Aergste sind sie nicht. Der Frevel, den die Zwangsschule an der Menschheit verübt, liegt darin, daß sie eine natürliche Culturentwickelung hindert, den Fortschritt der Civilisation stört und den Bildungsprozeß der Geschichte fälscht. Wenn die Meinungsverschiedenheiten der Menschen, insbesonders die religiösen Streitigkeiten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch gerade so ausgefochten werden müssen, wie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden, dann ist die Philosophie der Geschichte ein „Wort des Wahnes". Der moderne Mensch hat sich daran gewöhnt, die Toleranz für die Blüthe moderner Gesittung zu halten. Wir glaubten, wenn auch nicht das Zeitalter der Freiheit, so doch die Periode der Duldsamkeit erlebt zu haben. Die Türken zerschlagen sich über den Koran die Köpfe, die Christen zerbrechen sich die ihrigen nur. Es bestehen nun einmal verschiedene Religionen in der Welt und philosophische Systeme und naturwissenschaftliche Probleme: soll ihre Lösung ewig eine Machtfrage bleiben? Denn Julian oder Diocletian ist nur ein accidentaler Unterschied: das Wesen beider ist die Gewalt. Wir hatten gehofft, endlich auf der Stufe menschlicher Geschichte angekommen zu sein, wo die Wahrheit der lockende Preis freier Forschung, aber nicht die Beute brutaler Strafbataillone sein würde. Man lasse die Systeme frei concurriren um das Vertrauen der Völker, man mische sich nicht mit Hinterladern in die Kämpfe der Geister; sonst wird wohl die Gewalt siegen, aber niemals die Wahrheit. Jeder Katholik hält seinen Glauben für wahr und zwar für allein wahr; gleichwohl kann kein Zweifel bestehen, daß sogar der Papst das römische Lager verließe, wenn bewiesen wäre, daß Gott und die Wahrheit sich in einem andern befänden. Aber wie soll das bewiesen werden? Die freie Schule

allein kann, wenn das überhaupt auf Erden möglich ist, die Evidenz der Wahrheit liefern.

Was den deutschen Professor in den Augen unbefangener Männer so überaus verächtlich macht, das ist die Mischung von Feigheit und Uebermuth, aus der er besteht. Wenn er bei einander ist, der gelehrte deutsche Männerchor, dann hebt nicht etwa die Seele sich zum Gebet empor, wie Arndt meint; sondern da haben die Herren ein großes Maul, als ob die ganze Welt dem Flügelschlag ihrer Seele zu wenig Raum böte. Die Jesuiten haben gar keinen Schein von Wissenschaft, die Socialisten sind Banditen, alle Katholiken Cretins; sobald aber irgend einer von diesen verachteten Gegnern den Fuß auf den Kathederschemel setzen will, schreien sie Feurjo zum Fenster hinaus und schicken alle ihre Schüler nach der Polizei. Das war kein Heldenstück, Octavio! Macht Platz! Gebt Waffen und Distanz und meßt euch ritterlich! Ein Tritt gegen einen gefesselten Gegner ist ein Eselstritt!

In der Theorie ist es ja freilich richtig, daß nur die Wahrheit ein Recht auf Bestand hat. Aber die Wahrheit ist eben strittig. Da bleibt nichts übrig, wenn man sich nicht gegenseitig einsperren, exiliren und umbringen will, als die verschiedenen Lehren den Kampf um's Dasein gegen einander führen zu lassen. Die Lehr- und Lernfreiheit, für die wir schwärmen, hat ihre Schattenseiten, sie hat ohne Zweifel ihre Gefahren; allein sie hat noch weit größere Vortheile. Die Freiheit ist wie der Speer des Achilleus: sie heilt die Wunden selbst, die sie schlägt.

Die Schullehrer führen gerne die Phrase im Mund, die Schule sei jetzt eine erwachsene Tochter und müsse sich von ihrer Mutter, der Kirche, selbstständig machen. Ja, aber warum denn nur von der Kirche und nicht auch vom Staat? Mit Recht sagt Carlyle, daß das Ohr eines wirklichen Staatsmannes aus jedem Tumult und Geschrei des großen Haufens, also auch aus dem ungeheueren Schulstreit, nichts anderes heraushört, als den sehnsüchtigen Ruf: „Wer wird uns führen und regieren?"

Thomas Carlyle hat nicht ganz Unrecht: die Menschen wollen regiert sein — es fragt sich nur, wie und durch wen? So sehr aber auch dies anerkannt werden mag, so ist doch ebenso gewiß, daß auch Kinder geführt sein wollen, und daß dennoch von den Eltern es weise ist, diese Führung mehr und mehr zu verweigern, damit die Kinder allein gehen lernen. Die freie Concurrenz mit ihren oftmals harten Folgen ist überall die beste Schule für einen kräftigen Volkscharakter und für wirthschaftliche Tüchtigkeit. Daß diese Schule eine harte ist, gehört zur Sache. Damit ein unternehmender Kaufmannsstand entstehe, muß manches Handlungshaus Bankrott machen; damit kühne und erfahrene Seeleute sich bilden, muß manches Schiff untergehen und was darauf ist ertrinken. Man hat in Thüringen die Sage von dem Landgrafen, der, auf der Jagd verirrt, bei einem Schmiede einkehrte und vernahm, daß der Mann bei jedem Schlag auf das Eisen den Spruch wiederholte: „Landgraf, werde hart!" Wenn wir nun die freie Concurrenz der staatlichen Vorsehung und Fürsorge vorziehen, so denken wir dabei eben auch: „Volk, werde hart!" Weil eben das deutsche Volk von Kindesbeinen an ununterbrochen am Gängelbande des Staates gehen muß — Kindergarten, Volksschule, Feiertagsschule, Fortbildungsschule, Rekrutenschule, Rekrut, Soldat, Reservist, Landwehrmann — darum eben ist es auch so unselbstständig und entbehrt so sehr des Temperaments und der Initiative im öffentlichen Leben. Wo in der Welt haben sie denn solche constitutionelle Vorgänge erlebt, wie in Deutschland? Durch diesen ewigen Zwang, diese continuirliche Staatscuratel wird der Knechtssinn propagirt, und so wird das „Bedientenvolk" erzogen. Nach der Katastrophe von 1866 erschien in der „Allg. Ztg." eine Serie von Artikeln, worin eine ebenso patriotische als gelehrte Feder den Weg zu einer neuen Machtstellung Oesterreichs suchte. (Oesterreich, Deutschland und Europa.) Der Mann kam zum Schlusse, daß die Ueberlassung des Schulwesens an die freie Concurrenz der bürgerlichen Gesell-

schaft das große Mittel sei zur raschen Entwickelung und Kräftigung des österreichischen Volksgeistes. Da darf man fragen: „Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?“ Es war ein Cassandraruf.

Wir leben in einer Zeit lebhafter Bewegung, welche den Uebergang zu neuen Ruhepunkten sucht; und wenn die einer solchen Zeit eigenthümlichen Entdeckungen und Erfindungen, oder die denselben zu Grunde liegenden Impulse nicht von den Regierungen ausgehen können, so hat eine solche Zeit doppelten Grund, ein gewisses zeitweiliges Zurücktreten der Regierungen und ein Gewährenlassen der freien Concurrenz zu fordern. Savigny hat seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen; wenn irgendwo, so fehlt ihr dieser gewiß auf dem Gebiete der Schule.

Die ausgetriebene Natur schaut wohl auch in Deutschland, trotzdem daß die Gabel furiös hinter ihr d'rein ist, immer wieder um. Das Volk erträgt den Schulzwang mit Widerwillen. Als 1865 in Württemberg die Wahlen zur Verstärkung des Ortsschulrathes vorgenommen werden sollten, streifte die Enthaltung an Renitenz. Selbst in Städten wie Reutlingen, Rottenburg, Mergentheim &c. kamen sie wegen Theilnahmslosigkeit der Wähler gar nicht zu Stande. Im Gegentheil zeigten sich lokale Zuckungen gegen den Schulzwang. Als die badischen Liberalen um dieselbe Zeit Miene machten, auch noch den Gewerbeschulzwang einzuführen, hielten die Bürger von Constanz am 9. August eine Versammlung ab und protestirten einmüthig gegen diesen Zwang. Gleichzeitig wurde damals aus Oberösterreich berichtet, daß die Lehrer der Stadt Wels einen Verein zu bilden vorhätten. Unter den Gegenständen, die man zu ventiliren beabsichtigte, wurde die Aufhebung des Schulzwanges genannt. Am 23. Jänner 1872 fand eine Volksversammlung in den Räumen der Universität Graz statt. Dieselbe beschloß eine Resolution gegen den Schulzwang und gegen die Aufhebung des Schulgeldes. Es ist nicht zu entscheiden, ob das der erste Strahl oder das letzte Aufflackern der Freiheit war.

Siebentes Kapitel.

Avers und Revers, oder Schulwuth und Militarismus.

„Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und Alles ist Dressur."

Goethe.

In Nr. 263 der Blg. zur „Allg. Ztg." vom 19. Sept. 1876 hat sich eine Stimme hören lassen, welche Errichtung einer dramatischen Hochschule, staatlich und obligatorisch natürlich, befürwortete. Das ruere in servitium des Tacitus dürfte auf keinem Blatt Papier, welches jemals mit deutschen Lettern bedruckt worden ist, einen so cynischen Ausdruck gefunden haben, wie an jener Stelle. Aber dem Häßlichen fehlt selten die Naturwahrheit. Gleich im Eingang des genannten Artikels heißt es: „Das erziehliche Princip erweist sich immer klarer als das Grundprincip des deutschen Staates, die Zucht der Einzelnen für die idealen und realen Ziele der Gesammtheit als der große Zweck, welchem alle innerhalb des Organismus unseres Volksthums waltenden Kräfte in harmonischem Vereine zu dienen, sich ein- und unterzuordnen haben. Wer zweifelt heute noch, daß die Armee und die Schule die beiden starken Säulen sind, welche den glorreichen Neubau unseres nationalen Staates tragen? Beide aber, die Armee und die Schule, sind im höchsten Sinne eins, sind nur verschiedene Verkörperungen eines und desselben Grundgedankens, des Gedankens der allgemeinen, ausnahmslosen Zuchtarbeit im Dienste des Staates. Nur das deutsche Volk hat zugleich Schule und Armee obligatorisch zu machen gewußt; keine andere Sprache kennt die in ihrer Kürze so schönen, knappen,

strammen Worte: Schulpflicht, Dienstpflicht, in welchen die zwei wichtigsten Bethätigungen jedes deutschen Volks- und Staatsgenossen ausgedrückt und durch das ideale Ethos der Pflicht mit einer höheren, so zu sagen religiösen Weihe umgeben werden. Wenn aber die Erziehung, die Zucht der Leiber und Geister, das Wesen unseres nationalen und staatlichen Lebens ausmacht, so brauchen wir wohl nicht erst den weiteren Nachweis zu führen, daß keine Art und Form deutschen Handelns und Schaffens von diesem unserem Wesen sich eigenmächtig und willkürlich abtrennen, eigene Pfade wandeln, Sonderzwecke verfolgen kann. Im Bann und Bande des Ganzen hat alles Einzelne zu werden und zu wirken; keine materielle, viel weniger eine geistige oder sittliche Kraft darf der Gefahr individualistischer Verwilderung und Zuchtlosigkeit überlassen werden; die Nichtigkeit einer nicht vom nationalen und staatlichen Geist erfüllten, getragenen und beschirmten Cultur haben wir zu deutlich eingesehen, als daß wir irgend welche culturelle Potenz anders denn unter dem starken Hort des durch unsere Waffen gebauten Reiches sich entwickeln sehen möchten."

Also Schule und Armee, und diese zwei sind Eins. Wir sind auf Erden, um in der Zuchtarbeit des Staates möglichst productiv zu werden. Der oberste Spitz und Knopf der menschlichen Bestimmung ist die Pickelhaube; außerdem gibt es noch einige Zwecke untergeordneter Art, z. B. das Geld, welches für den Militarismus im Krieg und im Frieden eben so nothwendig ist, wie das Pulver. Liberaler Seits ist denn auch wiederholt betont worden, daß die Schule aus fiskalischen Gründen gefördert werden müsse. Denn je mehr der Staatsbürger wisse, desto mehr könne er erwerben und desto mehr auch — zahlen. Das moderne Staatsleben nehme immer größere Dimensionen an und erfordere also eine stetig gesteigerte Steuerkraft. Der moderne Staat betreibt die menschliche Culturentwickelung nach denselben Grundsätzen wie die Landwirthschaft. Man veredelt die Vierfüßler, hegt, füttert und mästet sie, nicht um ihr Dasein

zu verschönern, sondern um möglichst viele und schöne Haare, Knochen, Häute und Beefsteaks von ihnen zu erzielen.

So wären wir denn mit allem Fortschritt nicht sehr weit hinaufgekommen, wohl aber sehr weit herab. Alle Religionen haben gelehrt, der Mensch sei für etwas Höheres geschaffen, und jetzt scheint seine höchste Bestimmung zu sein, Kanonenfutter zu werden. Der Schwerpunkt der menschlichen Bestimmung wird aus der Ewigkeit in die Zeit zurückverlegt. Der preußische Diplomat Bunsen äußerte sich hierüber: Zwei große Systeme streiten sich um die Herrschaft über die Geister und also um die Herrschaft über die Welt, nämlich „das in Preußen zum National-Institut gewordene evangelische Erziehungsprincip" und „das auf Unmündigkeit der Nation und Zurücktreten des Staates hinter die Kirche hinarbeitende System Roms und vorzugsweise der Jesuiten" .... „Roms Haß und Angriffe sind ganz vorzugsweise auf Preußen gerichtet, weil hier das ihm feindliche System als Weltmacht besteht [1])." Demnach tobt der große Kampf der Zeit zwischen der Kindschaft Gottes und dem preußischen Bürgerrecht.

Die Berliner „National-Ztg." vom 1. Juli 1877 hat die Tendenz des Schul- und Militärstaates, der das Christenthum verfolgt und sich selbst als letzten Zweck der Menschheit setzt, mit folgenden Worten skizzirt:

„Vom Anfange an hat es sich um die Principienfrage gehandelt: hat die Kirche Recht mit ihrem Anspruch, als übermenschliche göttliche Institution und Trägerin unmittelbarer Offenbarung und unfehlbarer Wahrheit das Denken und Leben der Menschheit unbedingt zu beherrschen, oder steht es vielmehr der menschlichen Gesellschaft zu, ihr Leben und Denken nach den autonomen Gesetzen ihrer Vernunft und ihres Gewissens zu

1) Christ. Carl Josuas v. Bunsen. Von Friedr. Nippold. Leipzig 1868. I, 574.

ordnen? Sollen die kirchlichen Satzungen aller Zeiten bis herab auf Syllabus und Encyclica, oder soll die moderne Weltanschauung mit ihrem autonomen wissenschaftlichen Denken und ihrer souveränen staatlichen Gesetzgebung fortan die höchstentscheidende Macht sein — das sei die Frage gewesen und das eigentliche Ziel des Riesenkampfes, den das deutsche Reich auf seine jungen Schultern genommen."

Für diesen Staatszweck muß nun der Mensch in der Schule dressirt werden. Die Gewalt ist Gott. Alles convergirt nach dem einzigen Ziele: unbedingte Unterwürfigkeit gegenüber der Gewalt, oder wie man verblümt sagt: gegenüber der Majestät des Gesetzes. In der Schule werden die Seelen dressirt, in der Kaserne die Körper. Am 3. August 1870 wurde in der Aula der Berliner Universität die Gedächtnißfeier auf deren Gründer Friedrich Wilhelm III. begangen. Der damalige Rector, Geh. Medicinalrath Dr. Du Bois-Reymond hielt, da es eben Krieg war, eine fulminante Rede gegen die Franzosen, in welcher auch dieser Satz vorkam: „Die Universität ist durch ihre Stiftungsurkunde das geistige Regiment des Hauses Hohenzollern." Das könnte nicht schöner gesagt sein! Der Militarismus wäre unmöglich, wenn nicht die Dressur des Schulhauses vorausgegangen wäre.

Vor einigen Jahren schrieb Carl Vogt an seinen politischen Freund Friedrich Kolb: „Wäre ich preußisch-deutscher Staatsminister, wie Graf Bismarck, so würde ich mir sagen: Das ist die vortrefflichste Regierungsmaschine, die nur gedacht werden kann. Von den ABC-Büchern an ist alles nur auf Gott, König und Vaterland zugespitzt und der Schlußstein, der das Ganze zusammenhält, ist die dreijährige Dienstzeit, in welcher dem Ungebildeten der Gehorsam, die Verehrung der Obrigkeit eingebläut wird, so daß es ihm sein ganzes Leben lang in den Gliedern stecken bleibt. Die müssen wir um jeden Preis erhalten und über ganz Deutschland ausdehnen, sie macht das Gehirn

empfänglich für die Befehle der höheren Staatsweisheit[1])." Was Gott betrifft, so hat sich die Sache bereits namhaft gemildert, wie aus obigem Citat aus der „Nationalztg." sattsam hervorgehen dürfte. Ganz entbehrlich ist das Wort z. B. noch nicht, weil sonst Personen und Thaten sich nicht mehr in dem wünschenswerthen höheren Lichte präsentiren könnten. Tolerirt ja auch das Theater die Gespenster, weil es ohne sie keine Poesie gäbe. Daß aber die dreijährige Dienstzeit nicht wegen der militärischen Technik, sondern der staatlichen Dressur wegen vorhanden ist, liegt hell am Tage. In der 37. Sitzung des deutschen Reichstages am 7. Juni 1871 sprach General v. Moltke: „Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Worte: die Disciplin ist die Seele der Armee. Wichtiger als die Schule ist für den Soldaten die militärische Erziehung. Die Disciplin ist es, die uns in den Stand gesetzt hat, drei Feldzüge in so kurzer Zeit zu führen." — Das klingt beinahe wie ein Desaveu für den Schulmeister von Sadowa: „nicht die Schule, sondern die militärische Erziehung" hat es gethan. Allein es täuscht nur die Bildlichkeit der Sprache. Die Prosa lautet: nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf die Dressur. Diese aber muß dem Menschen beigebracht werden, je früher desto besser.

Und es geht früh an im Lande der Denker. Schon in der Wiege spielt der deutsche Knabe mit bleiernen Soldaten. Die ersten Hosen sind von zweierlei Tuch. Vogelnester, knallende Peitschen und fliegende Drachen verachtet der dem Gängelbande entlaufene Bube: Trommel, Pickelhaube und Gewehr sind sein Spielzeug. Während des Tischgebetes wird er irre: es kommt ihm die „Wacht am Rhein" dazwischen; das findet man so liebenswürdig, daß die Anecdote in allen nationalen Lieder- und Bilderbüchern verwerthet wird.

---

1) Carl Vogt's Politische Briefe an Friedrich Kolb. Biel, K. F. Steinheil 1870. S. 19.

Nach der unrühmlichen Niederlage von 1866 ist im deutschen Süden eine ganze Reihe von Schriften erschienen, welche Mittel und Wege der Wiederaufrichtung suchten. Damals gerade hatte Dr. Oscar Peschel den Schulmeister von Sadowa erfunden, indem er in einem Aufsatze des von ihm redigirten „Ausland" vom 17. Juli 1866 schrieb: „Wir wollen jetzt zeigen, daß, wenn die Preußen die Oesterreicher schlugen, es ein Sieg der preußischen Schulmeister über die österreichischen Schulmeister gewesen ist." Dieses geflügelte Wort erschien unsern schriftstellernden Militärs wie ein geflügelter Engel. Nicht sie waren jetzt die Geschlagenen, sondern die Schulmeister, und nicht sie hatten eine Kur von Nöthen, sondern die Schullehrer. Darum tritt in all den genannten militärischen Schriften eine wahre Schulwuth zu Tage. Bisher sei bei der Ausbildung des heranwachsenden Menschen hauptsächlich sein künftiger Beruf, seine bürgerliche Lebensstellung, sein dereinstiger Broderwerb, und daß er für diesen individuell tüchtig werde, in's Auge gefaßt gewesen; an seinen künftigen militärischen Beruf sei nicht gedacht worden. Die Schulbildung müsse demnach eine ganz andere Richtung bekommen. Wir sollen in Wahrheit ein „Volk in Waffen" werden. Die Weckung und Nährung des kriegerischen Geistes sei also entscheidend und müsse einen Brennpunkt in der Schule haben, von welchem er ausstrahlt auf alle Schichten des Volkslebens, auf alle Glieder des Wehrkörpers u. s. w.

Damals war es auch, daß der bayerische Abgeordnete und dermalige erste Vice-Präsident des deutschen Reichstages, Baron v. Stauffenberg, seine „Rekrutenschulen" projectirte[1]). Darnach sollten die Leute vom achtzehnten bis zwanzigsten Lebensjahr, also als dreijährige Vorbereitung auf die Würde wirklicher Soldaten, alljährlich in der Zeit vom 10. März bis zum 10. August an zwei Wochenabenden, außerdem noch am Samstage und den

---

1) Siehe „Südd. Presse", Jahrg. 1867. Nr. 60.

Sonn- und Feiertagen (!) vier bis sechs (!) Stunden lang in der edlen Kunst des Turnens, im Bajonnetfechten, Zielen, Scheibenschießen, Plänkeln, Felddienstübungen und anderen Uebungen, im innern Dienst, Wachen und dergleichen schönen Künsten unterrichtet werden. An diesen Rekrutenschulen sollten sich alle die bezeichneten achtzehn-, neunzehn- und zwanzigjährigen Militärdienst-Adspiranten betheiligen, wenn sie nicht ein von zwei Aerzten unterschriebenes Zeugniß beibrächten. — Wer außerdem nicht komme oder sich unanständig und unehrerbietig aufführe, sollte Verweise, Arrest bis zu vier und eventuell Arrest bei Wasser und Brod bis zu sechszehn Tagen erhalten!

Es war nun den biederen Stämmen der Bayern, Schwaben und Franken doch nicht möglich, so mit einem Sprunge und mit beiden Füßen zugleich in den Harnisch zu fahren; aber Schule und Kaserne sind inzwischen nahe aneinander gerückt. Auf den Umschlägen aller Schreibhefte fließt Blut, weit mehr noch als inwendig Dinte. Die Knaben müssen Morgens rekrutenmäßig rapportiren, patriotisch singen, im Stechschritt laufen und an politischen Festen tactisch aufmarschiren. Den Mädchen wird mit dem „Anschauungsunterricht" zugesetzt. Diese neue Blüthe pädagogischer Wissenschaft erweckt schöne Hoffnungen. Anstatt wie sonst das X an die Tafel zu schreiben und die Aussprache zu bezeichnen, werden z. B. die Kinder hiebei angeleitet, Hunde zu hetzen, um ihnen auf diese anschauliche Weise den „Hetzlaut" X leichter begreiflich zu machen. Ein weiser Mann, natürlich ein königlich „preu'ischer" Oberlehrer, hat diese Methode in einem Bilder-ABC-Buch niedergelegt, bei welchem die Darstellung des X ein armes Kalb zeigt, auf welches ein Metzgerhund gehetzt wird, und welches eine Anzahl von Buben und Mädchen umstehen, die in ihrer Freude über die Angst des Thieres in möglichst rohen Stellungen abgebildet sind. Sicherlich wird durch solche Anschauungen der kriegerische Geist der Jugend wesentlich gefördert und auf der Bahn der Strammheit fortgeschritten, die

ja so glücklich mittelst des Strick- und Nähunterrichts nach Commando betreten ist und die an den Strickschulen Vorübergehenden glauben macht, es würden daselbst mit dem laut tönenden „Eins, zwei, drei" nicht kleine Mädchen, sondern Rekruten instruirt. Und das Alles ist den deutschen Chauvinisten noch nicht genug: die Schule soll vollständig in einen Exercierplatz verwandelt werden. Die „Gegenwart" ist eine angesehene nationalliberale Wochenschrift. In Nr. 53 des Jahrganges 1876 schrieb dort ein V. v. Walker:

„Ein Unterofficier oder Officier kann sich viel leichter dasjenige intellectuelle Wissen aneignen, welches ihm etwa für die Volksschule noch fehlt, als ein verschüchterter, körperlich verkümmerter Elementarlehrer sich diejenigen körperlichen, seelischen und technischen Erfordernisse aneignen kann, die ein militärisch strammer, selbstbewußter, gewandter Militärlehrer haben muß. In Deutschland sind darum alle Stimmen darüber einig, daß die Volkslehrer der Zukunft Subalternofficiere sein sollen, die ihren militärischen Beruf genau kennen und vielleicht sogar wieder aktiven Dienst thun."

Unter dem „alten Fritz" war dieses System schon einmal praktisch. Die Resultate waren sehr zufriedenstellend. Jedermann weiß, wie dieser Macchiavellist vierzig Jahre lang sein Volk behandelt und was seine Leute von ihm ertragen haben. Endlich starb er, indem er sprach: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen."

Die Oesterreicher, pfiffig wie sie immer sind, wollen das Alte mit dem Neuen versöhnen. Der österreichische Reichstagsabgeordnete Dr. Schöffel beantragte jüngst, daß in jeder Volksschule neben dem Lehrer auch noch ein Feldwebel angestellt werde. Der Schulplan würde sich nach Schöffel ungefähr gestalten wie folgt: Montag: Exercir-Reglement; Cavallerie-Attaque, — Bajonnet-Angriff; Rechnen. Dienstag: Generalstabs-Uebungen; Brückenschlagen; Vorpostengefechte; Lesen und Adjustirungsvorschriften.

Mittwoch: Scheibenschießen; Tiraillirkunst; Religion; Artillerie-Uebungen. Donnerstag: Großer Uebungsmarsch en parade. Freitag: Proben mit den unfehlbaren Uchatius-Kanonen; über die Administration des Heeres; Reiten; Fibel. Samstag: Ueber geheime Pläne; Reiten; Tiraillirkunst; Geschichte des Krieges. Sonntag: Feldgottesdienst, dann großer Rapport. — Man denkt unwillkürlich an Buch III Kap. 33 der Jobsiade, wo der Stammbaum der Schöpsel oder Schöpse entwickelt ist.

Bei der militärischen Jugenderziehung handelt es sich um etwas ganz anderes, als um die paar tactischen Griffe, auf die ein richtiger Soldat eingepaukt sein muß. Es handelt sich um die Dressur. Fechten und schießen konnten auch Pfälzer Krischer, aber gute preußische Soldaten sind sie nicht gewesen. Ein solcher muß den rechten Subordinationsgeist haben, muß von preußischem Chauvinismus erfüllt sein, muß den nöthigen Franzosenhaß im Leibe tragen und gerade so viel Bildung haben, daß er für Einwirkungen, wie die berüchtigte Proklamation Benedeck's in Böhmen, oder die Telegramme über den Affront Benedetti's in Ems und das Bombardement von Saarbrücken empfänglich ist. Bis zum freien selbstständigen Denken braucht er natürlich nicht zu kommen. Kutschke hätte die rechte Temperatur gehabt, wenn der Mann nicht desertirt wäre.

Daß dies die Aufgabe der deutschen Schulen ist, bildet ein offenes Geheimniß. Vor ein paar Jahren wurde in München ein neues Schulhaus fertig. Kaum war der Verputz vollendet, so stand eines Morgens mit Kohle an die Front geschrieben: „Preußenfabrik." Man kann die Sache kaum boshafter ausdrücken. Das ganze Schulwesen, alle Wissenschaft und aller Unterricht haben in Deutschland nur Werth und werden gepflegt und gehegt einzig um des Staatszweckes willen. Schulen, deren Ziel in anderer Richtung läge, können wir nicht brauchen. „Besser keine Schulen, als solche Schulen."

Von diesem Punkte aus erscheint manche deutsche Einrich-

tung in hellem Lichte, die sonst dunkel bliebe. Das Institut der einjährig Freiwilligen ist für alle Völker unpraktikabel, in Deutschland aber hat es sich erprobt. Die Franzosen begreifen das kaum, und wollen es bei sich wieder abschaffen. Ihnen fehlt die staatliche Zwangsschule. Bei uns ist es doch wahrlich gleich, ob Einer seine drei Jahre in der Kaserne oder im Schulhause abdient.

Die Handhabung des Staatsmonopols erscheint geradezu pedantisch, ja bornirt. Kein Mensch, auch wenn er ein Sokrates und Pythagoras wäre, darf auch nur ABC=Unterricht ertheilen, wenn er nicht den Staatsconcurs gemacht und das Patent der Zunft erworben hat. Das scheint lächerlich zu sein. Haben denn Plato und Aristoteles das Absolutorium gemacht, fragt man uns? Allein das wissen auch Diejenigen, welche auf den germanischen Staatsruderbänken sitzen. Es handelt sich nicht um die Literatur, sondern um die Dressur. Bei der Debatte der II. bayer. Kammer über die Gewerbefreiheit am 16. November 1867 hatte der Abgeordnete Krumbach ein Amendement gestellt, welches von Seite der Bauhandwerker einen Nachweis der Befähigung postulirt. Man sprach hin und her. Der Herr Bau= und Handelsminister v. Schlör bezog sich auf das Ungenügende der bisherigen Bauaufsicht und das Treiben der Bauspeculanten als auf Thatsachen, welche gerade den Beweis lieferten, daß die Bauprüfungen, die ja jetzt beständen, nicht den erwarteten Erfolg hätten, und sah die Schwierigkeit darin, daß man einen Handwerker zwar prüfen könne, ob er zu zeichnen, Pläne und Kostenvoranschläge zu fertigen verstände, nicht aber, ob er ein Haus bauen könne, obwohl hier die praktische Seite die weitaus überwiegende Hauptsache wäre. Genau so verhält es sich mit allen Schulprüfungen, die der Staat so rigoros outrirt. Man kann prüfen, ob Jemand lesen und schreiben kann, ob er etwas weiß; aber nicht, ob er ein Charakter ist, ob er gesunden Menschenverstand habe. Allein darum kümmern sich die Staatsschulbehörden auch nicht, sondern

es sollen alle Geister gezwungen werden, durch das caudinische Joch zu gehen und die nöthige Dressur sich zu erwerben.

Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt es sich auch, daß alle Kinder gezwungen werden, bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahre die Volksschule zu besuchen, ganz abgesehen von ihrer Maturität. Am 21. November 1867 hielt der Abg. Frhr. v. Stauffenberg als Referent über den neuen Wehrgesetzentwurf in der betreffenden Ausschußsitzung zu München einen Vortrag. Er beantragte, ein Maximum der Präsenzpflicht zu normiren, aber keine allgemein giltige Präsenzzeit zu bestimmen. „Es muß aber nach meiner Ueberzeugung in diesem Artikel (19) noch weiter der Grundsatz Ausdruck finden, daß die Präsenzpflicht des Soldaten vor Allem in der Nothwendigkeit der militärischen Ausbildung, nicht in dem sogenannten Garnisonsdienste begründet ist und daß folgerichtig mit der Erlangung dieser Ausbildung kein Grund mehr bestehen kann, den Soldaten unter der Fahne zu behalten.“ Soweit kann auch ein reichstreuer Kopf sich verhauen. Als ob es sich bei unserer militärischen Erziehung in Schule und Kaserne um die paar technischen Fertigkeiten handelte, die ein geweckter Rekrut in einem Monat sich aneignet. Aber weil gerade die geweckten Köpfe Dinge wie den beschränkten Unterthanenverstand, Subordination, Disciplin, unbedingten Gehorsam u. s. w. am schwersten fassen, darum ist ihnen die volle Dienstzeit nothwendiger, als den Leuten des Durchschnittes. Einige müssen animirt, die Anderen calmirt, die Natur muß corrigirt werden: Stechschritt und Uniform setzen das Prokrustesbett der gleichen Dienstzeit in Schule und Kaserne voraus.

Wie sich doch Alles dreht in und mit dieser runden Welt! Vom Anfange an haben Schule und Kaserne als Gegensätze gegolten und jetzt erscheinen sie als die Kehrseiten ein und desselben Systems. Bekannt ist, daß Theodorich d. G. durchaus nicht gestattete, die Kinder seiner Ostgothen in die Schule zu schicken. Denn nimmer, meinte Theodorich, würden Diejenigen das blitzende

Schwert der Feinde verachten lernen, welche in der Schule vor der Ruthe gezittert hätten.

Auch nachher hielt man zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen dafür, daß die Soldaten nicht gelehrt sein sollten und könnten. Die Artillerie allein, das Geniewesen und die Marine fordern mathematische Kenntnisse, vor Allem praktische und viel weniger tiefe Kenntnisse, als man glaubt. De Maistre schrieb an Rasumowsky: „Man hat in Frankreich ganz gut bemerkt, daß nie ein Marine-Officier, welcher Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, dem Feinde eine Fregatte abgenommen hat. . . . Die Wissenschaft macht den Soldaten zum Stubenhocker und trägen Menschen; sie nimmt ihm beinahe immer jenen Ungestüm und jenen Unternehmungsgeist, der zu großen Erfolgen gehört."

Nicht bloß im Militär, sondern in allen Schichten der Gesellschaft ist das Gefühl lebendig, daß durch das moderne Schulhocken die persönliche Energie geschwächt, die Initiative erstickt, die Kraft des Charakters gedämpft werde. Am 30. Juni 1870 wurde in der bayerischen Kammer die Freigabe der Advokatur debattirt, für welche sich besonders der Abgeordnete Dr. Frankenburger echauffirte. „Der Hauptgrund für die Freigabe," sagte er, „sei die Nothwendigkeit, daß der Advokat unabhängig genug sei, um unerschrocken auch gegen Regierung und Staatsbehörden seine Clienten zu vertheidigen. Wer aber lange um Anstellung suppliciren müsse, und während dieser Zeit furchtsam sich beugen lerne, der leide damit für die ganze Lebenszeit am Charakter Schaden."

Jedes Wort ist richtig; Niemand wird daran rütteln. Allein hier zeigt es sich eben, wie total die Welt sich gedreht. Es ist nicht mehr der persönliche Muth, die hervorragende Kraft und Gewandtheit, welche den Krieger machen, wie in der alten Zeit, sondern gerade das ist die Hauptsache, „daß er furchtsam sich beugen lerne." Nicht Tapferkeit, Ungestüm, Tollkühnheit sind

die Soldatentugenden des neunzehnten Jahrhunderts, sondern Gehorsam, Subordination, Disciplin. Es wird ja nicht mehr gekämpft, nur auf meilenweite Distancen geschossen, die Armee ist eine Maschine geworden und die besten Eigenschaften eines Soldaten sind diejenigen, welche er mit einer Maschine gemein hat. Und dazu dressirt die Schule den Menschen. Es scheint uns ein klein wenig vom Gegenstande abzuführen, jedoch wollen wir es andeuten. Theodorich d. G. war von einem richtigen Instincte geleitet: jene Qualitäten, die seine Helden brauchten, gehen in der Schule zu Grunde; aber für den modernen Militarismus erzeugt die Schule gerade das rechte Material. Zweierlei Motive bringen einen Mann zum Stehen im Gefecht: erstens der Muth, zweitens die Furcht, welche ihm nicht erlaubt, davon zu laufen. „Der civilisirte Mensch ist ohne Dressur nicht kriegstüchtig:" steht in der Allg. Ztg. Nr. 255 vom 12. Sept. 1877. Auch das Pferd wird durch Dressur gefechtsfromm. Die Fürstin Hatzfeld stellte einmal an den alten Blücher die Frage, was zu thun sei, damit ihre Söhne nicht einst als Soldaten Feiglinge würden. Darauf gibt der alte Blücher ihr diese Antwort: „Durchlaucht, das ist Alles dummes Zeug. Wenn der erste Kanonenschuß fällt, haben wir, Einer wie der Andere, nicht für einen Kreuzer Courage und möchten herzlich gerne ausreißen. Aber Jeder weiß, daß er ein Hundsfott ist, wenn er davon läuft, und die Furcht, ein Hundsfott zu werden, ist größer als die Furcht vor dem Tode. Deßhalb läuft man nicht davon, und ist man d'rin im Feuer, so findet sich das Uebrige von selbst."

Am 7. Juni 1872, als eben ein neues Militärstrafgesetz zur Berathung stand, hielt der Abgeordnete Ziegler im deutschen Reichstag eine berühmte Rede. Eine Stelle lautete: „Wenn die HH. v. Roon und v. Moltke von Disciplin gesprochen haben, so ist ihnen dabei entgangen, daß es eine doppelte Disciplin gibt, und es wird Ihnen das sogleich klar werden, wenn ich mich — wie ich es liebe — durch Hinweisung auf bestimmte historische

Facta deutlich mache. Es gibt eine doppelte Disciplin. Die eine ist gegen solche zusammengelaufene Horden angethan, wie sie Friedrich II. hatte. Das ist die Disciplin der Entnervung. Der Mann wird da durch die Strafe so entnervt, daß er durchaus nicht mehr das geringste Selbstbewußtsein seiner Person hat. (Lachen rechts.) Der große Friedrich hat das wohl erkannt, wie er denn mit seinem Adlerblick immer Jahrhunderte voraus war, denn als er einmal mit dem alten Dessauer zur Revue ausritt, fragte er ihn: Was ist Euer Liebden bei unserer Armee am meisten wunderbar? Natürlich, antwortete der alte Dessauer, die schönen Regimenter, welche hier in Reih' und Glied stehen. Nein, erwiederte der große Friedrich, das wunderbarste ist, daß die Kerle hier so entnervt sind, daß sie uns nicht alle beide umbringen, die wir die Quellen ihrer Leiden sind. (Heiterkeit.)" —

Also: die Disciplin der Entnervung wäre das, wenn dem Menschen jegliches Gefühl des Selbstbewußtseins ausgetrieben ist? Wenn nun das in Schule und Kaserne wirklich geschähe, so müßte das bei einem „Volke in Waffen" geradezu grundstürzende Wirkungen haben.

In Grillparzer's Selbstbiographie kommt gelegentlich seines Besuches in Berlin folgende Stelle vor: „In Wien ist zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das eigenthümliche, daß sie sich gar zu gerne vom gesunden Urtheil und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen in Berlin zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir Jemand sagte: er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh; nicht als ob ich ihm Recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor Kurzem, dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation wie eine Art Naturnothwendigkeit hervor, in Deutschland

dagegen werden die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel der Meinungen zeigt — gewaltthätig aufgedrungen. Diese Lenksamkeit ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums nenne. Ein feiges Publikum erzeugt endlich nothwendig eine unverschämte Literatur."

Es ist merkwürdig, mit welcher Schafsgeduld sich die Völker Europa's den Militarismus gefallen ließen, der ihnen nach Sadowa aufgehalst wurde. Die Völker des Schulzwanges haben sich gar nicht gemuckst; schon etwas weniger gefügig waren die Ungarn, auch die Franzosen behielten den Loskauf bei und sträubten sich wenigstens gegen die Landwehrpflicht (mobile Nationalgarde). Völker aber, denen ihr Freiheitsgefühl noch nicht abgeschulzwängelt worden ist, empörten sich gegen diese Last. Die Bocha di Cattaro stand auf und schlug in einem Verzweiflungskampf die österreichischen Colonnen zurück (Oktober bis Dezember 1869), weil man sie unter die österreichische Landwehr stecken wollte. Die Allg. Ztg. Nr. 335 vom 1. Dezember 1869 schilderte damals die Bochesen als Leute, wie folgt: „Bei ihnen finden sich die genaueste Kenntniß der Schlupfwinkel, Gewöhnung des Klima's, zäheste Gesundheit, Leiber aus Stahl, erfinderische Schlauheit und angeborne bis zum Fanatismus steigende Rauflust." „Mit dem Hinterlader, der Kanone und dem Galgen lassen sich nun einmal jene Stämme nicht von dem Segen des neuösterreichischen Constitutionalismus überzeugen. Sie bleiben dabei, daß ihre Streifzüge behaglicher als die Exercitien laut Landwehrgesetz, daß ihr löcheriger Mantel der beschnürten Uniform vorzuziehen sei." Und dieser Volksstamm, der den Militarismus nicht erträgt, ist nicht etwa feig, sondern ungeheuer kriegerisch und tapfer, die Männer gehen nur bewaffnet und nehmen selbst in die Kirche ihre Flinten mit, wo sie dieselben an die Wand hängen. Und als sie nun mit Gewalt nicht zu unterwerfen waren — was hat man zur Pacifikation der Bocha empfohlen? Schulen, Schulen! Alle Journale machten es der österreichischen Regierung zum Vorwurfe, daß sie

nicht mehr Schulen angelegt habe. Man kann also als untrügliche Regel annehmen, daß sich die Völker nur dann und genau so weit korporalisiren lassen, als sie zuvor geschulmeistert sind. —

Daß ein gewisses Maaß von Bildung die tactische und technische Seite des Armeewesens bedeutend fördert, ja wohl erst practikabel macht, steht außer Frage. Zudem ist nicht bloß das moderne Staatswesen, sondern auch unser ganzes Militärwesen bureaukratisch organisirt. Es werden wohl ebenso viele Centner Papier verschrieben, als Pulver verschossen und weit mehr Dinte verspritzt, als Blut. Darum ist die allgemeine Wehrpflicht ohne die allgemeine Schulpflicht gar nicht möglich. Nach dem Kriege von 1870 hat Rußland rasch sich entschlossen, das preußische Militärgesetz bei sich einzuführen mit den charakteristischen Eigenschaften des Vorbildes, der allgemeinen Wehrpflicht, der Landwehr und dem Einjährigen-Institut. Der Czar rechnete: da er das größte Reich in Europa besitze, müsse er dann auch die größte Armee bekommen. Allein er vergaß neben der Kaserne die Schule. Er übersah, daß zur Erhöhung der Truppenzahl auch gebildete Offiziere und einigermaßen gebildete Unteroffiziere in Hülle und Fülle gehören. So ungeheuere Offiziers- und Unteroffiziers-Cadres, wie man sie haben müßte, um im Kriegsfall aus ihnen auch die Landwehr zu versorgen, vertragen schon die Finanzen nicht. Das Einjährigen-Institut aber, das wahre Fundament eines solchen Heerwesens, weil es die Landwehr-Cadres stellt, ist in Rußland unmöglich, weil das Schulwesen fehlt. Die Zahl der Kinder, welche die Schule besuchen, ist gering, und der russische Schulbesuch vom 6. — 13. Lebensjahr verhält sich zum preußischen wie 6 : 99. Um die Verhältnisse den deutschen nur einigermaßen zu nähern, wäre eine Vermehrung der Schulen von 31,000 auf 180,000 erforderlich.

Der Kriegsminister erstattete Bericht an den Czaren. Die „St. Petersburger Zeitung" fing nun an, den Schulzwang zu discutiren. Im März 1870 brachte sie interessantes statistisches

Material hiezu. Daraus ersah man, daß in Rußland nur 7 Lernende pro Mille vorhanden sind, während Nordamerika schon 1860 — 171, England 130, Frankreich 100 und Preußen 145 Schüler auf je 1000 Einwohner zählte. Seitdem rückt auch in Rußland der Schulmeister vor dem Feldwebel vorauf.

Uebrigens darf man ja nicht glauben, daß die Schule die Magd des Militarismus sei, sie ist dessen Alliirte. Die Armee hat von der Schule mindestens ebenso viel zu Lehen genommen, wie umgekehrt. Moltke sieht mehr einem Schulmeister gleich, als einem Feldherrn. Man hat ihn nie einen kühnen Streich ausführen, nie einer plötzlichen Inspiration folgen sehen. Seine Pläne macht er im Bureau. Seine Armeen lenkt er nicht auf der Wahlstatt, sondern am grünen Tisch. Er commandirt nicht: er rechnet. Er führt nicht den Marschallstab, sondern den Bleistift. Niemals hat Herr v. Moltke eine Attaque ausgeführt. Man sieht: wir verschweigen nichts, was die Prätensionen des Schulmeisters von Sadowa zu begründen scheint.

Achtes Kapitel.

Das Complement des Schulzwanges ist der Communismus.

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn."
H. Heine.

In Belgien wurde im Jahre 1859 von radicaler Seite ein Antrag an die Kammer gebracht, der Staat solle „das Recht der Kinder auf Unterricht" proklamiren. Minister Rogier, vor Zeiten selbst ein französischer Schulmeister, war dafür. Aber die Mehrheit sträubte sich. Sogar der Logen-Großmeister Verhaegen erklärte: der Schulzwang sei einerseits ein Stück alter Tyrannei schon von Sparta her, anderseits sei er ein Problem radicaler Oekonomie, welche folgerichtig zum Socialismus und zum Communismus führen müsse. Ganz ebenso haben sich die belgischen Katholiken von jeher ausgesprochen: der Schulzwang passe in eine lykurgische Gesetzgebung, in eine platonische Republik und am allerbesten in die Verfassung des chinesischen Mandarinenthums. Die romanischen Völker überhaupt können den socialistischen Beigeschmack des Schulzwanges nicht goutiren.

Man kennt die socialistische Theorie vom Staat; es ist hier nicht weiter darauf einzugehen. Um von etwas Gemeinsamem auszugehen, wollen wir annehmen, daß der Staat allerdings für das geistige und leibliche Wohl seiner Angehörigen zu sorgen habe. Wo es also einen allgemeinen Zweck gilt, für den die Kräfte des Einzelnen und einzelner Genossenschaften nicht mehr ausreichen, da hat der Staat mit seinen allgemeinen Mitteln einzugreifen. Aber das Wohl, das der Staat mit seinen all-

gemeinen Mitteln zu fördern hat, kann nur das allgemeine und kann nicht das Wohl des Einzelnen sein. Stellt sich der Staat die Aufgabe, für das Wohl jedes einzelnen Individuums speciell zu sorgen, so ist das der Communismus sans phrase.

Wir sind auf dem Punkte angelangt, wo wir den allen liberalen Parteien gemeinsamen socialistischen Zug auf der Oberfläche liegen sehen können. „Das Kind hat ein natürliches Recht auf Unterricht, also hat der Staat ihm zu diesem Zwecke zu verhelfen.“ Diese triviale Phrase ist das Schlagwort aller Derer, welche die Zwangsschule vertheidigen. Duruy und Russel, Bonghi so wenig als Disterweg wissen etwas Besseres vorzubringen, wenn sie dem Staate das Kronrecht der Generalschulmeisterei vindiciren wollen. Würde die Phrase so verstanden, daß der Staat die Pflicht habe Schulen zu gründen, damit jeder Unterthan die Möglichkeit finde, sich zu unterrichten, so wäre sie zwar auch nicht richtig, aber sie wäre doch nicht der Socialismus. Wird sie aber dahin ausgelegt, daß der Staat die Pflicht habe, auf alle Fälle und zwangsweise dafür zu sorgen, daß jedes einzelne Individuum in den Besitz eines wünschenswerthen Unterrichts gelange, so ist das der pure Communismus. Sowohl im antiken als im christlichen Staat, Sparta allein ausgenommen, hatte der Vater das Recht und die Pflicht, seine Kinder zu lehren und zu nähren. Warum soll es gerade die Geistespflege sein, nämlich Lehre und Unterricht, die der Staat mit solcher Bekümmerniß unter seine Obhut nimmt, und warum nicht auch ebenso die Leibespflege? Hat doch sicherlich Grund, was ein berühmter Monarch gesagt hat, nämlich daß es der Magen zuerst sei, für den ein guter Staat zu sorgen habe. Offenbar gehen Lehr- und Nährfreiheit, Nähr- und Lehrzwang Hand in Hand. Beide Freiheiten und Rechte liegen der Familie ob. Will nun der Staat öffentliche und gemeinsame Lehr-Anstalten gründen, warum denn nicht auch öffentliche und gemeinsame Nähr-Anstalten? Der Schulzwang und die Spartaner-Suppe sind die leibhaftigen

Inseparables, von denen eines ohne das andere gar nicht leben kann.

Seit dem Beginne der staatlichen Invasion auf das sociale Gebiet ist es noch wenig über hundert Jahre her. All das was man jetzt das „Verwaltungsgebiet" des Staates heißt, ist annectirtes Terrain. Das Feudalrecht gab jeder rechtlichen Befugniß den Charakter des Privatrechtes, und alle diese Privatrechte zu schützen, war die Aufgabe der „Obrigkeit". Deßhalb waren damals auch die staatlichen Behörden fast ausschließlich nur Gerichte und die geringe Verwaltungsthätigkeit des Staates erschien als Rechtsprechung. In dem Maaße, als das römische Recht einriß, wurde es anders. Im absoluten Fürstenthum gewann ein neuer Begriff Form und Leben „die Staatsgewalt". Diese wollte nicht mehr bloß die Erhalterin der allgemeinen Rechtsordnung sein, sondern auch die Förderin der allgemeinen Wohlfahrt. Es entstanden neben den Justiz-Sachen auch die Polizei-Sachen. Diese waren das vom Staate der bürgerlichen Gesellschaft abgenommene Gebiet.

Seitdem aber der Staat in die Societät eingedrungen ist, fährt das Staatsschiff, wie von einer reißenden Strömung erfaßt, in den Socialismus hinein. Der Staat verwaltet bereits alle Lebensgebiete und spielt das Factotum. Wenn aber der Staat alle Rechte auf sich cumulirt, so contrahirt er damit auch alle Pflichten — und das ist der Communismus. Auf dem Gebiete der Schule ist dieser bereits durchgeführt: der Staat versorgt jeden Einzelnen mit geistiger Nahrung. Consequenter Weise müßten all unsere Schulhäuser zwei Abtheilungen haben: einen Pavillon zum Lehren und ein Hinterhaus zum Nähren.

Im Lande der allgemeinen Wehrpflicht hat der Staat gewiß das höchste Interesse am körperlichen Gedeihen des Volkes. Mangel an Geist macht immer noch nicht militäruntauglich, wohl aber Mangel an Körper. Es wird nicht lange dauern, so muß der Staat auch hier ein Augenmerk nehmen und seine pädagogische

Mission auch auf die materiellen Interessen der Familie ausdehnen. Schon vor einigen Jahrzehnten erlaubte sich der Staat in einigen Schwarzwäldler Gemeinden folgende Procedur. Nachdem man sich der Unterstützung der ordentlichen Leute gegen die große Schaar der notorischen Vagabunden versichert, auch etwa den Schullehrer oder Pfarrer gewechselt hatte, ward ein besonders gewürfelter Gensdarm als Arbeitspädagog mit ausgedehnter Vollmacht in's Dorf gesetzt. Erwiesene Tagdiebe und Strolche wurden zur Zwangsarbeit auf die Gemeindegründe geführt. Den anderen verkommenen Leuten ward Saat u. dgl. gratis ausgetheilt, doch niemals so, daß sie dieselbe über Nacht in den Häusern behalten durften, weil sie sonst in der Regel wenigstens verschwunden war. Der Arbeitspädagog, der Gensdarm, ging mit den Leuten auf's Feld und sah zu, daß sie Saat und Kartoffeln auch wirklich in die Erde legten. (Bei einem ähnlichen Verfahren Friedrich's II. pflegten dann aber die Bauern in der nächsten Nacht die Kartoffeln wieder auszugraben.) Frühmorgens durchwanderte der Gensdarm die Häuser seiner Pflegebefohlenen und sah zu, daß die Kinder gewaschen und gelaust, die Krätzigen eingesalbt wurden u. s. f.

Nur der erste Schritt ist schwer. Wenn der Staat einmal anfängt, das Wohl der einzelnen Individuen zu besorgen, so dürfte es ebenso schwierig sein, die Grenzen seiner Aufgabe zu fixiren, als zu sagen, wo der Weltraum ein Ende hat. Das Individuum gibt den Kampf um's Dasein auf, die gesellschaftliche Energie erschlafft, und der Staat wird eine große Pfründnerstiftung, abwechselnd mit Externat und Internat, und Alles lebt auf Regiments-Unkosten vom Minister angefangen bis zum Sträfling im Gefängniß herab.

Es ist unerhört, zu welchen Dingen die Staatshilfe bereits in Anspruch genommen wird. In Stuttgart beschäftigte sich am 19. Oktober 1868 eine „deutsche Frauenconferenz" mit der Verbesserung des Frauenlooses und zunächst mit der großen Sterb-

lichkeit unter den Kindern; dabei wurde beschlossen: „Es solle bei den Regierungen dahin gewirkt werden, daß ein Gesetz erlassen werde, wodurch es jeder Braut zur Pflicht gemacht und als Bedingung der Heirathserlaubniß ein Zeugniß von ihr abverlangt werde, daß sie einen Kursus über die Kinderpflege angehört und mit Erfolg besucht habe." Seit einer Reihe von Jahren sind in verschiedenen deutschen Blättern lange Artikel über „Krippen" erschienen, worin die Staatsregierungen und Volkskammern alles Ernstes aufgefordert werden, die Krippen in den Organismus der Volkserziehung, deren Ausgangspunkt und Grundlage sie werden müßten, einzufügen. Ohne Phrase heißt das, es sollen auch die Krippen obligatorisch gemacht werden. Die Krippen crèches sind Pflege- und Bewahranstalten für Säuglinge. Es gibt sowohl „Tagkinder" als „Nachtkinder", je nachdem sie bloß bei Tag oder auch bei Nacht verpflegt werden.

Daß man der deutschen Familie auch diese Todeswunde noch versetzen könnte, ist klar. Wie überall, so würde auch hier das Angebot die Nachfrage erzeugen. Wir haben in Deutschland kein Findelhaus, aber auch kein Findelkind. Die „Bayer. Ztg." Nr. 40 Jahrg. 1866 berichtete: „In der seit fünfzehn Jahren bestehenden Findelanstalt zu Mailand wurden 75,000 Kinder aufgenommen, wovon 61,000 gestorben sind. Der Provinz kostet dieses Institut 1,200,000 Lire."

Offenbar müßten diese Krippen, wenn sie allgemein würden, das Familienleben in seinen Wurzeln zerstören. Sie sind ein wesentliches Stück communistischer Staatsform, die unmittelbare Vorstufe der Staatskindererzeugungs-Anstalten. In England hat man das auch sofort erkannt. Dort war es der einflußreiche Social-Reformer Robert Owen, der, durch einen schlichten Mann aus seiner Arbeiter-Colonie, J. Buchanan, angeregt, in New-Lenark zuerst eine Kleinkinderbewahranstalt mit Schule gründete. Das Beispiel wirkte dort langsamer als in Deutschland, weil es bei seinem ersten Auftreten mit socialistischen Ideen verbunden

erschien, deren Bedenkliches dem angelsächsischen Auge nicht entging. Die Geistlichkeit namentlich zeigte sich als hartnäckige und wirksame Gegnerin aller dieser Bestrebungen. So ist es gekommen, daß in England diese Institution eine weit weniger bedeutende Ausdehnung erhielt, als bei uns, wo die Zwangsschule schon dafür disponirte.

Als Motiv für das Vordringen des Staates bis an die Wiege wird in erster Linie die große Sterblichkeit der Kinder angegeben. Die Ursache dieser sei in verkehrter Pflege oder in gänzlichem Mangel derselben zu suchen. Das Familienleben, besonders in Arbeiterkreisen, ist vielfach zerrüttet und so hängt die Ursache der Kindersterblichkeit unläugbar mit der Rohheit und dem Verfall unserer allgemeinen Volkszustände innig zusammen. Freilich sollte man meinen, solchen Volkszuständen gegenüber müßte vorgeschlagen werden: Hebung der Sittlichkeit, des Familienlebens, der Religion. Aber nein! Nicht das Volk soll gesünder, sondern die Krankenhäuser sollen größer werden!

Diejenigen, welche für Frauen-Emancipation schwärmen, haben allerdings in den Krippen ein wirksames Mittel zum Zweck gefunden. Unter der Herrschaft der christlichen Ehe hat die Frau eine sociale Stellung nur im Anschlusse an den Mann. Das Laster vermindert die Ehen. Darnach stellt sich das Bedürfniß ein, auch der Frauenwelt eine selbstständige sociale Stellung einzuräumen. Man hat also die Mädchen bei Telegraphen und Eisenbahnen angestellt, ihnen im subalternen Dienst der Kanzleien Beschäftigung gegeben. Aber all das sind nur Palliative und Surrogate. Kinderpflege sei ein wesentlich weiblicher Beruf, dazu besitzen die Frauen gottverliehenen Instinct. „Durch allgemeine Einführung der Krippen," so sagt man uns nämlich, „wäre eine wesentliche Lücke ausgefüllt: in dem vom Staate organisirten und hinreichend belohnten Beruf von Pflegerinen und Erzieherinen der frühesten Jugend wäre einer großen Anzahl von ehrbaren Mädchen die Möglichkeit gegeben, zu einer achtbaren und zugleich gesicherten

bürgerlichen Stellung zu gelangen.“ Also was bisher der „Hunger und die Liebe“ thaten, soll künftig der Staat thun. Kinderwarten soll ein bezahltes Staatsamt werden, die Natur tritt ab und der Staat tritt für sie ein. Die Ehe wird zerstört, dafür werden Krippen gegründet. Die Vogelnester werden ausgerottet und Staatsbrutöfen werden angelegt. Auch hier fällt das Haus und wächst die Fabrik. Natürlich ist das Erzeugen auch kein mehr wesentlicher Beruf des Weibes als das Ernähren, und wenn Alles staatlich organisirt und genossenschaftlich angelegt ist, wird auch hier die gesetzliche Regelung unvermeidlich sein. Die Affichen der einzelnen Stockwerke werden dann lauten: Staatskindererzeugungsanstalten, Krippen, Bewahranstalten, Schulen u. s. w. Die Ehe wird dann noch ein Luxus sein, den sich nur der Reiche gestatten kann, wie ein eigener Heerd, eigenes Haus, eigene Equipage, Privat-Erzieher u. s. w. Für die Menge sind die Volksküche, die Miethkaserne, der Omnibus, der Schullehrer und die oben berührten Anstalten vorhanden.

Es ist ein hartes und abstruses Thema; aber die Consequenz, oder vielmehr die Unerbittlichkeit der Logik treibt uns mitten hindurch. Wer A sagt, muß auch B sagen. Darum sympathisiren die Fanatiker des Schulzwanges allzeit und überall mit den öffentlichen Suppenanstalten. Aus Rio de Janeiro meldete die „Anglo-Brazilian Times“ vom 6. Oktober 1871: „Die Assembly der Provinz Rio de Janeiro hat den Schulzwang für Kinder vom siebenten bis vierzehnten Lebensjahr eingeführt. Arme Kinder sollen überdies auf Kosten der Provinz anständig gekleidet werden. Aus allen Theilen des Landes kommen deßhalb Anerkennungsadressen an die Assembly.“ Von einem brasilianischen Farmer darf man freilich nicht verlangen, daß er auch weiß, was er thut. Julius Knorr, Besitzer der „Neust. Nachrichten“ in München, die seit 1848 mit gutem Erfolg in Volksverdummung arbeiten, hat zu Weihnachten 1872 dem Magistrat der Stadt München ein Legat von 20,000 Gulden übergeben: 10,000 Gulden waren

bestimmt für die Volksschulen, 10,000 Gulden für die Volksküchen. Das thut der Instinct.

Auf solche Weise wird der Familie auch die Ernährung der Kinder noch abgenommen, nachdem man ihr bereits die Erziehung entzogen hat. Die Ehen sind dann freilich nichts mehr als Privatbordelle, die einstweilen noch neben den öffentlichen Toleranzhäusern fortbestehen dürfen bis zur gesetzlichen Organisation der Staatskindererzeugungsanstalten. Der Hauptgrund, den der heil. Thomas für die Unauflöslichkeit der Ehe jure naturali anführt, nämlich die Kindererziehung, ist dann weggefallen und die Civilehe ist berechtigt und an ihrem Platze. Jean Jaques Rousseau hat diese Culturstufe bereits anticipirt, indem er seine Kinder in's Findelhaus schickte.

Es gibt liberale Männer, welche den Muth der Consequenz haben. Am 2. Februar 1874 schloß England einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit dem Emir von Kaschgar und Jarkand. Der Unterhändler desselben, Douglas Forsyth, gab ihn in Begleitung einer Denkschrift heraus. In dieser letzteren heißt es: „Die Gewohnheiten des Volkes sind der Industrie günstig. Statt daß jede einzelne Familie ihre eigenen Nahrungsmittel koche und so einen kostbaren Theil des Tages mit solchen Beschäftigungen vergeude, wie dies in Indien der Fall ist, gibt es hier unzählige Gasthäuser und Bäckereien, und Brod und Fleisch und Pasteten werden in den Straßen verkauft, und den Massen wird ein sehr billiges Mittagsmahl geboten.“ Da sieht man's ja deutlich, daß die Ehe der Industrie überall schädlich ist, also fort mit Schaden! Man muß sich hüten anzunehmen, daß Douglas Forsyth ein liberaler Flachkopf wäre, der über die lange Ziffer seines Monatsgehaltes nicht hinaussieht. Douglas Forsyth ist einer der hellsten Köpfe Englands. Aber er ist ein liberaler Staatsmann von wirklich reinem Wasser. Diesen Herren ist die gesammte Production des Volkes nur dazu da, um in den Händen einer immer kleiner werdenden Zahl von Besitzenden als Kapital sich

anzuhäufen und ihnen und ihrer Schutzanstalt, welche Staat genannt wird, Macht zu verschaffen. Wie das Volk selber lebt, ob es bloß dazu da ist, um fortzuexistiren, wie es bisher existirt hat, unter dem einzigen Lebenszweck der materiellen Arbeit, d. h. um die Arbeit — und dazu rechnet man auch die Fortpflanzung zur Erzeugung neuer Arbeitskräfte — zum Vortheil des Kapitals fortsetzen zu können, oder ob die Menschen einen höheren Lebenszweck haben, das kümmert den liberalistischen Staat gar nichts. Er kümmert sich um die Menschen nur so weit, sie so gut als möglich zu Steuerzahlern und Dienern der öffentlichen Lebensmaschine abzurichten und zu Opfern des Staatsmolochs zu machen, denn der Staat ist Machterzeugungsmaschine und als solcher sich Selbstzweck. Dieser Staatsmoloch wird blau-roth-weiß oder in anderer Dreifarbigkeit angestrichen, und der weltliche Gott, der von den Völkern nicht bloß verlangt, daß sie vor ihm auf den Knieen liegen, sondern daß sie ihr Blut auf dem Altar, den man Vaterland nennt, verspritzen sollen, ist fertig.

Nicht der einzelne Mensch und seine Wohlfahrt ist der Zweck des liberalistischen Staates, nicht die Erhebung des Volkes durch die Herrschaft der sittlichen Freiheit, sondern die Völker sind nur zur Bedienung der Kapitalsvermehrungsmaschinerie des Staates da und dann noch, um den an der Spitze Stehenden Ruhm und Genüsse einzutragen. Der Einzelne mag sich groß fühlen als Mitmachterzeuger und Arbeits- oder Kriegs-Invalide in spe. Dieser moderne Staat ist der Staat der Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln, der das Volk wie eine Fabrik- oder Zuchthausgesellschaft behandelt.

Es darf kein Volk eine sparsamere Finanzordnung, eine bessere und volksthümlichere Rechtsordnung, eine freiere Schulordnung haben; es muß Alles über einen Leisten geschlagen und zugerichtet sein. Denn der Liberalismus läßt zwar jeden nach seiner Façon selig werden; dafür müssen aber Alle nach einer Façon wirthschaften, arbeiten, Geld machen, damit ihnen das-

selbe wieder leicht abgenommen werden kann, und müssen Alle auf dieselbe Weise abgerichtet und gedrillt werden, denn nichts darf ungleich sein, als die Geldsäcke. Die Ungleichheit und Mannigfaltigkeit erschwert die Schablonirung und Uebersicht und man muß doch dem Auslande das Studium der Geographie und dem Inlande das Studium des Statutarrechtes ersparen. Wie imponirend ist es, wenn auf den Wink eines einzigen Willens Millionen wie ein Mann dastehen, um sich wie eine Drahtpuppe von diesem regieren zu lassen!

Es geht ein socialdemokratischer Geist durch die Welt. Man könnte fast sagen: wie die Ströme dem Meere, so streben alle modernen Institutionen dem Communismus zu. Eben lösen die Staaten alle Privateisenbahnen ab, der Staat setzt sich in Besitz aller Verkehrsmittel, das ist ein großer Schritt zur Uebernahme aller „Arbeitsinstrumente" auf die Gesammtheit. Compagnien und Banken geben Milliarden von Pfandbriefen aus, d. h. sie centralisiren das ganze Darlehensgeschäft und nehmen das Creditwesen aus den Händen der Privaten. Das Versicherungswesen in allen seinen Auszweigungen legt ein großes Terrain eigener Thätigkeit trocken. Insbesonders ist durch das öffentliche Brandversicherungswesen mit halbamtlichen Feuerwehren u. dgl. beinahe das ganze Privatbaugeschäft auf die Gesammtheit übergegangen. Nur das Anzünden wird noch privatim betrieben. Die finanzielle Centralisation geht mit der politischen Hand in Hand: durch das Cautions-, Curatel-, Ablösungs-, Schulden- und ähnliche „Wesen" hat sich der Staat in den Besitz beinahe des ganzen beweglichen Vermögens der Nation gesetzt. Es fehlen nur noch Grund und Boden, und das eben sind die socialdemokratischen „Arbeitsinstrumente". Alles gehört dem Staat und der Staat gehört dem allgemeinen Stimmrecht. Die fictive Gleichheit vor dem Gesetz ist der nackte Communismus: der Baron Liebig an seinem Experimentirtisch ist da dem Bauern gleich, der den Dünger aus der Stadt holt, und Gold, Silber, Eisen, Blei: alles

ist egal. Daß der Militarismus mit der allgemeinen Wehrpflicht communistischer Natur ist, zeigt schon die allgemeine Uniform. Der Liberalismus hat alle ständischen Abstufungen nivellirt und nur mehr ein allgemeines Staatsbürgerthum übrig gelassen. So fahren wir den Berg hinan. Oder vielmehr hinab.

Die Zukunft gehört der Socialdemokratie, und doch hat die Socialdemokratie keine Zukunft. Darin besteht eben das Leben, daß sich aus den einfachen Stoffen verschiedene Gebilde entwickeln, die verschieden organisirt sind und verschiedenen Zwecken dienen. Wenn sich die organischen Gebilde wieder in ihre Elemente auflösen, so nennt man das den Tod. In der Natur bilden sich aus der Verwesung wieder neue Pflanzen, nicht aber in der Cultur: eine Wiese erzeugt stets neu ihren Teppich, nicht aber ein Kunstgarten. Wird dieser sich selbst überlassen, dann wird er zur Wildniß. Im weiteren Verlaufe des gegenwärtigen socialen Prozesses wird die gesellschaftliche Flora immer ärmer, die Existenzen mit selbstständiger Lebensstellung werden fortwährend decimirt, und die Gesellschaft wird sichtlich auf zwei Gattungen reducirt: auf eine immer kleiner werdende Classe von Kapitalisten und auf eine immer größer werdende Masse von besitzlosen Arbeitern. So werden wir denn schließlich in eine Lage kommen müssen, die zur geistigen und materiellen Erstarrung des Volkes führt; denn Leben kann nur entstehen aus einem Reichthum an verschiedenartigen und mannigfaltigen Gesellschaftsexistenzen und Zuständen. Wie die Einfachheit solcher den Mangel der Cultur am Anfange des Völkerlebens anzeigt, so muß das Zurückkehren zu ihnen auch wieder den Verfall der Cultur und das Ausgelebtsein des gesellschaftlichen Baumes anzeigen. Als Beleg hiefür mag Rußland dienen. Rußland hat kein Mittelalter gehabt, die ungeheuere Nation ist wenig ständisch organisirt, Grund und Boden sind noch Gemeindeeigenthum und der Staatsabsolutismus, im Czaren verkörpert, umspannt das Riesenreich. Alle Unterthanen des Selbstherrschers müssen auf dieselbe Weise denken,

fühlen und dienen. Deßwegen bietet aber auch die russische Geschichte keine ausgeprägten Individualitäten dar.

Die Internationale tritt überall in erster Linie für den obligatorischen und unentgeltlichen Unterricht ein. Das erfordert vor Allem schon das Princip der »Égalité«. Der Schulzwang nivellirt die Geister. Die Communisten haben daher das Gefühl, man müsse das Genie bis auf einen gewissen Grad dumm und die angeborne Dummheit bis auf einen gewissen Grad gescheidt machen, so daß sich beide halbwegs die Hände reichten zur Herstellung der allgemeinen Gleichheit.

Ferner hat die Socialdemokratie das ganz richtige Gefühl, daß bei unseren öffentlichen Zuständen Lesen und Schreiben sehr wichtige Waffen für Diejenigen sind, welche sich des Staates bemächtigen wollen. Wir haben viele öffentliche Zustände, welche dem Einfluß von unten verfallen sind: Geschwornengerichte, Gemeindeverwaltung. Man denke an die Wahlen, welche immer mehr zu directen werden. Gerade die Reichstagswahlen haben der überraschten Welt gezeigt, daß Deutschland mehr Socialdemokraten hat, als die großen Industrie-Länder England und Frankreich. Das kommt vom Schulzwang. Damit ja kein Zweifel hierüber bestehen kann, so hat Engl's Statistik gleich nach den Wahlen mit Zahlen festgestellt, daß gerade in jenen Provinzen Preußens, welche die beste Schulbildung aufweisen, die meisten Socialdemokraten leben. Es gibt keinen analphabetischen Socialdemokraten. Das wird die vollkommene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der kommenden Culturepoche ausmachen: Ein Rock, Eine Suppe und Ein Landes-Lehr- und Lesebuch.

Man glaube nur nicht, das sei Uebertreibung oder höchstens theoretische Consequenzmacherei. Nicht bloß die Logik der Thatsachen, auch die Thatsachen der Logik haben eine unwiderstehliche Gewalt. Nicht bloß Tausende, sondern bereits Hunderttausende durchschauen das Zwingende der ausgeführten Analogie. Schon im Jahre 1844 hat in der Sitzung des landwirthschaftlichen

Centralvereins zu Paris ein Mitglied der Akademie, Ramon de la Sagra, zur Abhilfe gegen die Unwissenheit der Landwirthe und die Zerstückelung des Bodens vorgeschlagen: den Staat baldmöglichst zum Besitzer alles Landes zu machen, und dieses durch landwirthschaftliche Ingenieure, die ihre Bildung in den Staatsschulen erhielten, bebauen zu lassen, wodurch der Bodenertrag sich verdoppeln werde. Erst 1865 hat Agathon de Potter der belgischen Akademie ein Memoire eingereicht unter dem Titel „der Schulzwang". Wenn wir das Thema des Verfassers von den Erwägungen und Citaten, auf welche er es stützt, und von den Wolken, in welche er es einhüllt, herausnehmen, so finden wir den Inhalt desselben in folgenden wörtlich aus seinen Abhandlungen excerpirten Sätzen [1]):

1. Das individuelle Eigenthumsrecht auf Grund und Boden muß aufgehoben werden; es ist dasselbe lediglich ein Monopol, dessen Ursprung und Erhaltung auf keinerlei Weise gebilliget werden kann. Die Erde ist das Eigenthum Aller, Alle haben auf sie ein gleiches Recht; es muß collectiv ausgeübt werden zu Gunsten der ganzen Menschheit.

2. Der industrielle Fortschritt, die Anwendung der Maschinen ist heutzutage ein bloßes Mittel, die Arbeiter auszunutzen und zu unterdrücken, die Reichthümer der Kapitalisten aber zu vermehren. Die Gesellschaft muß so organisirt sein, daß die Erfindungen, Verbesserungen und Maschinen nicht mehr bloß einer geringen Anzahl Vortheil bringen, sondern daß sie Allen nützen und Jeder den Beweis dafür erhält, daß es nach dieser neuen Organisation je mehr Maschinen desto mehr Glückliche gibt.

3. Der Arbeiter ist heutzutage ein an die Scholle der Werkstatt angebundener Sklave, er ist das Eigenthum des Herrn, der ihn beschäftigt und der ganz seinen Vortheil dabei findet, wenn

---

1) Académie royale belgique. »Des Bulletins,« 2me sér. t. XX. nr. 7.

er seinen Arbeitslohn immer mehr vermindert. Um diesen Mißbrauch zu beseitigen, braucht man ganz einfach die Gesellschaft folgendermaßen zu organisiren: a) es soll keine Eigenthümer mehr geben, unter welcher Form und Benennung es auch sei, und dann unterrichte man Jeden so weit, daß er einsehe, daß er Niemands Eigenthum sei; b) es sollen die Arbeiter sich so viel verdienen, als nothwendig ist, um bequem leben zu können.

4. Alle Menschen sind gleich, denn alle sind gebildet durch die Vereinigung eines Organismus mit einem fühlenden Principe, sind anerkanntermaßen identisch. Damit diese Gleichheit verbürgt sei, müssen nothwendig Alle durch Fürsorge und auf Kosten der Gesellschaft erzogen und unterrichtet werden, so daß die errungenen Wissenschaften Allen zur Verfügung stehen.

5. Die gesetzlose Concurrenz ist heutzutage eine Quelle des Verderbens und aller möglichen Uebel. Um sie zu entfernen, kommt es darauf an, die Geisteskraft aller Einzelnen mit der gleichen Sorgfalt zu entwickeln, um unter den Arbeitern eine wirklich freie Concurrenz herzustellen in der Weise, daß zufolge der neuen socialen Organisation die Summe des Reichthums für den Einzelnen das Maaß des Verdienstes bildet.

6. Die Gesellschaft ist der brutalen Gewalt überliefert, sie ruht auf einem Sophisma. Dieses Sophisma ist die vorgebliche Existenz eines menschenähnlichen Gottes, der die Offenbarung gegeben und die Ordnung vorgeschrieben und der es sich zur Aufgabe macht, jene, die seinen Befehlen gehorchen oder sie übertreten, zu belohnen oder zu bestrafen. Diese Oberherrschaft kann die Prüfung der Vernunft nicht bestehen und diese legt ihr Princip bloß und stürzt es um. Daher die Nothwendigkeit, an die Stelle dieser Oberherrschaft jene der reinen unbestreitbaren Vernunft zu setzen, welche, wenn sie einmal inthronisirt ist, ihre Herrschaft unerschütterlich behaupten wird. Nunmehr der Botmäßigkeit der Vernunft unterworfen, wird Jeder begreifen, daß es in seinem

wohlverstandenen Interesse und im Interesse Aller liegt, vollständig und gewissenhaft den Vorschriften der souveränen Vernunft und den daraus folgenden Gesetzen zu gehorsamen.

7. Das Volk ist heutzutage in finsterer Unwissenheit befangen. Um es ihr zu entreißen und zum wahren Lichte zu erwecken, muß man ganz einfach die Gesellschaft in der Weise organisiren, daß Alle an der Fülle der intellectuellen Reichthümer theilnehmen können, daß der Unterricht tugendhafte Menschen mache, und dann muß man diesen Unterricht einem Jeden gewähren.

8. Der zunehmende Pauperismus ist das nothwendige Resultat aller Mißbräuche, die seit langer Zeit eingerissen sind. Um ihm seine Quellen zu verstopfen, muß man a) den moralischen Pauperismus vernichten, indem man den Beweis liefert, daß das fühlende Princip immateriell ist, um darlegen zu können, daß der ehrliche Mann kein Narr ist, und diese Wahrheit Allen einprägen durch Erziehung und Unterricht, b) den materiellen Pauperismus vernichten, indem man Grund und Boden, wie auch den größeren Theil der von den früheren Geschlechtern angesammelten Kapitalien dem collectiven Eigenthum zutheilt und die Reichthümer zur Verfügung Aller stellt.

Das Angeführte genügt sicherlich, um sich einen allgemeinen Begriff von der Theorie zu bilden, nach welcher sich der Socialismus die künftige Gesellschaft construirt. Es herrscht eine wesentliche Analogie und eine reale Wechselbeziehung zwischen der Welt des Leibes und der Welt des Geistes. Das geistige Gebiet, der Nibelungenhort des gesammten menschlichen Wissens wird auch von der Partei des Liberalismus für vogelfrei erklärt; nicht bloß das, er wird zwangsweise unter die Massen vertheilt. Der Schulzwang ist der staatlich organisirte Communismus auf geistigem Gebiet. Der intellectuelle Pauperismus soll vernichtet, soll unmöglich gemacht werden. Allein das soll auch genug sein. Das irdische Territorium soll ein für allemal Tabu sein, das materielle

Eigenthum müsse heilig bleiben, an eine Gütergemeinschaft könne nie und nimmer gedacht werden, das wäre ein Verbrechen, das wäre blutige Barbarei! Aber diejenigen Liberalen, denen die Inspiration des Geldsackes fehlt, d. h. die Socialisten, die Arbeiter, diese haben eine ganz andere Logik. Sie sagen, das intellectuelle und das materielle Eigenthum müsse getheilt werden; nicht bloß die Wissenschaft, auch Grund und Boden sei zwangsweise zu parcelliren, nicht bloß der moralische Pauperismus sei zu vernichten, sondern auch der reale. „Jedes Kind hat ein Recht auf Unterricht:" sagt der Liberalismus; „und ein Recht auf die Erträgnisse der Erde:" ergänzt der Socialismus. Auf letztere noch mehr, als auf ersteren; denn primum vivere deinde philosophari. Eins ist Noth, und das ist Brod. Die Menschheit hat Jahrtausende lang ohne Botanik gelebt, aber nicht ein Jahr ohne Feldfrucht.

Der Zusammenhang zwischen Schulzwang und materieller Staatshilfe ist dem ganzen Arbeiterstand so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er die beiden Begriffe willkürlich umdreht und bald diesen bald jenen als Ursache und den andern als Wirkung nimmt. Wo sie daher mit der Forderung materieller Staatshilfe noch nicht durchdringen können, agitiren sie einstweilen für den obligatorischen und unentgeltlichen Unterricht, in der sicheren Erwartung, daß dem geistigen Communismus der materielle nachfolgen müsse. So 1864 in Frankreich, wo die Arbeiter-Deputirten bei der Adreßdebatte die Forderung stellten, daß „die Arbeiter nichts mehr vom Staate verlangten als das Recht, ihre Lage durch die eigene Energie zu verbessern, wozu der Unterricht und eine größere Freiheit der Association das Mittel bieten würden." Hier will man also den materiellen Pauperismus durch geistige Bereicherung angreifen; gerade umgekehrt verfährt der „New-York Herald", welcher in einer Correspondenz aus Mexiko schrieb [1]: „Die Schwierigkeiten entspringen

1) „Südd. Presse" 1867, Nr. 37, Morgenbl.

zumeist aus dem Mangel an Bildung unter den Massen. Die Volkserziehung kann aber nie Fortschritte machen, so lange das Grundeigenthum nicht gleichmäßiger vertheilt ist, denn die jetzigen feudalen Zustände sind ihr absolut feindlich. Güter von hundert bis hundertundfünfzig deutschen Quadratmeilen, wie die Brüder Sanchez in Coahuila und Flores in Durango besitzen, können sich nicht halten, sobald die armen dienstbaren Bebauer derselben zu geistiger Freiheit heranwachsen." So sind also staatliche Zwangsschulen und materielle Staatshilfe in der Hand des Arbeiters wie ein Tuch, das man hin und herdreht, weil man nicht sicher entscheiden kann, welches die vordere und welches die hintere Seite sei. Ueberall wo die Arbeiter über die Ungleichheit des Besitzes deliberiren und wo sie auf Mittel denken, die Macht des Kapitals zu brechen, da läuft ihnen der Schulzwang durch die Gedanken, und überall wo er durchläuft, zieht er die Eierschale seines Ursprunges aus dem Socialismus hinten nach.

Wenn nun der Schulzwang wirklich bloß die Kehrseite des Socialismus ist, so ist die Gefahr wahrhaftig nicht klein. Die Zahl der Arbeiter ist Legion und sie wächst täglich. Mögen ihre Parteiungen sonst wie immer schattirt sein, über den Schulzwang sind sie einig. Daß der nordamerikanische Bürgerkrieg ein socialer war und kein politischer, das bestreitet jetzt kein unterrichteter Mann mehr. Erst gegenwärtig aber zeigt sich auch, daß in erster Linie socialistische Strömungen die Lohe anfachen halfen. Die „Newyork-Tribune" war dasjenige amerikanische Blatt, welches die Furie am rabiatesten schürte. Die Begründer und ersten Leiter desselben sind aber Fourieristen gewesen, eine socialistische Secte, die sich mit Errichtung von Phalansteren beschäftiget und deren Sectengeist einen beinahe religiösen Charakter an den Tag gelegt hat. Im Sommer 1877 erstaunten beide Hemisphären, als der colossale Eisenbahnstrike losbrach und die Union der nordamerikanischen Staaten mehrere Tage lang blutend und wehrlos in der Gewalt der Socialisten sich befand. Frankreich hat die

Commune erlebt. Das deutsche Parlament sah fünfzehn socialdemokratische Abgeordnete eintreten. Man wird es sehen: die Zukunft gehört den Socialisten.

Die Schule muß obligatorisch und unentgeltlich sein. Die Unentgeltlichkeit ist das Salz zum Ei. Gegen diese Unentgeltlichkeit des Unterrichts wehren sich besonders die Engländer aus allen Kräften, sie hassen dieses Wort noch weit mehr als den Zwang. Offenbar fühlen sie in diesem Begriffe den Socialismus, wie die Gemse den nachsetzenden Jäger im Windzug. Ueber den unentgeltlichen Unterricht bestehen unklare und falsche Ansichten. Genau genommen kann von einem solchen nur die Rede sein bei Schulen, welche aus Schenkungen und Stiftungen unterhalten werden. Gewöhnlich aber versteht man unter jener landläufigen Phrase nur so viel, daß in Zukunft die Schullehrer auf den Etat des Unterrichtsministeriums übernommen werden sollen. Während also bisher Diejenigen den Schullehrer unterhielten, d. h. Schulgeld zahlten, deren Kinder oder Pflegbefohlene wirklich zur Schule gingen, soll künftighin ein jeder Staatsbürger Schulgeld bezahlen, ganz abgesehen davon ob er Kinder habe oder nicht. Eine Pflicht, die bisher immer und überall der Familie oblag, die Sache der individuellen Freiheit sein mußte, wird durch Uebernahme auf die Staatscasse communistisch ausgeglichen. Die Schulsteuer ist der erste Schritt des Staates vom intellectuellen Communismus auf den materiellen hinüber. Durch den Schulzwang nimmt der Staat den Eltern das Recht und die Pflicht des Lehrens ab, durch die Schulsteuer greift er bereits auch in die Nährpflicht der Familie ein. Insofern nämlich der Unterricht der Kinder materielle Kosten verursacht, gehört er zur Nährpflicht der Eltern, und diese entzieht nun Allvater Staat der freien individuellen Thätigkeit und macht sie zu einer gemeinsamen Last. So schreitet die moderne Staatsallmacht über die Trümmer corporativer und individueller Pflichten und Rechte vorwärts frisch und fröhlich in den Communismus hinein.

Consequenter Weise muß schließlich einmal ein Punkt kommen, wo der Staat die ganze Gesellschaft in die Hand nimmt, um sie auf Regie zu nähren.

Man braucht nicht an das Ablösungs-Amortisations-Expropriationsgesetz u. dgl. zu denken, das Beispiel der Schule genügt. Zu einer Zeit, wo noch kein Staat der Welt an Schulen gedacht hat, haben Private, Corporationen und besonders die Kirche unzählige Schulen mühsam gegründet. Da erscheint der moderne Staat und läßt sich durch die Vertreter der Gesammtheit einfach als gesetzlicher Eigenthümer aller Schulen erklären. Das ist die Confiscation aller privaten und corporativen Schulrechte, das ist der Socialismus. Aber es ist unserer Zeit der Rechtsbegriff abhanden gekommen. Sogar die Aerzte drängen sich heran und wollen auch mit Theil haben an der Herrschaft über die Schule. Aber, meine Herren, die Schulen gehören Jenen, die sie gegründet haben! Jeder soll das Recht haben Schulen zu gründen; aber es kann doch nicht Jeder zugreifen, wo Andere bezahlt haben.

Die Massen, von der Presse versimpelt, werden allerdings durch die „Unentgeltlichkeit" des Unterrichts geködert. Beim Zahlen hört bekanntlich die Gemüthlichkeit auf. Das Volk ist ein Riese ohne Kopf und begreift nicht, daß die Unentgeltlichkeit nur Schein ist, weil der Staat nichts auszahlen kann, was er nicht vorher auf irgend eine Weise der Bevölkerung abgenommen hat. Man wird sehen, daß nur wenige Schritte sind vom Kapitol zum tarpejischen Felsen.

Nichts kann merkwürdiger sein, als die Rechtstitel, auf welche sich die Schulmonopolisten stützen. Man sagt, der Staat habe ein überaus großes Interesse an der Schule. Gut! Aber wenn das Interesse ein Occupationstitel ist: wo finden dann Freiheit und Eigenthum ihren letzten Schlupfwinkel? Werden nach dieser Theorie nicht alle Confiscationen, ja sogar Diebereien, insofern denselben ein Interesse zu Grunde liegt, gerechtfertiget sein? Wohl hatte Achab ein Interesse an dem Garten des Naboth,

wahrscheinlich hatte sogar der bayerische Hiesel ein großes Interesse an Dem was er annexirt hat, aber waren sie deshalb berechtiget zuzugreifen? Man sagt wohl, das Interesse biete einen ideellen Rechtstitel nur dem Repräsentanten der Allgemeinheit, d. h. dem Staate. Allein die Confiscation aller privaten Rechtstitel zu Gunsten der Commune und die entsprechende Uebernahme des Individuums auf Staatsregie definirt eben das Wesen des Communismus. Dem communistischen Staat steht der Titel des Bedürfnisses wohl an, dem Rechtsstaate aber geht es mit demselben wie dem Vetter Christian im Sprüchwort, der glaubte, er habe ein Päckchen Tabak gekauft, da hatte er es gestohlen.

Die Principien sind wie der Teufel: reicht man ihm einen Finger, so nimmt er die ganze Hand und ruht nicht, bis er den ganzen Menschen an sich gerissen hat. Der Liberalismus anerkennt nur mehr ein einziges Recht als unabhängig von den Majoritätsbeschlüssen seiner Kammern an, nämlich das Recht des souveränen Privatgeldbeutels. Auf diesem steht ein für allemal: non plus ultra! Der Socialismus aber, weit consequenter, mediatisirt auch dieses Recht. Eben reclamirt er Grund und Boden für den Staat und zieht seine Tranchéen gegen die Position des Erbrechtes. Am leichtesten sind auch hier wieder unsere Schulmeister fertig geworden. Als man von kirchlicher Seite das positive historische Anrecht auf die Schule geltend machte, da sagten sie rundweg heraus: „Eine Generation kann nicht für ihre Nachkommen bindende Verpflichtungen eingehen [1])." Das ist der Communismus sans cérémonie. Und einen solchen Zustand muß Niebuhr geahnt haben, als er am 5. Oktober 1830 schrieb: „Wenn Gott nicht wunderbar hilft, so steht uns eine Zerstörung bevor, wie die römische Welt .... sie erfahren hat: die Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung und Wissen-

1) Gustav Fröhlich, Rector in Rastenberg, „Pädagogische Bausteine". Jena 1867. S. 228.

schaft. Wir eilen im Fluge der Barbarei zu . . . . und das Ende vom Lied wird der Despotismus auf Ruinen sein."

Wir nähern uns dem Schlusse. Längst hat wohl Einer der Leser gedacht, es sei zu viel bewiesen, also gar nichts. So weit seien wir noch lange nicht. Ganz richtig: wir sind noch nicht am Ziele, aber wir sind auf dem rechten Wege. Vorerst zehren wir noch von dem Depositum vergangener Jahrhunderte. Inzwischen fährt unser Schulsystem mit vollen Segeln auf den Socialismus los. Die Einsätze sind gemacht, die Consequenzen werden folgen. Wir haben hier die Consequenzen vorher aufgezeigt, folgsam dem Rathe Schiller's: „Leiste deinen Zeitgenossen was sie brauchen, nicht was sie loben." Vielleicht ist dennoch eine bessere Einsicht möglich. Denn: „wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach!"

In gleichem Verlage erscheint:

Weltgeschichte

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Sechs Bände.

Dem in der katholischen Presse wiederholt ausgesprochenen Wunsche nach einer allgemeinen Weltgeschichte entgegenkommend, veranstaltete die Verlagshandlung die Herausgabe eines solchen Werkes, dessen Verfasser Herr Dr. Holzwarth ist.

Das ganze Werk wird sechs Bände umfassen und beruht auf langjährigen und gründlichen Quellenstudien. Die Eintheilung des Stoffes ist in der Weise getroffen, daß die einzelnen Ereignisse die ihrer Wichtigkeit gebührende Berücksichtigung finden. Die Darstellung ist durchaus objectiv, wahrheitsgetreu und übersichtlich.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkte des Christenthums, weil nur im Lichte des christlichen Glaubens die Ereignisse im Leben der Völker richtig aufgefaßt und beurtheilt werden können. Er faßt die Weltgeschichte auf als die Darstellung des unter der Leitung der göttlichen Vorsehung von der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte geführten Kampfes um das Reich Jesu Christi gegen das des Antichrist.

Vorzüglich war der Verfasser bemüht, durch seine in anziehender Form geschriebene Weltgeschichte allen Ständen eine belehrende und zugleich angenehme Lectüre zu bieten.

Wer die tendenziöse Entstellung und Ausbeutung der geschichtlichen Thatsachen auf den Universitäten, in den höheren und niederen Schulen und besonders in der liberalen Tagespresse näher kennt, wird sicher unserem Unternehmen Beifall zollen und dasselbe nach Kräften zu unterstützen bereit sein.

Um dem Werke die weiteste Verbreitung zu ermöglichen, hat die Verlagshandlung den Preis eines Bogens in Octavformat auf nur 10 Pfennige gesetzt und erscheint alle 3 bis 4 Wochen eine Lieferung von 6 Bogen zum Preise von 60 Pfennigen — 75 Cent. — 36 Nkr. östr. W.

Bestellungen nehmen sowohl die Verlagshandlung als auch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und Colporteure entgegen und versenden auf Verlangen die erste Lieferung zur geneigten Ansicht.